Das Stift.

Zweiter Theil.

Das Stift.

Nordische Photographien.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Dörffling und Franke.
1862.

Achtzehntes Kapitel.

„Crescendo! — un poco crescendo! — So! — Da kommt die kleine Aria, die kleine sanfte Luft, und fängt an zu wachsen und zu schwellen und zu steigen, und fängt an die Flügel auszubreiten und zu bewegen. — Und nun stürmt sie und braust und tobt, und aus der zarten Aria wird eine Braut des Sturmes, wird eine wirbelnde Windsbraut! — Con fuoco! con fuoco, Signora! — Und aus dem Fuoco springen die Funken und breiten sich als glänzendes Brillantino über den luftigen Tonhimmel aus! — Aber dort oben bleiben sie nicht, sie senken sich wieder, die Töne, und ziehen wie Glockenstimmen über die Erde hin — dolce come la parole del angelo. — Und, Signora — der Ton muß sterben — languissando; aber sein Grab darf nur das Herz sein — l'harmonia del nomo col cielo! —"

„Bravo, Signor Vichetti!" rief die Gräfin Sonnenberg, „es ist eine bezaubernde Musik! — Ist er nicht himmlisch, dieser Italiener, mit seiner phantasiereichen Auffassung, Baron? — Musiker, Dichter, Zauberer, Wunderthäter, sage ich! — Da capo, Signor! da capo!"

Signor Vichetti hatte seine Violine niedergelegt und stützte sich ermüdet auf den Stuhl, der neben ihm stand. Comtesse Naide, die ihn mit Herminen à quatre mains begleitet hatte, erhob sich mit einem strahlenden Blick, der die Anwesenden streifte, und wandte sich mit übermüthigem Lächeln an den Musiker.

„Ich lasse aus meinem Herzen unter keiner Bedingung ein Grab machen, Signor!" sagte sie scherzend, „denn da unten ist es fürchterlich!"

„Aber das Grab ist die Samenkapsel des Lebens, Signora," wandte Vichetti ein, „und das Herz auch. Drinnen ist Bewegung, drinnen ist eine Sehnsucht nach oben. Es keimt, es sproßt, es schlägt die Augen auf, es streckt die Arme aus, sprengt die Hülle mit der allgewaltigen Kraft des Lebens! Langsam und zart wie eine Ahnung steigt das grüne Keimchen hervor, drängt sich zwischen den Erdschollen hindurch, und nun ist's ein Sproß, ein Schaft; Blätter brechen wie Flügel hervor, — und endlich hängen die bunten Blüthen daran und schmücken, millionenfach neben einander, die Felder. So sollen auch die Töne mit neu erstandenem Leben aus dem Herzen hervorgehen. O sancta musica!"

„Celesto! celesto!" klatschte die Gräfin dem excentrischen Italiener zu, „jetzt glaube ich es, daß Ihre Sonne nur goldene Früchte reift! Aber, mia cara," wandte sie sich an die Tochter, „singt doch noch die schöne Arie von Verdi, sie ist so hinreißend!""

„Ich glaube Hermine ist heiser!" sagte Naide nachlässig und wollte ihren Platz verlassen.

„Die Arie ist aber so zauberhaft schön, und ganz für deine Stimme geschaffen," bat die Gräfin. „Nein, Baron, in diesem Stück müssen Sie meiner Naide Stimme hören, das ist ihre Hauptrolle! — come la voce del angelo! Nicht wahr, Signor Vichetti?"

Der geschmeidige Italiener verneigte sich zustimmend und seine und Möhrens vereinte Bitten überwanden endlich die spröde Künstlerlaune der jungen Dame, deren volle, reiche Stimme in dieser Arie wirklich die „Hauptrolle" hatte, wie die Gräfin sich ausgedrückt, indem Vichetti und Hermine nur als Schleppträger ihrem Solo nachhalfen.

„Diese Tremolos!" rief die Gräfin in forcirter Kunstextase wie außer sich, „Der ganze Mensch vibrirt! der Boden unter ihm zittert! — Und da hängen sich die langen Cadenzas wie goldene Ketten daran und schlagen den Hörer in Fesseln. — He, he! italienischer Zauberer, habe ich nicht auch ein Stück Phantasie? — C'est divin, Baron, c'est vraiment céleste!"

Ein Diener unterbrach ihre Begeisterung, indem er ihr ein fein geschriebenes Billet überreichte. Die Gräfin durchflog es und warf es mißmuthig auf den Tisch. „Diese ewigen Störungen!" rief sie. „Gerade heute hoffte ich einen recht gemüthlichen Abend mit Ihnen zu verbringen, mein lieber Baron; ich hoffe, es wäre Ihnen nicht so mal à propos gewesen, wie mir dieses Billet."

Möhren verneigte sich.

„Muß auch dieser Ira Aldridge gerade heute die obstinate Idee haben, den Othello zum ersten male zu spielen! Und meine theure Fürstin Subanow hat in Voraus-

sicht meiner Gleichgültigkeit dagegen gleich zwei Logen, für sich und für mich, genommen!"

„Othello!" rief Möhren entzückt, „und keine Loge, kein Plätzchen mehr zu haben?"

„Gewiß nicht," sagte die Gräfin; „aber ich hoffe mit Bestimmtheit auf Ihre ritterliche Begleitung."

„Höchst schmeichelhaft!" murmelte Möhren mit wiederholten Verbeugungen.

„Gestehen Sie es nur aufrichtig, Baron, daß Ihre Zufriedenheit mit dieser Bitte mehr dem schwarzen Amerikaner als mir gilt!" sagte die Gräfin, indem sie ihn forschend ansah.

„Das Glück Ihrer Nähe ist nur vergrößerungs-, nie verkleinerungsfähig!" erwiederte Möhren.

„So? —" sagte die Gräfin gedehnt und unzufrieden. „Je glücklicher mich das Zusammensein mit einer Person macht, desto schneller fühlt es sich beeinträchtigt und geschmälert! — mit Ihnen scheint das anders zu sein!"

Sie stand auf und verließ das Zimmer, um sich anzukleiden, und auch Naide und Hermine eilten fort, um Toilette für das Theater zu machen. Signor Vichetti hatte sich längst verabschiedet. Eine Viertelstunde später meldete der Diener den Wagen der Gräfin; Möhren eilte hinunter, man stieg ein und trat bald in die Loge, wo die Fürstin Subanow den Ankommenden sehr fröhlich entgegenlachte.

Das Theater war heute überfüllt, das Publikum glänzend. Vor allen zog die kaiserliche Familie und der ganze strahlende Hof die neugierigen Blicke auf sich, bis der Vorhang sich hob. Jetzt schwieg die Musik und die

Bühne wurde der Schauplatz der größten Bühnenvirtuosität, welche die alte und neue Welt zur Zeit aufzuweisen hatten. Der braune Amerikaner, mit seinem Englisch ganz isolirt unter den deutschen Genossen, und so aller nur einigermaßen kräftigen Unterstützung von Seiten der Mitspielenden beraubt, rief dennoch durch die gewaltige Macht seines ausdrucksvollen Spieles und die Beweglichkeit seiner Stimme, mit ihrer alle Vorstellung übersteigenden weichen, herzgewinnenden Modulation der Töne, einen so stürmischen Beifall hervor, daß selbst Tadelsucht und Neid für's erste wenigstens mit keinem Worte der Kritik sich herauswagten. Seine dunkeln, leuchtenden Augen, die mit brennender Gewalt alle Blicke an sich fesselten, strahlten mit jenem unbewußten Siegesglanz, den nur die Vollkommenheit in der Kunst, nicht das Bewußtsein sicher errungenen Ruhmes gibt. Als er mit stolzer Haltung, die Arme verschränkt, sich kaum merklich vor dem Publikum verbeugte, bei dem das Beifallsklatschen zu einer wahren Wuth geworden zu sein schien, das in Enthusiasmus raste: da sprach sich auf so imposante Weise eine kalte Gleichgültigkeit gegen allen Beifall, das Bewußtsein, daß er nicht erst ein Publikum brauche um sich groß zu fühlen, in seinem Wesen aus, daß für einen Augenblick stumme Bewunderung der rauschenden Huldigung folgte, bis der Vorhang fiel und nun das bunte Durcheinander von faden und geistreichen, besonnenen und enthusiastischen, verdienten und unverdienten Lobsprüchen zu brausen begann, unter dem bei solchen Gelegenheiten das Publikum hinauszuströmen pflegt.

„Nun, mein lieber Baron," fragte die Gräfin, indem sie sich erhob, „sind Sie nicht einen guten Sprung weiter gekommen auf dem schwierigen Wege edler Gefühle? Wenn ich nicht irre, wollten Sie die Künstler in Ihrem Herzen missioniren lassen? nicht wahr?"

„Ich muß gestehen," rief die Fürstin Subanow lachend, „wenn mein Mann so vortrefflich den Eifersüchtigen spielen könnte wie Ira Aldridge, so wollte ich ihm zehnmal des Tags Gelegenheit dazu verschaffen und ihm eben so oft vergeben! Für einen Ira Aldridge lohnt es sich auch, den Verliebten zu spielen!" fügte sie mit einem Blick auf Walischkin hinzu, der sich im Corridor der Gesellschaft anschloß, zu welcher auch Kusnetow sich herbeifand.

„Wenigstens um des Beifalls willen!" versetzte Walischkin etwas kleinlaut.

„Weder der Eifersüchtige noch der Verliebte hat mich gefesselt," sagte Möhren, „überhaupt nicht das Spiel, der Schein der Wahrheit, sondern der tiefe Ernst des Stücks, die hinreißende Macht der Wahrheit!"

Die Gräfin lachte. „Sie müssen erst ein Jahr in der Residenz gelebt haben," sagte sie, „um die idealen Anschauungen zu verlieren! Ich habe Sie eigentlich wegen zu großen Ernstes nicht zu tadeln; aber es scheint doch bei Ihnen in der Tiefe noch etwas zu sein, was für unsere großstädtischen Verhältnisse zu beengt ist!"

„Thun Sie sich keinen Zwang mit der Poesie an," rief die Fürstin Subanow: „sie ist hier ganz von einer jovialen Realität unterdrückt, von einer prosaischen Freiheit, die ihre Ueberschwänglichkeiten verlacht."

„Nur die Wahrheit in ihr nicht!“ betheuerte Walischkin.

„Wahrheit!“ rief die Fürstin. „Man spricht von der Wahrheit wie von der neuesten Mode und entzieht sich ihr eben so leicht und schnell, wie man mit dieser wechselt. Das ist eine lustige Moral, die sich wie Schlingkraut um unsere Füße legt!“

„Die Fürstin ist heute besonders piquant,“ bemerkte Kusnetow gegen Naide.

„Vielleicht hat sie noch nie einen Menschen gefunden, der wahr gewesen wäre,“ antwortete Naide.

Kusnetow lachte und winkte Walischkin zu, dem er, als er Naiden begrüßt hatte, sagte: „Dein Hengst hat einen ausgezeichneten Trab; aber dir scheint die Trennung schwer geworden zu sein, du siehst ja ganz schwermüthig aus?“

„Nur für ein theures Opfer kann man das Theuerste gewinnen!“ versetzte Walischkin, indem er sich gegen Naide verneigte, deren leichtes Lächeln aber sich bei diesen Worten in ein verächtliches umwandelte.

„Du scheinst indeß mit dem Hengst auch dein Glück zum Opfer gebracht zu haben!“ spottete, dies bemerkend, Kusnetow.

Da fuhr Walischkin, indem er die Hand an den Degen legte, heraus: „Gestatten Sie, Comtesse, daß man mich an Ihrer Seite verhöhne?“

„Ich gestatte an meiner Seite nur eine friedliche Unterhaltung,“ antwortete Naide stolz, indem sie auf Kusnetows Arm gestützt an den Wagen trat. „Wir haben morgen Soirée musicale, Fürst!“ sagte sie dann noch zu diesem, — und der Wagen rollte davon.

„Du bist ja gewaltig in der Gunst gestiegen!" bemerkte Walischkin.

„Freilich," versetzte Kusnetow lachend, „durch Schmachten gewinnt man kein Damenherz; aber fasse es nur bei seiner Unklarheit über sich selbst, behaupte durch Blick und That einer Dame frisch ins Angesicht, daß du ihr gefällst, — so glaubt sie es."

„Geh, du weißt nichts von wahrem Verliebtsein!" sagte Walischkin, „das hast du nie kennen gelernt."

„Wäre auch eine ganz undankbare Mühe!" antwortete Kusnetow lachend. „Treibe dir die Grillen aus dem Kopfe, Walischkin! Kann ein Ritter sich mit solchem Zeuge abgeben? — Aber sage mir, für wen girrst du denn eigentlich? Oder ist das ein Geheimniß?"

Walischkin schüttelte den Kopf. „Für eine Unerreichbare!" sagte er traurig.

„Aha! da geht der Fuchs hinaus!" rief Kusnetow. — „Und dieser kleine gräfliche Spielball ist nur ein Vorwand?"

„Und eine Aushülfe," ergänzte Walischkin; „sie hat Geld, das wie ein Deckel auf meine Schulden paßt!"

Kusnetow lachte laut. „Du armer Teufel siehst auch entsetzlich lahm aus!" sagte er. „Aber ich muß es dir nur gestehen, obgleich ich der Inbegriff alles Leichtsinns bin, so würde mir doch dies arme kleine Hoffräulein leid thun, wenn es in deine Hände fiele. Es scheint doch nach etwas mehr zu verlangen als du bieten kannst. Drücken dich denn die Schulden so schwer?"

„Ich kann davon nicht leben!" versetzte Walischkin.

„Oho!" sagte Kusnetow, „du kannst ja noch witzig

sein! dann geht es schon. Ich will dir etwas sagen, Walischkin, was du nur vergessen zu haben scheinst: Je weniger man hat, desto mehr giebt man aus, denn in's Nichts kann Niemand Rechnung machen! Aber deinen Hengst kannst du morgen wieder holen lassen: du hast ja das schöne Spiel ausgespielt."

„Bist du so sicher?" fragte Walischkin verletzt.

„Alle Welt! Mir liegt herzlich wenig an dieser Sicherheit! Kannst du sie haben, so nimm sie; ich finde im Augenblick nichts Besseres und will probiren, wie weit man mit Keckheit kommen kann! Adieu, Freund! Laß dein Gesicht dir einmal Ehre machen; lasse die weichlichen Fratzen!" Mit diesen Worten schüttelte er ihm die Hand und sie trennten sich.

Im Conversationszimmer der Gräfin brannte ein gemüthliches Kaminfeuer dem runden Theetisch gegenüber, und gab diesem mit seinem massiven Silber-Service und der dampfenden Theemaschine und den weichen Sammetpolstern auf Divan und Sesseln umher ein noch einladenderes Ansehen. Die weiße Alabasterlampe, welche in der Ecke des Zimmers ihr mild gedämpftes Licht in eine Laube von Lorbeeren und blühenden Camelien ergoß, schwebte wie eine weiße Taube in schüchterner Ferne von der Gesellschaft, die in lauter Unterhaltung um den Tisch her saß.

Möhren zog die Uhr aus der Tasche. „Ich fürchte fast, daß meine Frau uns mit dem Thee erwartet," sagte er etwas ängstlich.

„Ja, Papa," fiel Hermine ein, „sie wollte heute recht

früh zurück sein, denn sie hatte nur noch wenig in dem Quartier zu ordnen, nachdem die Gräfin abgereist ist — ich glaube nur noch einige Papiere."

„Ich hoffe daß Sie nicht die Absicht haben mich so empfindlich zu verletzen, Baron," sagte die Gräfin. „Ein Mann in Ihrer Stellung hat nicht blos für sein Haus Pflichten; und mir sind Sie heute noch einen besonderen Abtrag an Aufmerksamkeit schuldig für diejenige, welche Sie mir auf Veranlassung jenes schwarzen Ira Aldridge entwandt haben. Setzen Sie sich, mein lieber Baron," fügte sie sehr liebenswürdig hinzu, „ich muß Sie überdies noch lehren, wie Sie sich's in ihrem eignen Hause gemüthlicher zu machen haben."

„Ihr Rath wird mir sehr willkommen sein, Gräfin, denn ich muß gestehen, ich vermisse eigentlich den Geist des traulichen Comforts, der behaglichen Gemüthlichkeit in meinen Zimmern."

„Zur Gemüthlichkeit gehört ein Einverständniß, Baron," sagte die Gräfin, „ein empfänglicher Sinn dafür, und der geht unserer lieben Baronin vollkommen ab. Nicht wahr, Sie müssen es doch selbst gestehen: Ihre Frau schmückt ihr Herz gewiß vortrefflich, aber ihre Zimmer zu schmücken hält sie für Ueberfluß. Sie haben dagegen viel Sinn für das Schöne, mit einem feinen Gefühle finden Sie stets mit Sicherheit das Geschmackvollste von verschiedenen Einrichtungen heraus. Darin müßten Sie nun verstanden und unterstützt werden, Sie müßten eine Frau haben, die nicht nur Ihre Inventionen erriethe, sondern auch tagtäglich Sie mit der Ausführung überraschte, aber so...!"

„Es könnte in mancher Hinsicht wohl anders bei uns sein;“ gab Möhren zu.

„Unendlich anders!“ fuhr die Gräfin eifrig fort. „Sie müssen oft das Gefühl haben wie ein Durstender dem man von fern, ohne daß er sie erreichen kann, eine Schale mit dem herrlichsten Quellwasser vorhält! Ich bekenne Ihnen, daß diese gerühmten nüchternen Menschen meiner Seele gänzlich fremd sind, daß mir die sogenannte edle Nüchternheit nur eine Dürre der Seele, ein Mangel an Gefühl zu sein scheint; ich halte alle nüchternen Menschen so fest für gänzlich kalt von Herzen, daß mich neben ihnen stets ein Frost überläuft.“

„Ich glaube die Nüchternheit muß doch auch eine warme Sonnenseite haben,“ warf Möhren ein, „aber....“

„Aber gefunden haben Sie dieselbe noch nicht, wollten Sie sagen,“ half die Gräfin rasch nach. „Nun ja, das meine ich auch, und der vernünftige Mensch glaubt nur das, was zu glauben er wirklich Grund hat. Ich habe die Nüchternheit immer nur kalt und langweilig gefunden.“

„Aber bei uns sieht es doch eigentlich gar nicht so nüchtern aus,“ sagte Hermine.

„Ja, mein liebes Kind, wo dein Papa ist, kann es nie ganz dazu kommen,“ versetzte die Gräfin, „und du weißt ja, wie gern ich sonst in eurem Hause war. In der letzten Zeit hat sich das natürlich anders gemacht, da deine Mama nie zu Hause war....“

„Das ging nun einmal nicht, da Mama die Kranke pflegte und die Ansteckung für uns fürchten mußte.“

„Ganz recht, mein Kind, deine Mama ist eine vor-

treffliche Mutter; aber du und dein Papa ihr gefielt euch doch besser hier in Gesellschaft, als dort in der leeren, einsamen Wohnung, und deine Mama konnte unmöglich verlangen, daß das anders sein sollte."

„O, Mama ist Ihnen auch gewiß sehr dankbar, daß Sie sich unsrer so gütig angenommen haben. Aber in der letzten Zeit ist sie wieder recht viel zu Hause gewesen."

„Nur nie zu bestimmter Zeit, mein Kind; und sieben oder acht Wochen — so lange hat ja wohl die Krankheit gedauert? — sind eine Frist zur Gewöhnung. Darf ich das hoffen, mein lieber Baron? Morgen ist Soirée musicale: Signor Vichetti wird eigne Compositionen vortragen; Ihre Hermine und Naide sollen das Duo von Verdi singen; ich werde ein kleines Capriccio mit Ihrer Begleitung spielen — nicht wahr, Baron? Das gibt ein allerliebstes Familienconcert! — Deine Mama kommt gewiß gern mit," wandte sich die Gräfin an Herminen, die etwas ängstlich aussah. „Uebermorgen hält Herr Balato seinen physikalischen Vortrag beim Thee und macht die anziehendsten Experimente, und am Sonnabend bringt Herr Gogel einen Himmelsglobus mit und wir fahren ein wenig über die Milchstraße zu den Dioskuren. Freitag aber ist Thé dansant bei der Fürstin Subanow, und da darfst du nicht fehlen, mein Kind; sie hat mir eine ganz ausdrückliche und wiederholte Einladung für dich und deinen Papa gegeben. Du mußt dann dein himmelblaues Kreppkleid anziehen mit einem Kranz von weißen Rosen im Haar, ganz wie Naide. Ich denke es mir so schön, wenn ihr ganz gleich gekleidet seid.

„O das muß auch allerliebst sein!" stimmte Hermine bei, „aber Naide's Brillantschmuck wird meine Perlen sehr verdunkeln."

„Nein, Naide legt auch ihre Perlen an, damit die Gleichheit nicht gestört wird," bestimmte die Gräfin, und Hermine verfehlte nicht die Liebenswürdigkeit in dieser Anordnung zu rühmen.

So sprach man weiter, indem man bald auf andere Gegenstände überging, bis die Tischuhr daran erinnerte, daß schon eine Stunde nach Mitternacht vergangen war, und nun Möhren sich schnell erhob und nach dem Diener schellte.

„Grüße deine Mama, mein Kind," sagte beim Abschiednehmen die Gräfin zu Herminen; „sage ihr, ich möchte ihr manche Tugenden entwenden, die ich nicht besitze und doch hochachte. Leben Sie wohl, Baron. Geben Sie mir nur schnell noch ein Ja für alle vorhin genannten Abende! Ich habe mir durch meine Gastfreiheit doch ein wenig Recht erworben, Ihre Zeit in Anspruch zu nehmen — also Ja?"

„Sie haben über meine Zeit und über mich selbst zu gebieten!" erwiederte Möhren, im höchsten Grade geschmeichelt und ganz hingenommen durch den Reiz einer Liebenswürdigkeit, die in allen Schattirungen und Windungen ihn umgaukelte, bald ihm schmeichelte und mit weichen Worten ihm wohlzuthun suchte, bald sich von ihm entfernte um die Kraft ihrer Anziehung zu erproben, bald ein mitleidforderndes Verletztsein zeigte, das nachher eine Scene der Versöhnung herbeiführte, die schon im Hintergrunde lauerte, ehe noch der Grund dazu vorhanden war.

Während der langen Abwesenheit seiner Frau hatte Möhren von der Gräfin, die ein großes Mitleiden mit dem verlassenen Hausherrn affektirte, immer häufigere Einladungen erhalten, und die lebenslustige, leichtsinnige Frau hatte ihm ihre Gesellschaft mit solcher Gewandtheit zu würzen und interessant zu machen gewußt, daß ihm ihr Umgang immer unentbehrlicher geworden war und er seine Besuche täglich ein wenig länger ausgedehnt hatte. Die Gräfin verstand es, hundertfältige Sympathien in ihm zu wecken, seinen Neigungen eine Richtung zu geben, die mit der ihrigen parallel lief, ohne daß Möhren nur ahnte, welch eine Gewalt sie über ihn gewonnen hatte. Längst schon waren es nicht mehr Mademoiselle Baignie und Miß Boys, die Herminen zu den vielfachen Stunden begleiteten, welche sie fast den ganzen Nachmittag im Hause der Gräfin hatte; Möhren selbst war dabei, weil, wie er zu seiner Entschuldigung vor sich selbst sagte, alle diese Beschäftigungen einen unendlichen Reiz für ihn besaßen. So war er denn den besten Theil des Tages in der Gesellschaft der Gräfin, für welche diese auch darin eine sichere Lockspeise für ihn ausfindig gemacht hatte, daß sie ihn immer dieser und jener einflußreichen Person vorzustellen hatte und ihm dabei große Auszeichnungen und Ehren vorspiegelte.

In dem Zimmer der Baronin brannte still und ernst die kleine Tischlampe. Auch hier war heute ein freundlicher Theetisch gedeckt: es war ja nun der Bann gehoben, der ein langes Entbehren häuslicher Gemüthlichkeit auf-

erlegt hatte. Und dazu war Möhrens Geburtstag und deshalb das Zimmer besonders geschmückt und von den hier und da sinnig angebrachten, besonders aber Möhrens Bild umgebenden Blumen mit Wohlgerüchen gefüllt. Auch hatte der Baron, als er zugleich mit seiner Gattin das Haus verließ, dieser versprochen, nach beendigter Stunde zurückzukehren und den Thee bei ihr zu trinken. Nun hatte er aber, wie wir gesehen haben, theils die Zusage vergessen, theils auch nicht Kraft gehabt, die Bitte seiner Gattin denen der Gräfin vorzuziehen, wobei er darin eine Entschuldigung fand, daß sie ja nicht gerade dringend gewesen war — natürlich weil sie nicht geahnt hatte, wie sehr es dessen bedurfte.

So war denn der Theetisch unberührt stehen geblieben und die Baronin saß vor ihrer Physharmonika, die Bibel aufgeschlagen auf ihren Knien und ihre blassen Züge vom Schein der Lampe halb verdeckt. „Der Herr ist dein Heil und dein sehr großer Hort! Der Herr ist deines Lebens Kraft!" las sie „Ich sitze unter dem Schatten Seiner Flügel und unter Seinem Schirm!" Hier senkte sie das Haupt und langsam floß eine große Thräne auf das Buch.

Neunzehntes Kapitel.

Als Frau v. Möhren am andern Morgen in ihr Zimmer trat, wo der schöngeschmückte Theetisch noch unangerührt dastand, wie sie ihn am Vorabende verlassen hatte, nur manche Blume mit gesenkterem Kelche: da mußte sie vor Schmerz den Blick abwenden. Sie setzte sich an die Physharmonika, wo die aufgeschlagene Bibel lag, und es fielen ihr jene an dem Krankenbette ihr so bedeutungsvoll gewordenen Worte in die Augen: „Harre des Herrn, denn Er ist dein Hort, Er wird dir helfen und du wirst Ihm noch danken!" Sinnend ruhte ihr Blick auf dieser Stelle, Augen und Hände schlossen sich im stummen Gebet, und als ihre Seele einen Tropfen Hoffnung gekostet hatte, hob sie mit leiser Stimme an zu den Tönen der kleinen Orgel zu singen:

Amen, Amen, Amen! —
Herr in Deinem Namen
Sprech' ich dieses hohe Wort!
Deinem heil'gen Segen
Geh' ich still entgegen,
Denn Du bist mein starker Hort!"

Es war ein langer stiller Morgen. Die Baronin hatte Zeit für ihren Herrn, und ein wunderbarer Friede wurde ihr in der Einsamkeit zu Theil.

Jetzt war es neun Uhr. Sieben Wochen hatte die Mutter ihr Kind entbehrt, nicht immer seinen Anblick, aber immer den Blick in sein Inneres. Und war auch dieses

Kind in allem Aeußern durch Uebereinkunft und durch Religion ihrer treuen Sorge fast gänzlich entrückt: die Sorge um ihre Seele mußte doch Raum und Mittel finden; trennte sie auf der einen Seite der Vater, so konnte doch auf der andern Seite der HErr sie einen. Sie nahm die Bibel mit sich und ging in das Zimmer ihrer Tochter.

Hermine lag, wie immer nach solchen erinnerungsvollen Abenden, im Negligé auf ihrer Couchette, während Mademoiselle Baignie und Miß Boys in gespannter Wißbegierde und mit bedeutungsvollen und leise stachelnden Bemerkungen vor ihr saßen. Sie war äußerst lebendig und erzählte bald lachend bald schaudernd die Eindrücke, die sie im Theater empfangen, eben so bunt durcheinander, wie sie dort sie aufgenommen hatte. Denn ihr war dort nicht Ira Aldridge mit seiner Kunst der Hauptgegenstand gewesen: die Subanow mit ihrem Humor, die Gräfin mit ihrem Witz, Kusnetow mit seinem Selbstgefühl und Walischkin mit seiner Galanterie, ja das ganze Publicum mit seinen Binocles und Lorgnons, und besonders die Herren mit ihren Liebenswürdigkeiten, waren für sie mindestens ebenso fesselnde Dinge. Der bunte Strom der Gedanken wollte an keinem einzelnen Bilde haften, alles wogte und wallte über ihr Herz und ihre Zunge hin, und die beiden Gesellschafterinnen halfen getreulich nach, wo ein Punkt mit einem Gedankenstrich einzutreten drohte: man sah es deutlich, Mademoiselle Baignie fing an für ihre Schülerin zu hoffen, obgleich noch keine schlagenden Beweise für ihre Erfolge da waren.

Herminens lachende Stimme tönte lustig durch die

geöffnete Thür, als die Baronin eintrat; sie erhob sich rasch und begrüßte die Mutter, brachte dann in leichten Umrissen das Bild der jüngsten Vergangenheit vor ihre Augen und erklärte ihr das Ausbleiben am gestrigen Abende. Die Baronin hörte eine Weile schweigend zu. Ihrem Herzen waren in diesem Augenblicke alle Eindrücke der Art so fremd, daß der Contrast der Empfindungen, die sich in Mutter und Tochter spiegelten, die beiden Augenzeugen unheimlich berührte und Herminen selbst die Frage aufdrängte, warum die Mutter gerade diese fröhliche Stunde stören mußte, wenn sie nicht sie theilen wollte.

„Mein theures Kind,“ sagte die Baronin, die lange mit sich gekämpft hatte, ob sie in Gegenwart dieser Damen ihres Herzens Wünsche offenbaren sollte, „wir konnten so lange unsere Morgenandacht nicht zusammen halten, wollen wir nicht heute wieder damit beginnen?“

Die Bibel lag auf dem Tische. Hermine warf einen ängstlichen Blick nach Mademoiselle Baignie hinüber, deren Lippen überaus spöttisch zuckten. „Ich glaube, liebe Mama,“ sagte sie, „ich bin in diesem Augenblicke wirklich nicht in der Verfassung, die dem lieben Gott und dir lieb wäre — es sieht noch so bunt in meinem Kopfe aus.“

„So will ich nach einer Stunde wiederkommen, mein Kind,“ erwiederte die Baronin sanft, „du wirst dich unterdeß sammeln.“

Mademoiselle Baignie hatte Takt genug um in der Welt zu leben; heute schärfte eine gewisse Antipathie ihr Verständniß, wie denn ihre Rücksichten nur selten von edelen Hebeln getragen wurden. Sie und Miß Boys erhoben sich.

„Ach, Mademoiselle Baignie,“ rief Hermine bittend, „bleiben Sie noch ein wenig!“

„Ihre Frau Mama hat Ihnen ja eine Aufgabe gestellt,“ erwiederte jene spitzig; „überdies muß ich den letzten Band der Mystères um zwölf Uhr an Comtesse Naide schicken und habe noch funfzig Seiten zu lesen. Je vous salue, Madame! Au revoir, Hermine!“ —

„Cette femme hypocrite me fait frémir!“ flüsterte sie dann ihrer Begleiterin zu, als sie den Rücken wandte.

Hermine hörte wenig davon, aber sie verstand die Gesten ihrer Freundin vollkommen.

„Ich glaube wirklich, liebe Mama, du kannst dir nicht denken wie schön wir die ganze Zeit gelebt haben,“ fing sie an, — „so schön es eben ohne dich ging,“ verbesserte sie sich schnell; „aber ich habe es mir nie so herrlich vorstellen können.“

„Ich auch nicht,“ erwiederte die Baronin, „und ich kann es auch jetzt nicht. Ich habe wenig in meinem Leben von dem großstädtischen Treiben gesehen, weniger als du in einem halben Jahre; aber ich finde nichts Schönes daran und bin schon müde von dem Wenigen.“

„Ach ja, Du, meine gute Mama!“ sagte Hermine schmeichelnd, „du bist auch von funfzehn Jahren ein Engel gewesen und nicht solch ein eiteles, übermüthiges Ding wie ich! Ich finde es ganz angenehm noch etwas eitel und vergnügungssüchtig zu sein, und — für eine Dame in der Stadt ist das auch, glaube ich, ganz passend; Naide meint sogar unerläßlich. Es ist wirklich recht angenehm, diese „Lebensschule“, wie die Gräfin es nennt, zu besuchen.“

„Hermine, mein theures Kind, ich will ja deine Freude nicht stören, wenigstens das nicht, was unschuldig an derselben ist . . . . ."

„Es ist ja auch nur Gehorsam, wenn ich gehe," fiel Hermine schnell ein, „denn Papa verlangt es."

Das war der Knoten, den das Schwert der Mutter nicht zerhauen konnte, auf den alle jugendlichen Neigungen Herminens, die fast ausschließlich väterliches Erbtheil waren, sich stützten. Gelöst konnte er nicht werden, nur lockern wollte ihn die Hand der Mutter, damit er nicht das Herz ersticke.

„Du sollst den Willen deines Vaters ehren, liebe Hermine," sagte die Baronin; „aber vergiß dabei auch die Bitte deiner Mutter nicht. Was du nur aus Gehorsam thust, das wird deiner Seele keinen Schaden bringen, was aber darin Eitelkeit oder Unlust an den treugemeinten Wünschen deiner Mutter ist, sollte das dir zum Segen werden können?"

Hermine sah erschrocken aus.

„Meine gute Mama," rief sie, „was meinst du damit? ich liebe dich ja so sehr!"

„Dann könntest du auch jeden Morgen an die Bitte deiner Mutter denken und ein wenig in der Schrift lesen."

„Ach ja," antwortete Hermine verlegen, „gewiß, sehr gern, — aber ich muß jetzt immerfort an das blaue Kleid und die weißen Rosen denken, — immerfort, Mama: keine Farbe steht mir so gut wie Blau. Ich begreife nur gar nicht, mein Herzens-Mamachen, daß du deine Tochter nicht gern hübsch siehst! Die andern Mütter sinnen und denken

nur darauf ihre Töchter zu „Engeln" zu machen, und dir ist das ganz gleich. Die Gräfin sagt hundertmal: mon ange, c'est Naïde! — und das ist immer, wenn sie recht geschmackvoll angezogen war." Hier küßte sie die Hand der Mutter, welche sie wehmüthig anblickte. „Ich glaube auch wir haben die Pflicht, den Menschen, mit denen wir verkehren, einen angenehmen Anblick zu gewähren," fuhr sie dann hastig fort; „warum wird nur Alles Eitelkeit genannt, was allein Schönheitssinn, — ja allein Gefälligkeit für Andere ist?"

„Hermine, wie hat diese „Lebensschule" dein Herz in Selbsttäuschung verwickelt!" rief die Baronin; „denn wenn du aufrichtig wärest, würdest du finden, daß du einzig und allein dir eine Gefälligkeit erweisest, wenn du Andern zu gefallen strebst!"

Hermine wurde roth. „Ich glaube doch, daß die Gräfin ganz Recht hat wenn sie meint, daß man Lebensweisheit und Christenweisheit sehr wohl vereinigen kann," erwiederte sie rasch; „sie sagt es sei das Eine nur eine Uebersetzung des Andern, der Unterschied liege einzig in der Ueberschrift und in der Sprache."

„Vereinigen kann und soll man sie, da hat die Gräfin Recht," erwiederte die Baronin; „aber der Unterschied liegt darin, daß die Eine aus dem Geiste Gottes fließt, die Andere aus rein irdischem Geiste, und Eins können sie nur werden, wenn der Geist Gottes die Lebensweisheit, dieses Kind der Welt, durchdringt und heiligt."

„Aber die Freude an feinem Geschmack, Mama, und an der Schönheit ist doch nicht unchristlich?"

„Mein theures Kind, suchst du eben so dem feinen Geschmacke in allem zu genügen, wenn du allein bist? Dann möchte es wohl nur Freude am Schönen sein, was dich treibt; aber ich fürchte, du ringst nach Bewunderung, und die will durch viel falsche Mittel erkauft sein."

„Ich mag gar nicht von Personen reden," erwiederte Hermine ausweichend, „denn bei Personen nennt man einmal immer das Bestreben dem Schönheitssinne zu entsprechen Eitelkeit; aber wenn man sein Haus so reizend einzurichten weiß, daß jeder es gar nicht wieder verlassen möchte, wenn man seine Zimmer so mit Talent zu schmücken versteht, daß sich jeder nirgends so wohl fühlt, als in ihnen: hältst du das auch nur für Eitelkeit? Mir scheint doch bei Papa nur Schönheitssinn und feiner Geschmack die Ursache zu sein, wenn er immer alles im Hause nicht schön genug haben kann. Und ich glaube auch daß er nur aus Schönheitssinn es gar nicht erwarten kann, bis ich das himmelblaue Kleid zum ersten mal anziehen werde, das er mir selbst ausgesucht hat, — und, Mama, die Gräfin hat für Naide und für mich ganz gleiche Kränze bestellt, denke nur! weiße Unicas mit glänzenden Thautropfen, meine Lieblingsblumen. — Ein Zweig mit Knospen fällt wie herabgebrochen über den Nacken. — O, ich kann dir gar nicht sagen, wie sehr ich mich darauf freue!"

„Liebe Hermine," sagte die Baronin weich, „ich komme nach einer Stunde wieder!"

„Ach, Mama!" rief Hermine, „gute Mama, du bist gewiß böse, daß ich nicht gleich mit dir in der Bibel lesen kann; aber ich weiß nicht, wie es kommt — die Sprache

klingt mir so fremd, sie paßt nicht zu meiner Stimmung — ich muß dann gleich ernsthaft sein, und doch liebt Papa es so sehr, wenn ich recht viel lache und lustig bin und allerhand Späßchen im Kopfe habe. Und das scheint mir doch gar nicht damit zusammenzupassen. Ich weiß auch nicht wie es kommt, daß mir diese Dinge nicht mehr so gefallen wie sonst, da du sie mit mir triebst...."

„Diese Dinge ....?"

„Ach ja, Mama — ich meine Bibellesen und Beten und Lieder singen; es kommt mir nichts mehr so hübsch und angenehm vor. Manchmal — ja manchmal macht es mir sogar etwas Langeweile! — Verzeih, meine liebe Mama," fuhr sie hastig und bittend fort, „es kömmt vielleicht auch daher, weil ich des Abends immer entsetzlich müde bin. Ich habe darum auch das Lesen ganz aufgegeben, denn des Abends verstehe ich immer nichts mehr, und des Morgens schwebt mir all das Schöne und Herrliche vor, das ich am Abend zu erwarten habe. Ach, du weißt nicht, wie angenehm die Gräfin jeden Abend zu machen weiß, wie sie alle unsere Wünsche erräth, wie liebenswürdig sie ist! — Weißt du, Mamachen, die Menschen, die nicht die Bibel lesen, können doch auch recht liebenswürdig sein."

Herminen's Phantasie, die jetzt so viel durch immer neue reizende Erscheinungen aufgeregt und umhergerissen wurde, konnte in diesem Strome des Genießens nirgends mehr recht haften, und flatterte unruhig von einer Vorstellung zur andern.

„Vor den Augen der Menschen ist vieles schön, was

vor dem HErrn nicht bestehen kann!“ antwortete die Baronin mit tiefem Ernst. „Hermine, mein armes Kind! wie verwirrt ist dein Herz! Glaube es mir: was du vor dem HErrn verbergen mußt, das wirst du nie vor Ihm verantworten können — nie, Hermine, denn mit seinem Gebot läßt Er nicht handeln!“

Die Baronin sah so bleich und ernst, so ergreifend ernst aus, daß Hermine erschrak. Sie brach endlich in Thränen aus: „Ich weiß nicht, Mama,“ sagte sie, „warum du heute so streng bist; du hast mir doch nie gesagt, daß es eine Sünde ist zu tanzen und in Gesellschaft zu gehen, und jetzt, wo ich es eben zu kosten anfange und ganz berauscht davon bin, jetzt willst du mich mit einem male losreißen! Ich bin ja jung, Mama, so sehr jung, ich habe noch ein langes Leben vor mir: laß mich doch etwas froh sein! Ich habe wirklich noch nicht daran gedacht, daß ich meinen Frohsinn vor Gott verbergen müsse!“

„Deinen Frohsinn? Nein! Der Christ soll sich freuen und fröhlich sein, denn er hat eine selige Ewigkeit vor sich. Aber die Freude, die uns vom HErrn abführt, die Freude, die uns die Lust an Ihm und Seinem Worte raubt, die sollte sich tief, tief vor Ihm verbergen, wenn sie es könnte, und die soll ewig aus einem Christenherzen verbannt sein — ewig, Hermine: damit es nicht selbst einst aus dem Herzen Gottes verbannt sei!“

Hermine schluchzte fort und blickte ängstlich die Mutter an. „Ich verstehe dich nicht!“ brachte sie nach einer Weile mühsam hervor.

„Liebes Kind,“ sagte die Baronin, deren weiches,

schwaches Herz mit großer Anstrengung sich aufrecht erhielt, „dein Vater verlangt daß du in Gesellschaft gehst und tanzest, daher mußt du es thun; aber vergiß nicht auch des HErrn Verlangen, wie du gehen sollst, zu befolgen! Kannst du, ehe du hingehst, beten: HErr, hilf mir, daß ich vor dem Bösen bewahrt werde! — kannst du mitten in der fröhlichen Gesellschaft dein Herz zum HErrn wenden und beten: Lieber HErr, laß keine bösen Gedanken aufkommen in meinem Herzen und bewahre meine Zunge, daß sie nichts Uebles rede; lieber HErr, hilf mir, daß ich Dich nicht verliere! — dann magst du immerhin in Gesellschaft gehen, magst fröhlich sein und tanzen: denn wo du mit solcher Gesinnung bist, da wird auch die Freude dich nicht vom HErrn hinwegziehen; die falsche Freude, der Rausch, der betäubt und dich dem heiligen Ernste entfremdet, wird fern von dir bleiben!“ —

„So mögen alle Rosen und Perlen bleiben!“ rief Hermine heftig erregt, „ich will alles wegwerfen, ich will es Papa sagen, daß ich nirgends hingehe, nirgends! Ich verspreche dir, Mama ....“

„Nichts sollst du versprechen, als überall und immer zu beten,“ sagte die Baronin ruhig. „Nein, Hermine, das ist nicht die richtige Stimmung. Gehorche deinem Vater, denn Gehorsam ist mehr nütze denn Opfer! Ehre deines Vaters Willen; aber thue es im Namen des HErrn! Was du in Seinem Namen thust, das kann nie schlecht gerathen! Komm, Hermine, wir wollen Ihn beide bitten, daß Er dir die Kraft dazu gebe!“

Sie kniete nieder, Hermine heftig weinend neben ihr.

Das Gebet eines tief bewegten Mutterherzens trug auch das Herz der Tochter mit sich fort.

Der Baron hatte heute den Kaffee später als gewöhnlich getrunken: eine unbegreifliche Scheu lag auf seinem Gewissen, die er vergeblich mit einer Art Verachtung niederzukämpfen strebte, indem er sich sagte, er sei doch solche „Thorheiten" nicht an sich gewohnt, wie er denn auch wirklich seiner furchtsamen Gattin gegenüber nie etwas Aehnliches gefühlt hatte. Endlich dachte er daran die Baronin durch einen Morgengruß, den er ihr unerhörter Weise in ihr Zimmer bringen wollte, mit der gestrigen Vernachlässigung auszusöhnen: mußte doch ein solches Entgegenkommen ihre kühnsten Erwartungen übersteigen.

Rasch entschlossen ging er hinüber. Aber die Baronin saß nicht an ihrer Physharmonika, wie er erwartet hatte: alles ruhte, alles schwieg. — Sein Blick fiel auf den Theetisch — auf das bekränzte Bild! — Plötzlich fiel ihm sein Geburtstag ein. „Arme Alice!" murmelte er. Sein rasch bestimmbares Gemüth fühlte sich von Regungen des Mitleids, die fast an Liebe streiften, ergriffen.

„Meine Lieblingsblumen!" dachte er. „Wie war sie lieblich, als sie ihre weiße Stirn damit schmückte, als sie in bräutlicher Demuth zu mir herüberlächelte! Wie habe ich dich damals geliebt, du zarte deutsche Jungfrau! — Damals! ja — das war damals!" — — Die Tage der alten, guten Zeit, die herrlichen Tage der ersten Liebe begannen an seinem Geiste vorüberzuziehen. Aber diese Regung

war schnell vorbei: ein talentvoller Schüler der „Lebensschule“, hielt er an der Grammatik dieser fest, und so wußte er: ein weicher Mann ist ein Narr, einzige Liebe eine sentimentale Phantasie, treue Liebe altmodischer, plebejer Kram! Sollte ein aufgeklärter Mensch wirklich und mit Ueberzeugung die Ansicht haben können, daß es möglich sei mit Einer Person ein Leben hinzubringen ohne große Langeweile? Oder sollte er verlangen können, daß das, was einem Jünglinge genügte, was einen Jüngling begeisterte, was ein Jüngling forderte, auch noch einem Manne das Herz ausfüllen solle? Unerhörte Thorheit! Ein Jüngling weint nach einer hübschen Larve, ihm schmeichelt die sanfte, hingebende Demuth: seine enge, keimende Welt ist schnell von Sonnenschein durchdrungen; — aber ein Mann will mehr, viel — sehr viel mehr: Geist, glänzende Gaben — Gemüth ist so furchtbar alltäglich!“

Möhren saß längst wieder in seinem Cabinet, als diese Betrachtungen an ihm vorüberzogen. „Die Ehe ist ein Freudenbecher!“ hatte der Ober-Ceremonienmeister vor einigen Tagen gesagt, als Soirée d'esprits forts bei der Gräfin war. „Schmeckt der Wein darin nicht, so gießen wir bessern zu; die Mischung giebt einen piquanten Geschmack, das Exquisiteste, was das große Bankett des Lebens aufzuweisen hat!“ Und daß der Sprechende für die feinsten Mischungen sorgte, daß die meisten Männer an dieser Tafel es thaten, wußte Möhren sehr genau. Auch die ganz liebenswürdig gegen ihre Frauen waren, suchten doch auch jungen Damen zu gefallen, diese Gräfin zu bezaubern, für jene Fürstin hinreißend zu sein. Dies un-

schuldige Spiel ist erlaubt, ist nothwendig: es „schleift den wahren Menschen heraus." Also von Reue, von Abbitte, von Selbstdemüthigung kann hier keine Rede sein. Der Mann ist ganz frei und hat seinem untergeordneten Weibe keine Rechenschaft zu geben. — Möhren war sich keines Unrechts bewußt. Die Gräfin war geistreich, interessant, sie hatte alles was Möhren suchte, und was seine Frau hatte, das suchte er nicht: ganz natürlich also, daß er lieber in der Gesellschaft jener war! — Das war der Schlußstein seines Gedankenganges, als er von dem Diener gestört wurde, der das Frühstück meldete. Noch einmal fuhr ihm da durch den Kopf, wie er seiner Frau entgegentreten wolle, und wie auch das „Ganz natürlich! ganz natürlich!" noch immer in seiner Brust fortklang, so bemühte er sich doch vergebens diesen Worten den Ausdruck zu geben, der seiner Deutung entsprach, und hielt zuletzt für das Beste, gar nichts davon zu erwähnen und seiner Frau so unbefangen wie möglich entgegenzugehen.

Die Baronin und Hermine traten soeben in das Frühstückszimmer. Ein Blick seiner Frau hätte ihn fast wieder weich gemacht: es lag so unbeschreiblich viel Güte und so versöhnende Liebe in diesen stillen Augen, als sie ihm den Morgengruß brachte, — und doch war der Grundton ein unerträglicher Ernst!

„Du hast uns wohl gestern zum Thee erwartet, Alice?" hob der Baron mit gleichgültigem Tone an. „Es kam so rasch die Gelegenheit jenen herrlichen Künstler zu sehen, daß ich nicht einmal die Zeit hatte dich davon zu benachrichtigen; überdies bin ich wirklich so sehr aus der Ge-

wohnheit gekommen dich zu Hause zu wissen, daß du mir die kleine Vergessenheit zu gute halten mußt."

Es that Möhren offenbar einigermaßen wohl, einen Stachel in das Herz seiner Frau zu senken, die sich vielleicht für unschuldig hielt, während er doch, seiner Ansicht nach, so Manches zu tragen hatte.

Die Baronin schwieg ein Weilchen mit gesenkten Augen. „Lieber Philipp," sagte sie endlich, „ich habe große Schuld gegen dich, vergieb mir!" und streckte ihm ihre Hand hin. „Ich habe auch noch in etwas Anderem gestern gegen dich gefehlt," fuhr sie mit stockender Stimme fort: „ich wußte, daß es dir lieb ist wenn dein Geburtstag unbeachtet bleibt, ich weiß es ja seit so vielen Jahren, und doch wagte ich gestern dein Gebot zu übertreten. — Dein Geburtstag, lieber Philipp, war der Grund, warum ich dich bat, den Thee bei mir zu trinken. Ich habe nicht redlich gehandelt, darum durfte aus meiner Freude nichts werden. Vergieb!" Sie reichte ihm noch einmal die Hand hin. Möhren faßte dieselbe in großer Verlegenheit. Er fühlte sich in diesem Augenblick so unsicher und rathlos, daß er vergebens nach einer Antwort rang. War es die alte, unerhört zarte Gewissenhaftigkeit, oder die schüchterne, geknechtete Seele, die sich hier aussprach — oder war es Heuchelei? Ja, er konnte nicht einmal über die Frage hinaus: war es lächerlich, oder war es schön? — Seine geistreichen Floskeln ließen ihn hier alle im Stich: das Herz wollte diesmal eine direkte Antwort, und da er die nicht haben konnte, suchte er der Sache so schnell als möglich zu entfliehen.

„So haben wir einander nichts vorzuwerfen!" sagte er in leichtem Ton, indem er sich zum Lachen zwang. „Indessen ich bleibe ungern Schuldner und möchte mein Wort sobald als möglich nachträglich lösen; aber freilich fürchte ich, die Kuchen werden darüber alt!"

Die Baronin gehörte nicht zu den Naturen, die sich rasch aus einer Stimmung in die andere versetzen können: ihr melancholisches Temperament ließ fast nie eine sanguinische Färbung sehen. Ob Möhrens Hand diesen Schmelz hinweggewischt hatte, seit sie ihm als Gattin angehörte? — das war eine Frage, die er in seinem eigenen sanguinischen Wesen sich noch nie gewissenhaft beantwortet hatte. Doch das war gewiß, daß es eben die schwermüthigen Augen der stillen Jungfrau waren, in denen sein sanguinisch-cholerisches Temperament unbewußterweise einst eine Ergänzung gesucht hatte.

„Papa, wir könnten ja heute zu Hause bleiben!" meinte Hermine; „wir wollen es der Gräfin sagen lassen."

„Heute?" erwiederte Möhren. „Glaubst du wirklich, daß es sich mit meiner ritterlichen Ehre vertrüge, eine Dame, die sich in der liebenswürdigsten Weise deiner angenommen, so empfindlich zu verletzen, daß ich die Abende, die sie fast ausschließlich zu Deiner Uebung, zur Ausbildung Deiner Talente arrangirt hat, versäumte?"

„Aber die Gräfin steht uns doch nicht so nahe wie Mama!" sagte Hermine halb kleinlaut, halb innerlich erfreut, wieder durch den Willen des Vaters unterstützt und entschuldigt zu werden.

„Ich glaube deine Mutter giebt mir darin Recht, daß

die Fernstehenden eher eine Beleidigung finden und empfinden, als die Nächststehenden," erwiederte Möhren, unwillig und gereizt durch das Schweigen seiner Gattin, das ihn der Verlegenheit nahe brachte, die aufgestellte Behauptung näher erklären zu müssen, während er doch noch ehrlich genug war, um nicht mit dem Tone der Ueberzeugung hinzufügen zu können, daß die von ihm behauptete Seelenstimmung aus dem festen Bewußtsein der Nächststehenden hervorgehe, die am meisten Geliebten zu sein. Eine Bestätigung aus dem Munde seiner Frau, wie er sie erwartet hatte, würde ihm wie eine Schuldvergebung und volle Gewährung zum Weiterausbau seiner jetzigen Herzenszustände angelächelt haben. Aber sie schwieg immer noch. „Ich denke, Alice," fuhr er deshalb innerlich aufgeregt fort, „du begleitest uns; die Gräfin wünscht es. Zu den physikalischen und astronomischen Abenden wirst du dich eben so wenig vergebens bitten lassen: du bist ja eine Bewundrerin der Natur," fügte er wieder in scherzendem Tone hinzu; „und dann, Alice, ist Hermine zum erstenmal in die Soirée der Subanow gebeten. Ich habe zugesagt, weil die Fürstin nur Zirkel hat, die der feinen Ausbildung junger Damen günstig sind. Naidens und Herminens schwesterliches Verhältniß wird dort entschieden ausgesprochen, indem sie ganz gleich gekleidet gehen."

„Ich fürchte dieses Verhältniß wird eine Fortsetzung fordern, die deine Mittel übersteigt, lieber Möhren!" wandte die Baronin bescheiden ein.

„Meine Mittel?" fuhr Möhren auf, „Das Glück meiner Tochter zu fördern soll mir wahrlich kein Mittel zu

hoch sein! Bedenkst du denn nicht, welche Aussichten sich damit deinem Kinde öffnen? Kannst du es verantworten, dieselben zurückzustoßen?"

„Dürfen wir sie bei einer solchen Gefahr, wie ich darin sehe, verfolgen?" fragte die Baronin leise.

„Warum nicht?" rief Möhren heftig, „Wenn du keinen Pfennig besäßest und wolltest dein Kind in die Näh- und Strickschule schicken, so würdest du keinen Augenblick anstehen, etwas dazu zu leihen; hier aber, wo es große Zwecke für dasselbe zu erreichen gilt, siehst du wie ein zusammengeschrumpfter Skrupel aus! Wer nichts wagt, gewinnt nichts; und wenn ich mich für ihre Zukunft bis über den Kopf in Schulden stürzen muß, so will ich nicht davor zurückschrecken."

Möhren war aufgesprungen und ging rasch im Zimmer auf und nieder. Die Baronin sah nicht erschrockener, nur noch blässer aus. Hermine zitterte; sie stand auf und ging zum Vater.

„Papa," sagte sie halblaut, „ich möchte aber die Perlen nicht umlegen!"

„Warum?" fragte Möhren laut, indem er einen Blick zur Baronin hinüberwarf.

„Naide sagt, das Fermoir sei zu altmodisch."

„So sollst du ein neues haben."

Hermine sah erschrocken zur Mutter hinüber. „Nein, Papa," fuhr sie fort, „ich glaube, ich bin noch zu jung dafür — ich habe ja auch nichts weiter," fuhr sie stockend fort, „soll ich mit dem Besten anfangen?"

„Gerade mit dem Erbstück deiner Ahnen sollst du an-

fangen, damit sollst du in die Welt geführt werden. Also kein Wort weiter! Du sollst Naiden wie ein Tropfen dem andern gleichen, ihr habt ohnehin viel Aehnlichkeit. Was brauchst du für's Haar?"

„Nichts, Papa!" sagte Hermine ängstlich, „ich habe Alles; ich denke auch das Fermoir kann daran bleiben: das Antike wird immer mehr bewundert als das Neue."

„Das kommt auf die Fassung an," erwiederte Möhren beruhigt. „Zeige es heute Abend der Gräfin; wenn sie für ein modernes entscheidet, so sollst du morgen früh eins haben. Jetzt geh und präparire dich; die Begleitung des Capriccio's ist äußerst schwierig, ich muß den ganzen Tag daran üben. Adieu, Alice! Heute kommst du zu Sonnenbergs, wenn du nicht andere Dinge vorziehst, und über acht Tage trinken wir bei dir den Thee, wir mit der Gräfin!"

Er verließ das Zimmer. Hermine sah ihre Mutter fragend an, aber sie wagte nicht ihre Stille zu stören; sie hatte noch viel zu thun und die Baronin eilte an das Krankenbett einer sterbenden Mutter, um Balsam für ihr verwundetes Herz zu suchen.

Als Hermine in ihr Zimmer trat, kam Mademoiselle Baignie eben von Naiden zurück. „Darf man die heiligen Stimmungen stören, oder sind sie schon verflogen?" fragte sie spitzig durch die halbgeöffnete Thür.

„Ach, kommen Sie, Mademoiselle Baignie!" rief Hermine, „machen Sie mich wieder lustig, ich bin die ganze Zeit betrübt gewesen!"

„Wie kann man über solche Gelegenheit zum Frommwerden traurig sein?“ sagte Mademoiselle Baignie.

„Ach, Sie lachen nur, weil Sie nicht selbst fromm sind!“ antwortete Hermine komisch ärgerlich.

„Kommen Sie, kommen Sie, mein Kind, ich muß Sie redressiren!“ rief Mademoiselle Baignie noch lauter lachend, „Sie sind aber auch ein so schwaches Rohr, das sich von allen Winden beugen läßt! Naide hat gewaltig über Sie gelacht!“

„Das ist sehr unrecht von Naide!“ sagte Hermine fast mit Thränen.

„Unrecht? Warum sind Sie denn nicht ehrlicher gegen Ihre Mama und erklären ihr, daß Sie weder Neigung noch Anlage zur Heiligen haben? Kann man das erzwingen? oder ist erzwungene Frömmigkeit etwas werth? Können Sie zu einer Mutter Vertrauen haben, die Sie à tout prix in ihre Denkweise hineinzwingen will? Können Sie eine Mutter lieben, die so grausam mit ihrem einzigen Kinde umgeht und ihm am liebsten alles Vergnügen und alle Freude in Gift verwandeln möchte? — Kommen Sie, Sie sind schon ganz schwermüthig; ich werde Ihnen wieder einige hübsche Sonnenbergsche Anekdötchen erzählen!“

Und in fünf Minuten hatte das Lachen wie eine Feuersbrunst um sich gegriffen.

Zwanzigstes Kapitel.

„Das ist heute doch wieder einmal ein prachtvolles Novembergesicht!“ rief Therese, die gleich den Uebrigen mit Ankleiden beschäftigt war. „Sage nur, Ida, wo treibst du sie immer auf?“

Ida's Gesicht hatte in der That fast den trotzigsten Ausdruck dessen es fähig war, und der größeste Theil der Elevinnen lachte mit Theresen darüber und erschöpfte sich in zum Theil recht plumpen Anspielungen, bis sie mit dem Ankleiden fertig waren und sich nun gruppenweise im Dortoir vertheilten.

„Was fehlt dir, liebe Ida?“ fragte jetzt Adelheid theilnehmend.

„Das ist nun zum dritten mal, daß man uns die Equipage verweigert, um in die Kirche zu fahren!“ brach Ida los, „zum dritten mal! Sie will uns zu Heiden machen oder — in die griechische Kirche hinüberziehen, deren Kapelle uns stets offen steht.“

„Glaubst du denn, daß das von der Directrice ausgeht?“ fragte Adelheid.

„Ob ich es glaube? — Wer regiert denn hier? wer hat denn Recht zu befehlen, zu verbieten, zu zwingen? Nur sie und immer wieder sie!“

„Ich finde unsere Directrice ist die liebenswürdigste Dame von der Welt,“ sagte Therese lachend: „sie giebt das Beste was sie hat, und das ist ihre Bigotterie!“

Ida zog ihre Mundwinkel verächtlich herab.

„Ich glaube wirklich sie thut es in der Besorgniß um unsere Seelen!“ sagte Adelheid entschuldigend.

„O ich hasse aus Grund meiner Seele diese tyrannische Besorgniß; ich hasse Alles, was meinen freien Willen zwingt oder mit hinterlistiger Gewalt zu gewinnen sucht; ich werde hier nur hassen und verachten lernen!“

„Hassest du vielleicht den Pastor Schwanthal auch?“ fragte Therese spöttisch.

Ein unaussprechlich verächtlicher Blick traf die Redende.

„Ich habe es auch schon recht schmerzlich empfunden,“ sagte Adelheid, „daß man uns so lange nicht die Erlaubniß ertheilte unsere Kirche zu besuchen; aber es muß eben nicht möglich sein, liebe Ida. Gewiß nimmt die Directrice uns nicht gern diese Freude!“

„O es ist ja auch nicht um der Kirche willen,“ erwiederte Ida plötzlich mit verändertem, fast gleichgültigem Tone; „aber ich kann es nicht ertragen geknechtet und gebeugt zu werden, wo ich ein Recht zu fordern habe!“

„Da haben wir's! immer der alte Trotzkopf!“ rief Therese und ging singend und lachend zu einer andern Gruppe.

„Sei ruhig!“ flüsterte Ida der erstaunten Adelheid zu; „wenn ich für meine Seele etwas suche, so kann ich es nur in unsrer Kirche finden, das habe ich erkannt.“

„Warum zeigst du dich denn aber vor Theresen so oberflächlich?“

„Weil Therese keinen Ernst begreift.“

„Verzeih', Ida, für trotzig habe ich dich auch gehalten.“

„O das verzeihe ich dir,“ antwortete Ida, „denn das bin ich: ich bin trotzig, leidenschaftlich, ungezähmt!“

Adelheid sah sie zweifelnd an.

„Du meinst der Eigenwille könne hier wohl zahm werden," sagte Ida lächelnd; „ja zahm vielleicht, das kann er durch Gewalt werden, aber weich nie, hier nie!"

„Aber, Ida, du scheinst jetzt so gut lutherisch gesinnt zu sein, und noch vor einigen Wochen sagtest du, du wüßtest nicht was du wärest; wie kommt das?"

„Wie — das kann ich dir eigentlich nicht sagen; es ist langsam und doch plötzlich gekommen. Alle religiösen Eindrücke, die ich in meinem Elternhause empfangen habe, schlummerten bisher und wurden darum mir selbst nicht bemerkbar; aber jetzt...."

„Bist du zu Hause nicht glücklich gewesen?"

„Ich fühlte mich nicht eigentlich unglücklich; aber glücklich war ich nie. Meine Eltern sind Lutheraner, aber tief im Innern des Landes, umgeben von Griechen- und Russenthum und darein versunken."

Adelheid sah sie erschrocken und fragend an.

„Nein, Adelheid," sagte Ida beruhigend, „dem Namen nach sind sie nicht übergetreten — aber der That nach," fügte sie bitter hinzu. „In meinem Glauben bin ich nicht unterwiesen worden, ich hörte nur immer, wir alle hätten Einen Gott und es sei ganz gleich, in welcher Weise Der verehrt werde. In unsern Zimmern hingen Heiligenbilder. Die Eltern hörte ich oft sagen, wenn ein durchreisender Prediger, der in jedem Jahre einmal hinkam um alle Amtshandlungen zu verrichten, sie darum befragte: „Das ist eine Rücksicht, die wir unsern Dienstboten und Nachbarn schuldig sind, die sich beim Eintreten danach um-

sehen um ein Kreuz zu schlagen!" Der Prediger war damit zufrieden, ich aber konnte nie begreifen, warum die Eltern sagten es sei für die Dienstboten und Nachbarn, denn sie erwiesen jenen Bildern dieselbe Ehrfurcht. Ich hatte aber daraus ersehen, daß wir es nicht zu thun brauchten und daß ein Unterschied zwischen jenen Griechen und uns sei, und ich war eine trotzige und eigenwillige Natur, womit auch Hochmuth zusammenhängt. Die Grundverschiedenheit der Charaktere hatte mich ohnehin stets daran gehindert eine Freundschaft mit meinen russischen Gefährtinnen zu schließen; jetzt war ich stolz darauf etwas Anderes sein zu können als sie, mich von ihnen zu unterscheiden und ihnen zu zeigen, daß ich das nicht thun mußte, was von ihnen gefordert wurde. Ich unterließ also alles, und wenn meine Eltern von mir verlangten, daß ich ein Heiligenbild küssen oder vor ihm die Knieen beugen, oder auch nur ein Kreuz schlagen sollte, antwortete ich mit unendlichem Selbstgefühl: „Ich bin keine Russin!" Meine Freundinnen nannten mich seitdem: „die Heidin," und ich war stolz darauf eine Heidin zu sein, denn es war etwas Anderes als sie waren."

„Aber, Ida, du warst ja erst eilf Jahre, als du hierher kamst."

„Ja, aber doch schon trotzig und selbständig."

Adelheid schüttelte den Kopf.

„Das begreifst du freilich nicht, du weiches, lebendiges Kind, das unter den glücklichsten Verhältnissen und von frommen Eltern erzogen ist. Dein ganzes Leben hat sich nach außen und nach innen frei bewegen können; dagegen

bin ich, starr und verschlossen meiner Natur nach, durch alles was mich umgab mit meinem Seelenleben ganz zurückgedrängt worden. Ich hatte kein Vertrauen zu meinen Eltern, da ich von ihnen immer hörte, es sei einerlei wie man Gott diene, und so wohl herausfühlte, daß sie mir in Rücksicht auf Religion keine Stütze und Richtschnur sein konnten, dies aber auch auf andere Dinge übertrug und ihnen auch darin kein richtiges Urtheil zutraute. So unverständig diese Gedanken waren, so kamen sie mir doch damals sehr richtig und klug vor."

Auf Adelheids Gesicht malte sich immer größeres Erstaunen.

„Aber, Ida," rief sie, indem sie die Hände zusammenschlug, „du mußt auch sehr klug gewesen sein, sehr! — aber....."

„Aber schlecht," ergänzte Ida. „Da hast du Recht: ein sehr schlechtes Kind; und auch durchaus nicht so klug, wie es dir scheint: denn was mir jetzt zum Bewußtsein gekommen, was mir jetzt erst so klar geworden ist, daß ich es in Worte fassen kann, das war damals nur ein dunkles, unbestimmtes Gefühl, von dem ich mich aber leiten ließ und durch welches arger Hochmuth mit großer Abneigung gegen die Annahme fremder Ansichten, krasser Eigensinn und der entschiedenste Trotz Macht über mich gewannen — und diese Untugenden hat nachher niemand gebrochen."

„Aber Therese sagte ja, du wärst von deiner Großmutter verzogen."

„Meine Großmutter war im Hause und liebte mich sehr, kümmerte sich auch mehr als meine Eltern um mich;

aber ich merkte bald ihre Schwächen und so war sie mir kein Hinderniß in dem, was mein Hochmuth und bodenloser Trotz mir eingaben."

„Ist es denn nicht etwa," sagte Adelheid etwas schüchtern, „jetzt auch nur Trotz, daß du in die Kirche willst?"

„Vielleicht zum Theil," antwortete Ida, „denn allerdings wurmt es mich, daß man uns unser Recht genommen hat. Aber es ist nicht blos das. Seit Pastor Schwanthal uns Religionsstunden giebt, ist vieles mir klar geworden, was ich früher nicht verstand, und um dessen willen ich jetzt großen Werth auf den Besuch der Kirche lege."

„Hast du denn nicht auch eine Abneigung das anzunehmen, was er uns lehrt?" fragte Adelheid scherzend.

„Nein," sagte Ida entschieden: „denn was er sagt, begreife ich, es liegt eine Nothwendigkeit darin, und die hat mir gefehlt, die habe ich in meinem Stolz und Trotz gesucht, und weil niemand im Stande war sie mir zu bieten, darum blieb ich bei meinen eignen verkehrten Gedanken. Es scheint mir nun als habe in dieser Abgeschlossenheit nur das Verlangen nach dem gelegen, was ich aus seinem Munde jetzt höre. Ich habe Menschen gesucht, die da wußten was sie wollten, und da ich solche nicht fand, wollte Ich ein solcher Mensch sein."

„Glaubst du denn, daß die Griechen nicht wissen, was sie wollen?"

„Es mag viele geben, die es wissen; aber die ich dort und hier kennen gelernt habe, nein, die wußten es nicht: sie waren mit dem zufrieden, was sie nicht verstanden, und das brachte mich gegen sie auf. Als ich bei einer Feuers-

brunst ein zehnjähriges Mädchen ein Heiligenbild holen und es mit großem Geschrei dem Brande zuwenden sah, damit es das Feuer dämpfe, und nach überstandener Gefahr in der ganzen Umgegend erzählen hörte, das Heiligenbild habe geholfen; als ich kurze Zeit nachher mit meinem Vater in der nächsten Stadt eine Fabrik von Heiligenbildern besuchte und in allen Buden und Läden deren von jeglicher Größe und Gestalt, bis zur Kleinheit eines Fingerhuts, ausgestellt sah und darum handeln hörte; als jenes Mädchen bald darauf schwer erkrankte und mit Heiligenbildern, als der stärksten Medicin, umhängt und umstellt wurde, und dennoch starb: da sah ich wohl, daß sie nicht wußten was sie wollten, und habe über solche Thorheiten gelacht."

„Hast du das hier auch gethan?"

„Hier ist alles viel gebildeter, hier liegt in allem was gelehrt und geglaubt wird mehr Wahrscheinlichkeit."

„Es kommt mir vieles sehr wahr vor," sagte Adelheid.

„So ist's auch mir gegangen," versetzte Ida, „besonders so lange wir jenen lutherischen Lehrer hatten, der weniger entschieden und klar war als der griechische, welcher uns noch dazu immer sehr schöne Reden hielt. Aber in der letzten Zeit ist bei mir alles anders geworden. Erinnerst du dich, wie ich einmal zu dir und Theresen sagte, ich müsse gewiß sein können, daß es für mich nur Eine Wahrheit und nur Einen Weg zur Seligkeit gebe?"

„Und bist du das jetzt?" fragte Adelheid.

„Ja, ganz gewiß!" rief Ida mit ihrer gewöhnlichen Leidenschaftlichkeit so laut, daß die andern Mädchen sich nach ihr umsahen und zu kichern anfingen. In dem-

selben Augenblicke öffnete sich die Thür und die Klassendame trat ins Zimmer, um die ganze Schaar in die Messe zu führen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

„Ihr Wort, gnädige Frau, hat für mich die volle Gültigkeit eines Pergaments!" sagte Pastor Schwanthal, als wenn er sich eine Errungenschaft zu sichern suchte, indem er sich vor der fürstlichen Gestalt der Directrice verbeugte. Beide waren soeben nach einem Gespräche aufgestanden, Schwanthal um sich zu entfernen.

„Sie haben mich falsch verstanden, Herr Pastor," erwiederte die Generalin, indem sie die heftige Bewegung ihres Gemüthes mit Höflichkeit zu verdecken strebte. Es lag in der hohen Gestalt des Geistlichen, in seinem edlen Gesicht etwas, was ihr Ehrfurcht einflößte. Vergebens bemühte sie sich, diesen Eindruck dem schwarzen Talar und dem goldnen Kreuze auf seiner Brust, als Abzeichen seiner Würde, zuzuschreiben: sie fühlte, daß sie hier überlegenen Kräften im geistigen Kampfe gegenüberstand, und ihr Blick, aus welchem sonst immer das Bewußtsein der Uebermacht hervorleuchtete, hatte wiederholt das ausgesprochen, was ihr Mund verschwieg. „Es liegt durchaus nicht in meinem Princip, mich von außen her durch Forderungen binden zu lassen," fuhr sie fort, „mich bindet nur Ueberzeugung und Gewissen!"

„Darauf eben beruht meine Sicherheit," erwiederte der Geistliche: „denn Ihr Gewissen sagt Ihnen bestimmt, daß Sie den lutherischen Zöglingen schuldig sind, was ich für sie fordere."

„Meine Ueberzeugung ist, daß mit keinem andern Dienste Gott so hoch geehrt wird, wie mit demjenigen unserer Kirche, und nach dieser Ueberzeugung handle ich mit den Seelen, die meiner Obhut anvertraut sind!"

„Ich könnte darauf antworten, daß dies auch mein Standpunkt ist und daß die Seelen der lutherischen Kinder in dem Institute mir anvertraut sind," erwiederte der Pastor Schwanthal, „daß Gott sie einst von mir fordern wird; ich frage aber Ihre Excellenz: dürfen wir dem Nächsten sein Eigenthum, seinen Glauben gewaltsam nehmen?"

„Ew. Ehrwürden vergessen sich!" fuhr die Directrice finster auf.

„Aber nicht die Wahrheit!" antwortete der Geistliche ernst.

Die Directrice zitterte vor Aufregung. „Sie wollen sagen, daß ich Proselyten mache?" rief sie heftig.

„Nein!" erwiederte Schwanthal ruhig, „das habe ich Ihrer Ehre nie zugetraut. Es ist aber die Verpflichtung jedes Vorstandes, für die Seelen der ihm Untergebenen in der Weise zu sorgen, daß sie in ihrem Glauben erhalten und gefördert werden."

„Dazu sind Sie da!" sagte die Directrice.

„Und dazu stehe ich hier!" antwortete Schwanthal mit fester Stimme.

„Was verlangen Sie denn weiter?"

„Daß Alles, was ich zur Förderung des Seelenheils der mir Anvertrauten für nöthig erachte, erfüllt werde.“

„Sie könnten viel fordern!“

„Ich fordere nur Freiheit für die Uebungen der Gottseligkeit, die Jedem nach seinem Bekenntniß frei stehen müssen.“

„Das ist die Sprache der Intoleranz!“

„Schweifen wir nicht ab, Excellenz!“

„Es handelt sich hier ja um Thorheiten, die nicht werth sind, daß man so ernste Worte daran verschwendet!“

Schwanthal lächelte. „Da Sie es aussprachen, sehe ich mich gedrungen Ihnen beizustimmen und Sie um die Zurücknahme dieser Worte zu bitten!“

Die Directrice machte eine Bewegung das Zimmer zu verlassen, aber sie besann sich. „Man hat die Kinder in die Kirche geschickt!“ sagte sie kurz.

„In drei Monaten Ein mal.“

„Gut, sie sollen alle zwei Monate hineinkommen!“

Ein Blick des Ernstes, wie die Directrice ihn noch kaum gesehen hatte, erschreckte sie fast.

„Wie oft besuchen die andern ihre Kirche?“

„Sonntäglich, aber sie brauchen keine Equipage.“

„Die Equipage hängt von Ihrer Excellenz ab und kann am Sonntag-Morgen keine wichtigere Bestimmung haben; überdies ist es nur einen Sonntag um den andern.“

„Ich werde sehen, wie oft es sich machen läßt.“

„Excellenz zwingen mich, Ihre wichtige und theure Zeit länger in Anspruch zu nehmen, als ich beabsichtigte; oder sollte ich mich etwa mit meinen Bitten an eine höhere

Instanz wenden müssen? Ich weiß nicht, wie weit Sie dieselben berücksichtigen können; aber es wäre mir unschätzbar, die Zusage aus Ihrem Munde zu gewinnen, daß Sie damit einverstanden sind."

Die Directrice zögerte. „Was Ihre zweite Forderung anbetrifft," sagte sie endlich, „so ist sie unausführbar; die Räume sind zu klein und der Dejourdamen zu wenig; auch ist es unmöglich, den furchtbar schwierigen Stundenplan eines Institutes wie dieses zu ändern, um in der Unterrichtsstunde des griechischen Geistlichen die kleine Schaar aus andern Konfessionen abtrennen und anders beschäftigen zu können. Es ist ja auch kein Heidenthum, das da gelehrt wird!" fügte sie bitter hinzu.

„Ich sehe die Unmöglichkeit ein," sagte Schwanthal, „und meine Bitte geht deshalb nur dahin, daß Ihre Excellenz den Befehl erlassen, der griechische Geistliche solle den Kindern keine Aufgaben geben und keine Fragen an sie thun. Bisher ist das Gegentheil geschehen; man soll aber den Kindern ihre Gewißheit nicht rauben und ihnen nicht lehren, dem HErrn in zweierlei Weise zu dienen."

„Sie haben Recht," sagte die Directrice nach einigem Besinnen: „sie sollen weder lernen, noch gefragt werden."

Des Geistlichen Augen leuchteten. „Meine beiden Bitten hängen so eng zusammen, daß sie nicht getrennt werden können," sagte er; „soll der Dienst nicht zweierlei sein, so muß nach einer Seite hin etwas Entscheidendes und Gewisses geschehen."

Die Directrice zog die Augenbrauen zusammen. „Ich kann sie von dem Besuch unsrer Messen nicht freisprechen."

sagte sie, „aus demselben Grunde, der sie in die griechische Religionsstunde führt; alle Feierlichkeiten der Sonntage, die sie hier verbringen, müssen sie mitmachen; die deutschen Klassendamen thun es ja auch, da sie Russen und Deutsche unter sich haben.“

„Erlauben mir Ihre Excellenz,“ nahm Schwanthal wieder das Wort, „Ihnen hierauf zu bemerken, daß das Anhören der Messen und die Theilnahme an den übrigen sonntäglichen Feierlichkeiten in der griechischen Kirche das noch unbefestigte Kindesherz eher um seine Sicherheit bringt, als eine Dame in reiferem Alter. Das Kind kann die Dinge nicht auseinanderhalten, es nimmt durch zweierlei Gottesdienst eine Mischung von Ansichten und Ueberzeugungen in sich auf, bei der aller Glaube ganz unsicher wird, während doch jeder Mensch seines Glaubens gewiß sein soll.“

„Ein wenig Fanatismus ist dem Geistlichen erlaubt,“ sagte die Directrice mit Ironie.

„Aber dem Laien nie!“ erwiederte Schwanthal mit einem Blick, vor dem die Directrice verlegen wurde. „Uebrigens danke ich Ihnen, Excellenz!“ fuhr er nach einigen Augenblicken ehrerbietig fort, „für die Zusagen, welche Sie mir gemacht haben. Das Wort aus Ihrem Munde ist mir eine heilige Bürgschaft für deren Erfüllung,“ und verließ nach würdevoller Verbeugung den Saal.

„Denke dir, ich bin eben Pastor Schwanthal begegnet!“ rief Therese, indem sie ins Dortoir trat, wo Adelheid mit rothgeweinten Augen am Fenster saß und lernte; „er kam von der Directrice herunter!“

„O dann hat er gewiß über mich geklagt!“ rief Adelheid, indem sie aufsprang.

„Was fällt dir ein? worüber?“

„Ach, Therese, du hast es ja gehört, wie schlecht ich heute in seiner Stunde antwortete und wie wenig Sprüche ich wußte!“

„Du?“

„Ach ja; denke nur, ich konnte gestern Abend den Don Carlos, den du mir gegeben hattest, nicht aus den Händen legen, ich habe bis in die Nacht hinein gelesen; und als ich dann die Sprüche lernen wollte, war ich viel zu müde und schlaftrunken, und heute war ich den ganzen Tag so zerstreut, weil ich nur an die arme Königin denken konnte. Oft hatte ich die Fragen nicht einmal gehört und Pastor Schwanthal sah mich so erstaunt an, daß ich jetzt immerfort weinen muß.“

Therese lachte. „Und das ist Alles?“ sagte sie. „Schäme dich über solche Dinge zu weinen, das thun nur feige Naturen! Ha ha ha! zum ersten mal etwas zerstreut gewesen und darüber zu weinen! Das heißt doch wahrlich, sich das Leben verbittern!“

„Die Directrice hält mich schon für so schlecht, was wird sie nun denken?“

„Darüber sei ganz ruhig, Pastor Schwanthal klagt nie; der weiß, was er zu thun hat.“

„Aber was wird er von mir denken?“

„Daß du ein ganz albernes kleines Ding bist, das noch gar nicht weiß wie es in einem großen Institute hergeht! Da sorgen die Klassendamen genug dafür, daß aus Klei-

nigkeiten großes Geschrei wird: um so mehr müssen wir uns darüber hinwegsetzen! Ihr ewiger Rumor macht uns stumpf gegen die Unzufriedenheit der Lehrer."

„Jetzt lerne ich seit einer halben Stunde an dem, was uns Pastor Schwanthal dictirt hat, aber der Kopf schmerzt mir so sehr, daß ich nichts behalten kann."

„Wirf das Buch weg und komm' — plaudern wir etwas. Wir werden genug angestrengt."

„Glaubst du, daß Pastor Schwanthal wieder einmal freundlich gegen mich sein wird?"

„Einmal? Immer; du bist ja sein Liebling!"

„Ich? O warum sagst du das, Therese? Ich habe es nie bemerkt."

„Nie bemerkt? Du kannst ja thun was du willst und er ist immer zufrieden. Aber wenn er mich ansieht — das sind Blicke! Mich kann er nicht leiden!"

„Ja, Therese, weil du es immer so machst, wie ich heute angefangen habe."

„Ach nein, von Anfang an hat er mich nicht geliebt, und darum mache ich es so. Soll ich mir darüber graue Haare wachsen lassen!"

„Es wäre wohl besser...."

„Nun, graue Haare werde ich darüber wohl bekommen, ehe ich anders werde, aber nicht aus Gram!" rief Therese lustig. „Komm, ich muß mich deiner annehmen!"

Sie warf Adelheids Heft in die Schublade und ging mit ihr in den Corridor. Helene und Ida machten wieder ihren einsamen Gang durch das kleine Menschengewühl.

„Wovon sprecht ihr denn so angelegentlich?" fragte

Therese, Arm in Arm mit Adelheid nebenher schlendernd.

„Wir denken an das schöne, liebe Weihnachtsfest!" sagte Helene.

„Nur noch fünf Tage!" jubelte Adelheid. „O das ist eine herrliche Zeit!"

„Ich finde sie nicht herrlich," sagte Ida.

„Nicht herrlich? wie ist das möglich?"

„Das ist leicht zu begreifen," fiel Therese lachend ein: „die Dejourdamen brummen, die Elevinnen machen lange Gesichter, man sieht keinen Lehrer, man hat keine Tanzstunden, man möchte sich zu Tode ennuyiren!"

„Aber der schöne Christabend! die Weihnachtsbäume! — sind die nicht herrlich?"

„Weihnachtsbäume? O du unschuldiges Kind! wer soll die denn hergeben? Etwa die Directrice? Nein, mein Kind, wir „Damen, die für die elegante Welt erzogen werden", sind über solche „Volksbelustigungen" hinaus!" Therese ahmte bei dem letzten Satze so täuschend Ton und Haltung der Directrice nach, daß selbst Ida sich des Lachens nicht erwehren konnte.

„Keine Weihnachtsbäume?" fragte Adelheid erschrocken; „was thut ihr denn am Abend?"

„Wir können fasten, in die Messe gehen und, wenn wir vor Müdigkeit umfallen wollen, uns schlafen legen. Das sind die Liebesthaten, in denen wir uns auszeichnen dürfen."

Helene seufzte still; Adelheid schwankte zwischen Lachen und Weinen.

„Was fehlt meiner lieben kleinen Schwester?" fragte Alwine mit sanfter Stimme, als sie am Abend ihre Schaar zum Schlafengehen sammelte und Adelheid allein in einer Ecke stehen und ihre Augen trocknen sah.

„O mein liebes Fräulein Alwine," schluchzte Adelheid und schlang in alter, lang versäumter Gewohnheit ihre Arme um den Hals der Klassendame, „Therese sagt, wir werden keinen Weihnachtsbaum und nichts als traurige Gesichter haben! Da muß ich nun immerfort an meine liebe Mama denken, wie sie jedesmal alles so schön gemacht, wie sie den Baum mit ihren eignen Händen geschmückt hat, und wie wir zusammen das Lied unter dem Baume sangen: O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit! Jetzt ist nun das alles nicht mehr!" Sie schluchzte immer heftiger, indem sie dies sagte.

Alwine streichelte sanft ihre nassen Wangen. „Weine nicht, mein süßes Kind," flüsterte sie, „wir wollen zusammen Weihnachten feiern."

Drei Tage später wurden die Klassen geschlossen. Der griechische Geistliche schritt eben die große Treppe aus der zweiten Klasse hinunter.

„Habt ihr bemerkt wie zerstreut er heute war?" fragte Therese; „er hat uns gar nicht gefragt."

„Und für die ganze Ferienzeit nichts zu lernen gegeben," fügte Ida hinzu.

„Er mag wohl krank sein, der arme Mann!" sagte Adelheid mitleidig; „es ist gewiß nicht leicht, so viel Schülerinnen zu unterrichten, die nicht immer fleißig sind."

„Ich glaube, wir sind noch die besten!“ sagte Therese lachend.

„Nun, dessen brauchst Du gerade dich nicht zu rühmen, Therese,“ bemerkte Ida.

„Hört doch, princesse Jalousie!“ spottete jene. „Unter euch bin ich freilich die schlechteste, aber unter den schlechten bin ich dennoch die beste!“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Weihnachten war da — der heilige Abend! — „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“ so sang es schon den ganzen Tag in den Herzen der beiden Schwestern. Sie wollten sich gern in eine Weihnachtsstimmung hineinsingen, denn umher war alles so ernst und trübe. Für die Haupt-Confession war es ein strenger Fasttag, doch bemerkte man in den Angesichtern nicht gerade viel Frömmigkeit, sondern meist nur rechte Unlust und Gedrücktheit. Still und dunkel blieben die Säle, als es Abend geworden: kein hellschimmerndes Fenster, keine jubelnde Schaar — ernst und langsam zog alles zur Messe. Wohl läuteten die Glocken, wohl leuchteten die großen Fenster der Kathedrale; aber freudlos und abgespannt kehrten die Elevinnen aus dem Gottesdienste zurück, der halb unverstanden und noch mehr unbeachtet an ihrem Gemüthe vorübergegangen war. In ganz besonders

trüber Stimmung sank Adelheid auf ihr Lager. „Das war Weihnachten!“ seufzte sie, und als Therese eine Viertelstunde später eine Frage an sie that und, da sie keine Antwort erhielt, in ihr Bett sah, gewahrte sie wie ein Paar Thränen langsam unter den Augenliedern der Schlafenden hervorquollen.

Später als gewöhnlich wurde es am andern Tage in den Dortoirs Morgen.

„Adelheid, es ist ja heute Weihnachten, dein liebes Weihnachten!“ rief Therese, „steh doch rasch auf!“

„Weihnachten?“ fragte Adelheid schlaftrunken, „wo?“

„Nirgends,“ sagte Therese lachend, „wenn du es nicht irgendwo bei dir hast!“

Jetzt erwachte Adelheid vollends. „Ach, meine liebe, liebe Mama! könnte ich doch bei dir sein!“ klagte sie im Stillen und kleidete sich schweigend an.

„Ich will wetten, daß wir heute wieder nicht zur Kirche fahren,“ sagte Therese, „denn wenn die Pferde schon den Sonntag feiern, wie werden sie da erst Weihnachten feiern!“

„Ich glaube, daß wir nur immer die Feiernden in diesem Sinne sind,“ entgegnete Ida.

„Nur schnell! schnell, Kinder!“ trieb Therese, „in die Messe müssen wir doch alle!“

Matte, gähnende Gesichter hoben sich aus den Kissen. Einzelne murrten, daß sie nicht einmal am ersten Feiertage zur Erholung kämen, und in dem ganzen Saale ging es stiller und verdrießlicher her als sonst. Eben hatten die Klassen nach dem Morgengebet sich im Frühstückssaal ver-

sammelt, als Alwine zu Helenen und Adelheid trat, die still und traurig am Fenster standen und von der Heimath und der geliebten Mutter sprachen, und freundlich zu ihnen sagte: „Heute lade ich euch zum Frühstück zu mir, das ist uns Klassendamen erlaubt!"

Adelheid jubelte laut auf und drängte Alwinen fast zum Saale hinaus; es war ihr eine Wohlthat diese alltägliche Klassengesellschaft zu verlassen, die ihr noch nie so unerträglich vorgekommen war wie heute. „So wird doch Weihnachten bei uns sein!" flüsterte sie ganz selig der Schwester zu, als sie den langen Corridor hinabwanderten. Alwine lächelte still, — und als sie die Thür ihres Zimmers öffnete, strahlte aus der Mitte desselben ein schimmernder Weihnachtsbaum, der vom Boden bis zur Decke reichte, ihnen entgegen. An der Spitze schwebte eine Engelsgestalt mit silbernen Flügeln, die ein schneeweißes Band in ihren Händen hielt mit dem Weihnachtsgruße in goldner Schrift, das sich durch die Sterne und Goldnetze und Lichter bis zum Boden um den Baum schlang! Alles glänzte, alles strahlte, alles war in überströmenden Festglanz getaucht, der die Mädchen das stille Zimmer der geliebten Lehrerin kaum wieder erkennen ließ.

Mit einem Schrei des Entzückens fiel Adelheid Alwinen um den Hals. „So dachte ich es mir nicht! so schön nicht!" rief sie einmal über das andere. „O wie herrlich! Nun ists recht Weihnachten! — Und da ist ja auch unsere gute, kleine Mama!" und unter Thränen lachend und jubelnd bedeckte sie Alwinens Hände und Lippen mit unzähligen Küssen und schloß dann wieder Helenen in ihre Arme, die

mit gefaltenen Händen und unbeschreiblich seligen Blicken bald in die Lichter, bald in die feuchten Augen Alwinens blickte. „Aber jetzt könnten wir ja singen!" sagte endlich Helene ganz leise.

„Gewiß!" rief Adelheid, „da der kleine Engel da oben schweigt, müssen wir helfen!"

Die beiden Schwestern hingen sich an Alwinens Arme und mit vor tiefer Bewegung zitternden Stimmen ließen sie die herrlichen Strophen „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit! Welt war verloren; Christ ist geboren! Freue, freue dich, o Christenheit!" ertönen, so daß sie weithin durch den öden Corridor klangen. War hier eine jubelnde Engelschaar? oder waren es die lobenden Hirten auf dem Felde oder in dem Stalle, wo das Christkindlein lag? Jedenfalls war Dieses mitten unter den Singenden, wie immer da, wo es anbetende Liebe findet.

„Aber nun kommt doch näher und gukt nicht bloß in den Himmel," sagte Alwine lächelnd; „unter ihm ist es ja heute auch schön!"

Zwei schneeweiß gedeckte Tischchen standen halb verborgen unter den grünen, fruchtbeladenen Zweigen. Ein Paar Bücher mit schön verziertem Einbande und Goldschnitt lagen darauf: „Laura" und „Elisabeth".

„Ist das kein Roman?" fragte Adelheid, indem sie den dicken Band bedenklich ansah.

„Nein, Adelheid; und wär' es einer, so wollte ich in allen Bibliotheken und Läden umher suchen, bis ich dir alle Romane geschafft hätte, die wie dieser sind."

Adelheid lächelte sehr zufrieden.

Noch einige kleine Arbeiten lagen umher, die mit liebendem Sinn bereitet waren und den Tisch schöner schmückten, als die kostbarsten Gaben. Adelheid und Helene schwelgten in wonnevollem Dank und es war äußerst schwer zu entscheiden, ob die Empfängerinnen oder die Geberin ein lieblicheres Weihnachtsfest feierten. Die Schwestern wechselten auch zuweilen schnelle Blicke und ein bedeutungsvolles Lächeln, und als Alwine jetzt an das Sopha trat und eine zarte Kaffeeserviette über den runden Tisch deckte, während das Mädchen die mit Rosenknospen verzierten Tassen darauf stellte und wieder hinausging, um die blanke Kaffeekanne und den duftenden Weihnachtskuchen zu holen, hatten sie gar leise und eifrig mit einander zu sprechen, und Adelheid mußte immer wieder lachen und vor Ueberfülle des Glückes ihre Hände zusammenschlagen. Die reinste kindliche Weihnachtsfreude glänzte in ihrem Gesicht warm und lieblich, so daß, wer sie hier und nachher beim Kaffeetische gesehen hätte ohne weiter etwas von ihr zu wissen, nicht auf den Gedanken gekommen wäre, daß ihre Harmlosigkeit, seitdem sie hier war, so oft angetastet worden, ihre Kindlichkeit in vielfache Berührungen mit einer falschen Frühreife gekommen, ihre tiefe Unkenntniß in allem Bösen, ihre schöne Unbefangenheit erschüttert und die Reinheit ihres sonst fast ursprünglichen Gemüthes vielfach angegriffen worden war.

Endlich trat das Mädchen in's Zimmer und meldete, daß Fräulein Alwine und die beiden Sevilles im Saal erwartet würden. Da löschten sie die Lichter hastig aus, verschlossen die Thür und eilten in den Saal, wo sie von

der Inspectrice mit der Nachricht empfangen wurden, daß die deutschen Klassendamen heute die Erlaubniß hätten mit ihren Elevinnen in die lutherische Kirche zu fahren.

Adelheid hüpfte mit kindlicher Fröhlichkeit im Zimmer umher und rief Theresen zu: „Siehst du, es ist doch Weihnachten! es ist doch Weihnachten bei uns!“

„Eine Stunde darauf rollten drei langgespannte Wagen der Kirche zu; Kutscher, Diener und Vorreiter in scharlachrother Livrée mit dreieckigen Hüten, die Gesichter aus den wolfshaarigen Kragen selbstzufrieden herausschauend, gaben dem Zuge etwas Feierliches und Vornehmes.

„Es ist doch ganz angenehm, in solcher Hofverbindung zu stehen,“ meinte Therese; „die Menschen bücken sich fast vor unsern Dienern.“ — „Ist es nicht wunderschön,“ fing sie dann wieder an, „einmal ein wenig auf die Straße zu kommen?“ und darauf zischelte sie Adelheiden ins Ohr: „Nun denke nur erst, wenn man gar ins Theater kann?“ so daß diese ordentlich erschrak. Und wieder fuhr sie laut fort: „Sieh nur jene Dame mit den weißen Federn auf dem Hute, das muß eine Fürstin sein! — ist die elegant! — Wenn ich hinauskomme, werde ich so lange sparen, bis ich mir solch einen schwarzen Sammetpelz kaufen kann — das sieht wunderschön aus! Und diese prachtvollen Federn!“

„Die Directrice ist ja eben so elegant gekleidet,“ sagte Adelheid; „das finde ich nicht einmal schön.“

„Ach, bei uns sieht alles gar nicht so schön aus, wie hier,“ antwortete Therese von neuem leise sprechend. „Sieh einmal!“ flüsterte sie dann wieder, — „schnell! — das war ein schöner Herr!“

„Fräulein Worndorf hat wohl vergessen, daß wir in die Kirche und nicht in's Theater fahren," bemerkte Elvire mit scharfem Tone.

„Nein," erwiederte Therese, „das kann ich ja nicht vergessen, da wir nie in's Theater kommen. In die Kirche fahren wir jetzt aber auch so selten, daß es uns nicht zu verargen ist, wenn uns alles neu vorkömmt." — Ein Weilchen darauf ließ sie das Fenster herunter und steckte mit den Worten „Ah! das ist kostbar! Wie wohl einem die Luft thut!" den Kopf hinaus, als wolle sie frische Luft schöpfen.

„Schließen Sie das Fenster," sagte Elvire in sehr ärgerlicher Stimmung, — „so, — und jetzt seien Sie ruhig."

„Therese lachte verstohlen, als sei es ihr doch gelungen Elviren mit irgend einem Streiche zu hintergehen, und suchte auf alle Weise die verdrießliche Laune dieser zu steigern, „bloß um die schönen Gesichter zu sehen," wie sie Adelheiden zuflüsterte. Aber Fräulein Elvire ließ es nie bei schönen Gesichtern bewenden, sondern kam denselben stets mit nadelspitzen Worten zu Hülfe, die Therese mit ihren unerschöpflich schnippischen Antworten auffing, glücklich, an dem ganzen Geschlecht der Klassendamen in dieser verhaßten Repräsentantin Rache üben zu können: denn da Elvire nicht ihre Klasse unter sich hatte, konnte sie wegen Kleinigkeiten ihr nicht recht beikommen.

„Fräulein Worndorf wird die Güte haben in der Kirche still zu sein und nicht den Kopf wie ein Wetterhahn umherzudrehen!" sagte die gereizte Lehrerin zuletzt, indem sie die Treppe zu dem Kirchstuhle des Stifts hinaufstiegen.

„Ich werde wie eine Auster dasitzen!“ antwortete Therese, „die nur Einen Sinn hat.“

„Indeß Sie einige Sinne zu viel haben,“ fügte Elvire in Gouvernantentone hinzu, während der Diener die Thür öffnete.

„Helene, hierher mußt du jetzt nicht sehen!“ sagte Adelheid vergnügt lachend, indem sie mit einem Taschentuche eilig einen Gegenstand bedeckte. „So, jetzt kannst du vorbeigehen.“ — „Ich freue mich,“ fuhr sie dann fort, „auf die Gesichter, welche Therese und Ida machen werden! Ida hat noch gar keinen Weihnachtsbaum gesehen!“

„Und die habe ich so lieb,“ sagte Helene.

„Liebst du Theresen nicht auch?“

Helene schüttelte leise den Kopf.

„Sie ist doch eigentlich mein Liebling,“ fuhr Adelheid rasch fort: „sie ist immer lustig und immer freundlich, und thut mir Alles zu Liebe, was sie nur weiß und kann. — Sie könnte freilich wohl manchmal anders sein, aber sie ist doch ein gutes Mädchen!“

„Ich weiß nicht, ob sie ganz wahr ist,“ sagte Helene. Ein flüchtiges Roth überzog hierbei Adelheids Wangen: sie hatte ja die Erfahrung gemacht, daß Therese nicht allein nicht ganz wahr, sondern selbst überaus lügenhaft war.

„Ich kann ihr aber sehr Unrecht thun,“ fügte indeß Helene gutmüthig hinzu; „und das ist gewiß, daß sie sehr viel Liebenswürdiges hat.“

„Aber Alwine ist die beste, das ist ein Engel,“ fiel Adelheid ein, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Wenn es sie nur recht freuete, zu sehen, daß wir an sie gedacht haben.“

„Hast du sie in der Kirche gesehen?“ fragte Helene; „ich mußte immer an Maria denken, die zu Jesu Füßen saß.“

„Und die Predigt!“ rief Adelheid. „Wenn unsere Stunden wieder anfangen, wird mir's immer wenn unser herrlicher Pastor hereinkömmt so sein, als sagte er von neuem: Christ ist geboren, Er ist für mich und für dich und für alle Menschen geboren; aber — ist Er auch in dir geboren? Darfst du sagen: ich bin ein Christ, denn Christus wohnt in mir?“

„Ach, Adelheid, ich habe heute oft daran gedacht! Wann werde ich eine Christin sein?“

„Wir wollen ihn in der nächsten Stunde darum befragen,“ sagte Adelheid geschäftig; „jetzt müssen wir den Baum anzünden, sonst wird es zu spät, — von beiden Seiten, — so! Wie das schön ist! Wie gut ist Fräulein Alwine, daß sie uns erlaubt den Baum noch einmal anzuzünden: so haben doch Therese und Ida auch die Freude! — So! — jetzt bleibe, Helene, ich hole die Andern!“

„Bringe doch einen Brief von Mama mit!“ rief Helene lächelnd ihr nach. Einige Minuten darauf hörte sie die Schritte der Kommenden; als sie dicht vor der Thür standen, öffnete sie beide Flügel.

Alwine beobachtete lächelnd den Eindruck, den Ida und Therese empfingen, während Adelheid laut in die Hände klatschte und einmal über das andere rief: „Das ist unser Weihnachten!“ Ida hatte die Augen voll Thränen; sie war weich, aber sie sagte nichts. Therese schwieg nicht

lange: sie war sehr fröhlich und erging sich bald in Ausbrüchen der Bewunderung, wie sie jedem Einzelnen besonders angenehm und schmeichelhaft zu hören sein konnten, und das in so natürlichem und gewandtem Tone und so voll der ungezwungensten Heiterkeit, daß selbst Helene sie an diesem Abende lieben mußte.

„Aber sieh doch, was noch vom Himmel gefallen ist!" rief Adelheid, indem sie Theresen an das Tischchen führte. Da lagen allerhand kleine, zierliche Gaben, die so heimlich entstanden waren wie Knospen in ihrer Kapsel, — „lauter kleine Winter-Früchte, wie sie an Weihnachtsbäumen wachsen," erklärte Adelheid, und fuhr dann zu Alwinen gewendet fort: „Aber nun, meine liebe kleine Mama, müssen Sie auch ein kleines Gedichtchen, von Händen gemacht, mir zu Liebe annehmen: ich verstehe ja kein anderes zu machen," indem sie ihr ein kleines mit Rosen umkränztes Körbchen reichte, dessen Inneres mit köstlichen Früchten und süßen Gaben gefüllt war; „Gedichtchen nenne ich es, weil wir beide meinten, mit diesem Körbchen seien Sie besungen: nach außen hin Lieblichkeit und Zartheit, und innen die ganze Seele voll süßer Früchte — war es nicht so, Helene?" Unwillkührlich machte es sich immer, wenn die beiden Schwestern gemeinsam etwas erbitten, oder jemanden begrüßen oder beglückwünschen wollten, daß Adelheid mit ihrer Lebendigkeit den Vortritt, ja meist zugleich Helenens Rolle übernahm und so mit ihrem raschen, sanguinischen Wesen, bei dem ihr die Rede leicht von den Lippen floß, sich einen Vorrang aneignete, ohne es nur zu bemerken.

„Aber da steht ja noch ein reizendes Bild," sagte The-

rese, indem sie näher an den Tisch trat, „sehen Sie nur, Fräulein Alwine, das ist erst einmal ein schönes Gedicht!“

„Ja!“ rief Adelheid jubelnd, „das ist schöner!“ Sie wollte dabei das Bild aufheben und Alwinen reichen, aber Therese verhinderte sie. „Laß es doch,“ sagte sie, „man sieht ein Bild immer vollständiger aus der Ferne.“

„Ist das von Ihnen, meine liebe Helene?“ fragte Alwine, indem sie bewundernd vor ihrem Lieblingsbilde stand, das von einer frischen, grünen Epheuranke eingerahmt war. Es war das Bild der lieblichen Winzerin Maria, die ihren Jüngstgebornen im Arme vor der weinumrankten Hütte sitzt, während der ältere Knabe die Stufen hinaufsteigt und, mit dem Brüderchen spielend, ihm ein Kreuz zuträgt, das er aus kleinen Stäben zusammengebunden. Raphael, der schwärmerische Jüngling, der Tag und Nacht unruhig nach einem Ideale umhersucht, das er nicht finden kann, nach einer würdigen Idee zu einer Maria mit dem Christuskinde, wird plötzlich von der hier zu Grunde liegenden Familienscene mächtig ergriffen: er hat die fromme Demuth der Jungfrau gefunden, und mit wonnetrunkner Seele zeichnet er auf den Boden eines Weinfasses das Bild der Winzerin, das Original der herrlichen Madonna della Sedia. Dieses Bild, das Alwine in einem Buche Helenens gefunden, hatte sie entzückt, und ohne Worte hatte sie den Wunsch ausgesprochen es zu besitzen.

„Es ist die Liebe, die meinen Pinsel geführt hat,“ sagte Helene, indem sie Alwinens Hand küßte; „ohne Hülfe des Lehrers wäre das Bild aber nicht so gut geworden,“ fügte sie, von Wahrheitsliebe gedrungen, hinzu.

„Das „Aber" hätte sich Helene ersparen können: der Satz wäre immer richtig gewesen," sagte Therese leise zu Adelheid, und Beide lachten ganz still, denn sie nahmen an denselben Zeichnenstunden theil, und hatten schon lange bemerkt, wie des Lehrers Blicke oft auf der zarten Gestalt Alwinens ruhten, und daß er wie aus einem Traum erwachte, wenn eine Schülerin seiner bedurfte. Helene hatte in ihrem Fleiße ihn nicht beobachtet und Alwinens demüthiges Herz verstand nie eine Auszeichnung; sie war schon dankbar dafür, daß sie nicht mehr ganz vereinsamt und verstoßen war, wie früher. — Die zarten Liebesbeweise der Schwestern bewegten sie tief; auch machte es ihr ganz besondere Freude, daß diese Gaben nicht improvisirt, also nicht dankende Erwiederung, sondern langsam entstandene Schöpfungen der Liebe waren, ganz unabhängig von der Ueberraschung, die sie in stiller Christnacht für ihre Lieblinge vorbereitet hatte. — Sie wollte jetzt das schöne kleine Meisterstück näher betrachten und zog es unter dem dichten Epheu, das aus einem weißen Porzellantopfe seine grünen Zweige herabbog, leise hervor. Da brachen plötzlich Helene und Adelheid in ein lautes „Ach!" aus, denn hinter dem Epheurande schimmerte nun ein Goldrahmen hervor, aus welchem die geliebtesten Augen, die sie kannten, die theuren Mutteraugen, sie anblickten.

„Mama! Mama!" rief Adelheid, indem sie das Bild hervorzog und mit ihren Küssen bedeckte, „arme blasse, kranke Mama! wo kommst du her? Wie kommt das Bild hierher, Fräulein Alwine?"

„Und auch ein Brief von ihr!" rief Helene, indem sie

einen solchen, der eben heruntergefallen war, von der Erde aufhob und mit zitternden Händen das Siegel erbrach; „so ist sie doch zum Weihnachtsfest bei uns!"

„Also so siehst du noch immer aus, so bleich und trüb?" fuhr Adelheid, in ein trauliches Zwiegespräch mit dem Bilde versinkend, fort. „Sieh nur, Helene, sie hat geweint — gewiß, gewiß, sie hat geweint!"

„Geweint?" sagte Therese, „warum sollte sie weinen?"

„Ach gewiß," antwortete Adelheid eifrig, „so sieht man aus, wenn man ohne Thränen weint!"

„Ja, es liegt ein tiefes Weh in ihren Augen," bemerkte Alwine. „Aber wie kam das Bild hierher?"

„Das Päckchen und der Brief wurden gebracht, während Helene und Adelheid hier beschäftigt waren," und da ich eine Ueberraschung ahnte, wollte ich beitragen sie recht groß zu machen und sah mich gleich beim Eintreten nach einer Stelle um, wo ich das Bild, das ich unterdessen ausgepackt hatte, einige Augenblicke verbergen konnte — und da schob ich es hinter den Epheukranz."

„Therese ist ein prachtvolles Mädchen!" rief Adelheid, indem sie ihr um den Hals fiel. „Du hast uns doch das schönste Weihnachtsgeschenk gemacht!"

Therese nahm den Dank mit zufriedenem Lächeln als wohlerworbenes Eigenthum an: es war ja wieder ein Band, das benutzt werden konnte.

Ida hatte die Gruppe von fern betrachtet. Ihr war das Verständniß der Kindesliebe nie recht aufgegangen: Jahre der Trennung hatten die Keime derselben verkommen lassen; wie ein eisiger Nachtfrost hatte das Allein-

sein in der Fremde sich auf sie gelegt, und alles Leben in ihnen ertödtet. Und nun so viel Gluth noch, so viel stürmisches Empfinden, so viel warmes Leben vor ihr! — „Aber es wird auch wohl anders werden!“ dachte sie.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

„Tante Johanna, deine Augen sind wirklich noch recht traurig,“ sagte Friedchen, die, ihr Köpfchen auf beide Arme gestützt, auf ihrem Schemel vor der Frau v. Seville saß und dieser nachdenklich in's Gesicht sah. Ihre Scheu vor den blassen, entstellten Zügen war längst geschwunden, von dem tiefen Mitleid besiegt, das die Kleine mit ihrem zutraulich kindlichen Geplauder allmälich zur treusten Gesellschafterin der Gräfin gemacht hatte. „Ich dachte doch du würdest zu Weihnachten ein Paar ganz klare, fröhliche Augen bekommen! — Aber morgen vielleicht, — morgen ist ja Neujahr!“ setzte sie, erfreut über die neue Hoffnung, hinzu.

Johanna lächelte: „Ja, Friedchen, im neuen Jahre.“

Friedchen schwieg eine Weile gedankenvoll, dann machte sie ein schelmisches Gesicht und sagte: „Höre, Tante Johanna, du solltest recht lange in den Spiegel sehen, dann würdest du gewiß glänzende Augen bekommen!“

„Woher, Elfriede?“

„Siehst du, Franziska steht jeden Morgen eine Stunde vor dem Spiegel: sie kann mit ihrem langen Haar gar

nicht zurecht kommen, sagt sie; und wenn sie dann beim Frühstück mir und Graf Arthur gegenübersitzt, so glänzen ihre Augen jedesmal wie der Spiegel selbst."

„Das hat nicht der Spiegel gemacht," sagte Johanna: „Franziska ist gesund und fröhlich und ihre Augen sind deshalb immer hell."

„Fröhlich? Nein, Tante Johanna, wenn sie allein ist sieht sie immer ganz traurig und verdrießlich aus. Nur wenn Mehrere um sie sind wird sie munter und freundlich. Beim Frühstück ist sie sogar freundlich gegen mich, obgleich sie einmal zu Hedwig sagte, sie begreife nicht wie man Kinder lieben könne, zumal so naseweise wie ich."

„Der Mensch kann nicht immer lachen, Friedchen; die Erwachsenen sind oft ernst. Daß sie Kinder nicht lieben könne, hat sie aber gewiß nicht so ernstlich gemeint, und wenn du nur recht freundlich und liebevoll gegen sie bist, wird sie es auch gegen dich sein; versäumst du das nicht?"

„Ach ja, Tante Johanna, ordentlich lieben kann ich sie nicht; manchmal möchte ich sie sogar schlagen."

„Dann bist du auch ganz allein schuld, Elfriede, und mußt zuerst über dich klagen."

„Ja, das hat Großmama mir auch gesagt, aber es ist so schwer," antwortete die Kleine.

Hedwig Loser trat jetzt mit einer warmen Bettdecke in's Zimmer. „Bist du fertig?" rief Friedchen da, indem sie aufsprang und sich an ihren Arm hing.

„Ja, Friedchen. Die Decke ist sehr schön und warm: da wird die kranke Anne nicht mehr frieren wenn's durch die kleinen Fenster zieht."

„Und wir gehen gleich, Hedwig?“

„Bald, die Mama wird gleich mit ihrem Neujahrskuchen für die blinde Wittwe des Dorfschulzen fertig.“

Friedchen sprang im Zimmer umher. „Und du, arme Tante,“ rief sie, „kannst nicht mit!“ Aber auf den Abend wird es dafür recht schön werden: Ommers und Schottens kommen her und bleiben einige Tage hier. Wenn nur nicht Doctor Phalander mitkömmt: es sind gerade vierzehn Tage daß Franziska hier ist!“

„Bist du fertig?“ rief Frau v. Armand zur Thür herein.

„Ja, Mama!“ und Friedchen war mit einem Sprunge hinaus, während ihre Mutter noch zu Tante Johanna sagte: „Leb' wohl, liebe Schwester. Wir sehen uns bald wieder. Die Mutter kommt zu dir,“ und trieb draußen Nelly, das Stubenmädchen, die den einen Korb tragen sollte, zur Eile an.

Die Großmutter und Frau v. Seville sahen dem kleinen Zuge aus dem Fenster nach. Elfriede sprang fröhlich an der Seite der Mutter dahin, bis diese ihr den Korb mit dem Neujahrskuchen zu tragen gab; Hedwig Loser und Nelly folgten mit großen Körben. „Gottes Segen über euch im alten und im neuen Jahre!“ sagte die alte Frau v. Armand bewegt und setzte sich neben Johanna in ihren hundertjährigen Lehnstuhl.

Die blinde Wittwe des Dorfschulzen saß einsam am warmen Ofen. Ein schwarzer Theekessel hing singend über dem Feuer; eine Spindel lehnte in der Ecke des Zimmers;

über dem Fenster hing unter halb verdorrtem Epheu ein kleiner Vogelbauer mit verrosteten Stäben.

„Wer ist da?" fragte die Alte, halb erschrocken über das Rauschen der Mäntel, „wen bringst du herein, Bärbchen?"

„Es ist nicht Bärbchen, sondern Friedchen," antwortete die Kleine lachend, „Friedchen mit ihrer Mama!"

„Wir wollten Euch noch im alten Jahre sehen, liebe Kranzer," fügte Frau v. Armand hinzu, „und Euch zum neuen den Segen Gottes wünschen, den Ihr so nöthig habt."

„Ach ja," antwortete die Alte bitter, indem sie suchend im Zimmer umhertappte, „wenn man gar nichts hat als Jammer und Elend, dann wartet man recht sehnsüchtig auf Gottes Segen."

„Ihr habt viel Gutes in Eurem Leben empfangen, liebe Kranzer," sagte Frau v. Armand ernst, indem sie die Blinde, welche bei ihrem Eintreten von dem Stuhle aufgestanden war, zu demselben zurückführte und sich neben sie setzte; „wer dem HErrn für die guten Tage zu danken gelernt hat, der wird es auch für die bösen können."

„Das habe ich nicht gelernt," sagte die Alte, „darum mußten vielleicht die bösen Tage kommen. — Nun, ich wollte sie schon tragen, wenn ich nur nicht auf ein gar zu hartes Lager hingestoßen wäre."

„Liebe Kranzer, ich hoffte Euch einmal anders reden zu hören," sagte Frau v. Armand betrübt.

„Ja, wenn man im hellen Sonnenschein steht und dem lieben Gott gleichsam in die Augen sieht, dann denkt man wohl: Er ist ja da, so halte Ihn doch! Aber, meine gute gnädige Frau, — wenn man aus dem Sonnenschein in

einen tiefen Abgrund fällt, wenn nichts als Nacht umher ist, wenn man wie ein Gefangner an die Stelle gebunden ist und nicht weiß was man erreicht, wenn man die Hände ausstreckt, oder gar nur Schläge auf dieselben fühlt, — o mein Gott! da hat die Geduld ein Ende und man fängt an laut zu schreien."

„Ja wohl, Ihr seid eine Gefangene, liebe Frau, eine Gebundene; aber nicht nur an den Mangel des Augenlichts gebunden, auch an das Herz desselben HErrn, der Euch bis in Euer Alter so reich erquickte."

Die Wittwe saß ungläubig lächelnd da, während Frau v. Armand die Bibel aufschlug, welche verstaubt auf einem kleinen Wandbrette lag, und dann sagte:

„Ich will es Euch zeigen, liebe Kranzer, daß auch die Gefangenen, die unter Schmerz und Leid Gefangenen Kinder Gottes sind, denen Er die Binde lösen wird, wenn sie vor Seiner Herrlichkeit stehen. Hört nur!" Sie las den 126. Psalm:

„Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein. — Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen, und tragen edlen Samen, und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben!"

Die Blinde schwieg zuerst: es schien sich in ihrem Herzen zu bewegen. „Wo steht das?" fragte sie dann mißtrauisch.

„In der heiligen Schrift, die Euch schon so oft getröstet hat."

„Wirklich?"

„Ja, Kranzer. Liest Euch die Margarethe nicht mehr täglich einen Abschnitt vor, wie sie es mir versprochen hat?“

„Ach, die Margarethe ist lange davon: die hat einen bessern Dienst.“

„Wer ist denn bei Euch?“

„Meines lüderlichen Schwiegersohns Tochter Bärbchen. Ich dachte mein eigen Fleisch und Blut würde ein wenig Liebe für die alte Großmutter haben; aber du lieber Gott! — wo die Mutter seit drei Jahren todt ist und der Papa in der Branntweinflasche ertrunken, da hat so ein armes Wesen wie ein Fisch im Trocknen gezappelt und ist ein jämmerliches Ding geworden.“

„Da versteht sie wohl auch das Lesen nicht?“

„Die? Naschen und sich herumtreiben versteht sie, das ist Alles! — weiter kann sie gar nichts.“

In diesem Augenblick stürmte ein zwölfjähriges Mädchen mit zigeunerhaften Augen und zerrissenen Kleidern ins Zimmer. Als sie die Gesellschaft sah, wollte sie rasch wieder hinaus, aber Hedwig hielt sie auf.

„Bärbchen,“ fragte die Alte, „hast du heute nichts vom Zucker genascht?“

„Nein!“ sagte das Mädchen mühsam, denn sie hatte den Mund so voll, daß sie nicht antworten konnte.

„Da lügt sie schon wieder, das abscheuliche Kind!“ jammerte die Wittwe.

Ein strenger Blick von Elisen machte Bärbchen verlegen: „Nein, Großmama,“ sagte sie, indem sie nach dem Vogelbauer ging, „ich wollte nur den Kanarienvogel damit füttern.“

„Der singt ja gar nicht mehr," sagte die Schulzin, durch die Erwähnung des Vogels wieder aufmerksam auf denselben geworden.

„Er ist todt!" rief Friedchen, die auf den Stuhl gestiegen war, um in den Bauer zu sehen.

„Ach, Großmama, Ihr habt ihn wieder an's Fenster gehängt, da ist's ihm zu kalt gewesen!" sagte Bärbchen.

Die Alte schüttelte den Kopf. „Ich setzte ihn an's Fenster, weil er in der dunkeln Ecke schon drei Tage nicht mehr sang."

„Der ist wohl schon seit mehreren Tagen todt," bemerkte Frau v. Armand, indem sie den armen Vogel mitleidig genauer betrachtete.

„Und dies gottlose Kind hat mir seit drei Tagen die Hälfte meines Zuckers verbraucht, indem sie sagte der Kanarienvogel sei krank und fresse nichts anderes; darum müsse er auch in der dunkeln Ecke stehn! O ich arme blinde Frau, alles betrügt mich! —"

„Liebtet Ihr den Kanarienvogel sehr?" fragte Friedchen mitleidig.

„Er war meine einzige Freude," antwortete die Alte zitternd; „wenn er so fröhlich sang, konnte ich auch meine Einsamkeit ertragen."

„Der Vogel ist vor Schmutz und Hunger gestorben," sagte Hedwig, die hinzugetreten war. „Alles ist verrostet und kein grünes Blättchen darin; auch Wasser hat er nicht gehabt. Selbst der Epheu am Fenster ist abgestorben!"

„Ja, ja, ich bin blind und sehe nichts," seufzte die Wittwe, „und die Dirne thut wohl nichts, obgleich sie mir

zehnmal am Tage versichert, saubrer könne es gar nicht sein. Ach es ist ein schrecklich bitteres, giftiges Kraut, arm sein — und blind!"

„Es wäre nicht giftig, wenn Ihr das in Eurem Herzen behieltet, daß, wo der HErr nicht das Haus bauet, die umsonst arbeiten, die daran bauen. Ihr habt Ihn nicht mit bauen lassen, und doch hat Er Euer ganzes Leben hindurch darum gebeten. Jetzt seht Ihr es thut Noth, es ist hohe Zeit — so fangt doch jetzt an zu bitten: Er kommt dann gewiß noch und hilft," sagte Elise. „Thut Ihr das nicht, so werdet Ihr einen schweren Fall thun in einen Abgrund, der schrecklicher ist als leibliche Blindheit."

Die Wittwe schüttelte traurig den Kopf.

„Ich bin so lange nicht bei Euch gewesen," sagte Elise sanft: „es ging Euch damals wohl, als Margarethe hier war, und ich habe wenig Zeit gehabt. Aber jetzt wird jeden Tag eins von uns kommen und wird Euch aus der Schrift vorlesen, und wird auch das Bärbchen unterrichten und säubern helfen — wollt Ihr, liebe Kranzer? — Die Küchenmagd schicke ich noch heute Abend, sie soll bei Euch für das Neujahr aufputzen und es wohnlich machen; das Bärbchen wird auch einen Anzug bekommen, den braucht es zur höchsten Noth."

„Und meinen Epheu bringt die Maria her!" rief Friedchen und klatschte in die Hände; „nur den Vogel, den Vogel!" sagte sie leise für sich hin — „ich habe ja keinen!"

„Und hier ist ein Neujahrskuchen, der Euch erquicken wird, liebe Kranzer," fuhr Frau v. Armand fort, „die Maria soll Euch einen saubern Theetisch decken."

„Lebt wohl, gute Frau. Sagt es Euch vor: Wo der HErr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst die daran bauen, und ruft Ihn nur, Er kommt gewiß!“

Die Alte sah recht getröstet und freudig aus, als sie mit tausend Danksagungen sich vom Stuhle erhob.

„Bleibt nur sitzen, wir gehen schon!“

„Wo ist denn das Bärbchen?“

„Das ist lange wieder davon. Die Maria soll bald kommen.“

Aus dem kleinen Fenster einer niedrigen Hütte schimmerte ein blasses, schwankendes Licht; Friedchen öffnete die Thür und Frau v. Armand folgte ihr nach. Da saß auf einer dreifüßigen Bank Ilse Martens und tockte Wolle. Die kleine Fettlampe warf kaum einen unsicheren Schein über die ärmliche Gestalt, zu deren Füßen zwei kleine Mädchen das jüngste warteten. Ein Bube von zehn Jahren bemühte sich, auf einer Schiefertafel Krähenfüße zu malen, in denen die Keime zu Buchstaben lagen; ein zwölfjähriger, der dicht an der Lampe mit einem halbzerrissenen gedruckten Blatte stand, schien den Inhalt desselben seinem Gedächtniß einprägen zu wollen, dabei aber gar manche Schwierigkeiten bekämpfen zu müssen.

„So fleißig, liebe Ilse?“ sagte Frau v. Armand freundlich, „Ihr habt die Lampe zu früh angezündet, warum macht Ihr heute nicht Feierabend?“

Ilse war hurtig aufgesprungen und hatte unter hundert Knixen die Bank mit ihrer Schürze abgewischt und der gnädigen Frau angeboten.

„Laßt's gut sein, Ilse, ich bin nicht müde," sagte diese mit einem lächelnden Blick auf den balancirenden Sitz. „Wo ist denn Lene?"

„Lene bringt der kranken Anne einen Apfel, den die Frau Pathe ihr geschenkt hat."

„Ihr solltet heute nicht Wolle tocken, Ilse. Es ist Sylvesterabend, da laßt die Arbeit ruhen: es ist ja ein Stück Feiertag dieser Abend."

„Ach, meine liebe gnädige Frau, der liebe Gott wird mir ja wohl das zu gute halten," sagte Ilse: „wer nicht arbeitet soll ja nicht essen."

„Gute Ilse, Ihr arbeitet über Eure Kräfte; und dann, vergeßt darüber nicht, daß Ihr den Feiertag heiligen sollt."

Ilse seufzte. „Am Sonntage thu' ich's auch nicht; aber — es muß doch Brod in's Haus!"

„Ihr habt ja vorgestern Euren Arbeitslohn abgeholt und außerdem noch manches mitbekommen."

„Ach, meine liebste gnädige Frau," klagte Ilse, „wenn Sie nicht wären, so müßten wir alle schon Hungers gestorben sein. Aber die Buben sind im Wachsen und essen für drei, und da kam der Doctor gestern und hat meinem kranken Manne theure Medicin und eine Weinsuppe verschrieben — da ist Alles darauf gegangen und jetzt kein Bissen mehr für uns im Hause." Die Thränen flossen ihr dabei über die Wangen und die kleinen Mädchen sahen still und traurig zur Mutter hin.

„Weinet nicht, Ilse," beruhigte sie Frau v. Armand. „Die Arbeit laßt heute: ich brauche sie nicht so eilig und Ihr werdet selbst noch krank. Ich will Euch aber gleich den

halben Arbeitslohn vorausgeben, da! Nach der Weinsuppe schickt nur zu mir, die Lene kann sie morgen abholen, und die Medicin wird Euch nichts mehr kosten. Aber habt Ihr denn auch heute noch etwas zu essen gehabt?"

Ilse küßte ihr die Hände unter unzähligen Liebesbetheuerungen: „O ja, wir haben heute schöne Kartoffeln gehabt, es hat uns nichts gefehlt."

„Ich bin aber so hungrig!" erinnerte ein kleiner Knabe.

„Mama, kann ich?" fragte Friedchen.

„Warte noch ein wenig," antwortete Frau v. Armand. „Nun, Martin, wie geht es denn mit den Buchstaben?"

Der Junge hielt stolz seine Hieroglyphen in die Höhe. Frau v. Armand lächelte. „Das wird noch eine Weile dauern, bis du deinen Namen schreiben kannst. Nicht wahr, gute Hedwig, du wirst nicht müde werden?"

Hedwig Loser, die hinter dem kleinen Schüler stand schüttelte freundlich lächelnd den Kopf.

„Was macht denn der Bill dort?" fuhr Frau v. Armand fort.

„Der lernt den ganzen Tag an einem Neujahrswunsche, mit dem er die gnädige Frau morgen begrüßen wollte," sagte Ilse geheimnißvoll und trocknete ihre Augen mit der Schürze.

„So, so! — Friedchen, jetzt!"

Nelly setzte den Korb nieder und Friedchen half ihr eifrig den Inhalt auf das Fensterbrett auspacken. Da waren Vorräthe für viele Tage, Wein und Weißbrod für den armen Kranken, und endlich warme Söckchen und Mützchen und eine ganze kleine Sparbüchse voll Geld. Die

kleinen Mädchen gukten mit großen Augen bald auf Friedchen, bald auf die Mutter, bis Friedchen Butterwecken unter sie und die Knaben vertheilte.

„Kinder, so dankt doch! Du auch Bill! Kannst morgen lernen; bedanke dich jetzt!“

Ilse hatte gut kommandiren: der Hunger kommandirte noch rascher die Bissen in den Mund.

„Nun, Kinder, jetzt seid ihr wohl satt?“ sagte Frau v. Armand nach einer Weile, „nun singt mir doch einmal das: Nun danket Alle Gott!“

„Ja, jetzt kann ich!“ meinte der Autor der Krähenfüße, der trotz aller Hungerübungen ein recht stämmiger, frischer Bursche war. Die Kinder stellten sich auf, falteten andächtig die Hände und Bill stimmte an.

Der Kranke, welcher hinter dem grauen Bettvorhange schlief, erwachte von dem Gesange. Er versuchte mit schwacher Stimme einzufallen, aber die Brust war zu müde. Frau v. Armand trat an sein Bett: „Der HErr stärke Euch zum neuen Jahr, lieber Jeremias,“ sagte sie.

„Ja, wenn der HErr will, kann er wohl helfen!“ antwortete der Kranke, „und wenn ich mein Weib und meine Kinder ansehe, so denke ich immer, Er will es thun!“

„Ich glaube es auch, Jeremias, Er wird die vielen Gebete erhören, die Euer frommes Weib hinaufschickt. Sollte es aber anders sein, könnt Ihr dann sprechen: HErr, Dein Wille geschehe?“

Der Kranke nickte leise: „Aber schwer!“

„Nun, Jeremias, ruft nur immer: HErr, erbarme Dich! Er wird Euch auch das leicht machen!“

Ilse weinte immerfort; der Kranke sprach leise für sich hin: „HErr, erbarme Dich!"

„Nun, Kinder, heute schließt ein ganzes Jahr! Das hat der liebe Gott euch geschenkt," sagte Frau v. Armand zu der kleinen gesättigten Schaar. Er hat euch wachsen lassen und euer Leben erhalten; Er hat seinen Segen nicht von euch genommen. Morgen kommt wieder ein Jahr: da müßt ihr von neuem um Seinen Segen bitten und wir alle! Wollen wir alle zusammen singen: Unsern Ausgang segne Gott?"

Und alle stellten sich mitten in das Zimmer, falteten die Hände und sangen mit vollen, klaren Stimmen den herrlichen Vers. Der kleine Martin sah dabei ganz himmelstürmend aus und seine kräftige Altstimme tönte besonders klar und muthig hervor.

„Lebt wohl!" sagte Frau v. Armand, als sie ausgesungen hatten; „vergeßt es nicht, Jeremias, es ist ein wunderbar großes Wort, dies: HErr, erbarme Dich! Nehmt es in's neue Jahr mit hinüber. Gott segne euch alle! — Ilse, seid nur fröhlich: Ihr wißt ja, daß Ihr einen gütigen HErrn im Himmel habt!"

„Ich weiß, daß Er Seine Engel schickt!" schluchzte Ilse, indem sie von neuem Elisens und Friedchens Hände mit Küssen bedeckte.

Aus dem kleinen, saubern Fenster, in welchem blühendes Geranium und blasse Monatsrosen hinter der weißen Gardine hervorwuchsen, tönte von zwei Frauenstim-

men der schöne Choral: „Mir ist Erbarmung widerfahren, Erbarmung, deren ich nicht werth." Die eine, ein Kindersopran, war voll und kräftig, als gäbe es in dieser kleinen Brust nichts als lauter Freudigkeit und unbeschreiblich großes Glück; die andere war schwach und zitternd, wie müde; aber auch bei ihr klang ein Jubel, das Weh übertönend, durch alle stockenden Laute hindurch.

Als der Gesang schloß, klopfte Frau v. Armand leise an die Thür. „Nun, liebe Anna," sagte sie, indem sie in's Zimmer trat, „das war wieder ein reiches Jahr! Der HErr hat Eurer Seele wunderbar hinaufgeholfen! Nicht wahr, je näher zu Ihm, desto größere Seligkeit?"

„Ja, ja! der Weg lichtet sich! — Die Steine liegen unten — ich steige an der Hand des HErrn!"

Frau v. Armand setzte sich auf das Bett der Kranken. Das junge Mädchen, dessen großes, glanzvolles Auge einen leuchtenden Wiederschein auf die Züge des feinen, abgezehrten Gesichtes warf, faßte Elisens Hand und drückte sie leise.

„Ich steige!" wiederholte die Kranke fast unhörbar, — „Sie haben das letzte Glied der Kette durchschnitten, die mich an dies irdische Leben schloß. — Ich bin frei!" Sie lächelte unaussprechlich glücklich.

„Liebe Anna, Eurer Seele half der HErr!"

„Ja — der HErr durch Sie! — O gnädige Frau, Winde und Feuerflammen und Menschen sind Seine Engel — der HErr schafft, aber Er trägt es Seinen Dienern auf!"

„Wenn der HErr mich solcher Gnade gewürdigt hat, Anna," sagte Frau v. Armand, „so reicht mein Leben nicht zum Danke hin!"

„Anna nickte leise. „Da ist auch ein kleiner Engel!“ flüsterte sie, indem sie auf Lenchen wies.

Lene stand in bescheidener Ferne an dem kleinen Tische am Fenster, der sammt den hochlehnigen Stühlen zu beiden Seiten hier und da noch Erinnerungen einstiger Politur, die unter den täglichen eifrigen Reinigungsproceduren im ganzen verschwunden war, sehen ließ. Sie hatte ihren Strickstrumpf auf das Fensterbrett gelegt und Hedwig und Friedchen die Stühle angeboten.

„Du bist ja recht fleißig gewesen, mein Kind,“ sagte Frau v. Armand zu ihr; „hast du denn auch das Lesen dabei nicht versäumt?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete Lene, halb verlegen halb fragend nach Anna hinblickend; „habe ich, liebe Anna?“

„Nein, Lenchen,“ sagte Anna, „du hast mich reich erquickt aus dem theuren Gottesbuch! Das liebe Kind,“ fuhr sie zu Elisen gewandt fort, „möchte noch heute Abend die warmen Strümpfe für die Mutter endigen: sie sollen ein Neujahrsgeschenk sein — die Mutter hat keine!“

„Stricke doch, Lene,“ rief Friedchen, „sonst kommst du nicht zu Ende!“

Lenchen nahm erröthend wieder ihren Strumpf vor.

„Wer hat dir denn die schöne Wolle geschenkt?“ fragte Hedwig.

„Die Frau Pathe hat keine Magd,“ sagte Lene schüchtern: „da gehe ich jeden Morgen hin und warte ein paar Stunden ihr Jüngstes, bis sie ihr Haus aufgeräumt hat, und da hat sie mir die Wolle geschenkt.“

„Das Kind gehört ganz dem HErrn an!“ sagte Anna

leise zu Elisen: „wenn Dienen Liebe ist, so hat sie unaussprechlich viel geliebt!“

„Und Ihr habt's ihr gelehrt, Anna?“

„Ich? — O was konnte ich arme Kranke thun?“

„Euer Leib leidet, aber Eure Seele gesundet immer mehr und mehr.“

„Ja, Gott sei Dank!“ rief Anna, „es ist nun bald das Ziel erreicht! — Ich habe ein sehnsüchtiges Heimweh bekommen.“

„Und doch müßt Ihr das Leben hier vielleicht noch lange tragen, gute Anna!“

Anna schüttelte den Kopf. „Lange wohl nicht! — Des HErrn Boten kommen immer eiliger — ich fühle ihren Gruß aus einer andern Welt so nah — so nah!“

„Nicht wahr, ein Gruß des HErrn gibt Flügel!“

Anna lächelte und sagte leise vor sich hin: „Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die den Frieden verkündigen! Wie lieblich sind die Wohnungen des HErren Zebaoth!“

„Liebe Anna,“ fing jetzt Lene an, die sich langsam dem Bett genähert hatte und daran niederkniete, Anna's Hand ergreifend, „sprich doch nicht immer davon, daß du fort willst! Bleibe doch noch!“ und dabei schluchzte sie leise, bemüht es der Kranken zu verbergen; diese merkte es aber doch.

„Laß mich nur fort, Lenchen,“ sagte sie: „ich möchte nicht wieder zur Erde zurück. Denke, hier bin ich ganz allein und dort oben — o wenn ich es dir zeigen könnte! — eine ganze Schaar! .... und der HErr!“

Eine lautlose Stille folgte. — Anna's glanzvolle Au-

gen hatten sich geschlossen und ein seliges Lächeln lag auf den blassen Lippen.

„Wie kömmt es, daß sie schläft?“ fragte Friedchen erschrocken, „sie sprach ja noch eben.“

„Der Herr Christus redet zu ihr und sie hört Ihm zu!“ sagte Elise leise, die wohl erkannte, daß es nur Todesermattung, noch nicht der Tod sei.

„Wie sie schön ist!“ flüsterte Friedchen, „ist sie denn schon ein Engel?“

„Bald ist sie den Engeln gleich — der Heiland reicht ihr das schneeweiße Kleid —“

„Sieh, wie sie lächelt!“ sagte Friedchen; „sie dankt Ihm wohl?“

Anna schlug plötzlich die Augen auf und sah sich in der dämmernden Stube erstaunt um.

„Was suchst du?“ fragte Lenchen zitternd, die mit verhaltnem Athem auf ihr Erwachen gewartet hatte und jetzt kaum lauten Jubel unterdrücken konnte.

„Ach — ich glaubte ich sei schon bei dem HErrn! — Er war bei mir — so schön! — ich kann es dir gar nicht sagen. — O, wenn du es wüßtest, so wolltest du auch zu Ihm!“

„Ja, ja, ich will!“ rief Lenchen laut weinend, „sag' es ihm nur, ich möchte mit dir zu Ihm!“

Anna schüttelte wieder den Kopf. „Noch nicht!“

„Der HErr ist Euch so nahe,“ sagte Frau v. Armand, indem sie aufstand, „Ihr bedürft der Menschenhülfe nicht! Es wird mir schwer, von Euch zu gehen, aber ich muß! Morgen früh seh' ich Euch wieder! Lebt wohl, Anna, bittet

den HErrn für Eure Freunde! — Liebe Anna," wiederholte sie mit tiefem Nachdruck, „lebt wohl — und redet mit dem HErrn von uns!"

Anna nickte. „Ja, ja — ich sah Euch — in Seiner Hand!" sagte sie mit schwacher Stimme.

Frau v. Armand ging tief ergriffen hinaus, während Friedchen noch ganz leise die warme Decke über die Kranke schob, wofür dieselbe ihr freundlich zulächelte, und dann zutraulich zu Lenchen sagte: „Weine nicht, sie ist ja bald ein Engel!"

Hedwig Loser blieb: sie wollte von dieser reichen Quelle der Lehre und des Trostes nicht weichen. Sie und Lenchen knieten still an dem Bette nieder und beteten.

Die Dämmerung nahm rasch zu. Still und in sich gekehrt schritt Frau v. Armand durch die einsame Straße des Dorfes hin. Aus den niedrigen Fenstern leuchtete hier und da ein sparsamer Lichtschein, — und von dem Thurm des hölzernen Kirchleins läutete es Feierabend in die Häuser hinein. Friedchen freute sich an den hübschen Bildern da drinnen. Meist saßen die Bewohner in Gruppen beisammen und sangen einen Choral, oder der Hausvater las aus der heiligen Schrift, oder sie plauderten traulich mit einander. Die Mutter mußte wohl zehnmal stehen bleiben, bis sie an das Haus kamen, wo Friedchen dem alten Tom eine Flasche Wein bringen sollte. Und dann hatte sie noch für den kranken Andreas gebratene Aepfel, für die arme Hanna Neujahrskuchen für sie und ihr hungerndes Bübchen, und für die Magdala ein ABC-Buch und ein nagelneues Röckchen zum neuen Jahr, bis der Korb, welchen Nelly

trug, ganz geleert war und die Drei mit einbrechender Dunkelheit eilig dem Herrenhause wieder zuschritten.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

„In der Stadt? — Nein, Tante Mary, bedenke es recht; ich glaube doch, das wäre nicht gut."

„Nicht gut? Warum nicht, lieber Neffe? Du kannst das gar nicht beurtheilen. Ihr Beide kennt nichts als das Landleben, und ihr seid euch, Gott Lob! genug; aber bei uns ist das eine andere Sache."

„Ja, ja, die Tante hat Recht," fiel Phalander gravitätisch ein: „Gouvernante oder vornehme Dame — immer arbeitet erst das Stadtleben das rechte Muster am Menschen heraus, wenn auch der Stoff schon vorliegt. Meine Franziska hat immer zwei Stufen auf einmal gemacht seit sie in der Stadt ist."

„Ihre Franziska braucht es nicht einmal so nöthig," fiel Mary eifrig ein, ohne gerade ihre Worte zu wägen, „sie wird weder Gouvernante noch vornehme Dame sein..."

„Liebe Tante," unterbrach Schotten sie, schlau lächelnd, „wie kannst du so etwas behaupten?"

Doktor Phalander machte sich mit seinem Schnurrbart zu schaffen und wandte sich mit einer gleichgiltigen Frage an Arthur. Mary bemerkte das aber nicht, sondern fuhr lebhaft fort:

„Was sie sein wird, weiß ich nicht; aber unsere Kinder

sind blutarm, sie müssen Gouvernanten werden, und dazu müssen ihre Talente ausgebildet, dazu muß ihre Tournüre gefeilt und das große Examen gemacht werden. Anders geht es gar nicht, Eduard, das kannst du wirklich nicht beurtheilen. Ich versichere dir, daß es durchaus nöthig ist."

„Freilich, freilich!" bestätigte Phalander, indem er behaglich sein Glas mit heißem Punsch füllte und dann mit der blanken Messinggabel die Kohlen im Kamin schürte: „die Tante hat immer Recht. Was meinst du, Fränzchen, wenn du so bei mir auf dem Lande erzogen wärst: das wäre wohl gar nicht nach deinem Geschmack gewesen?"

„Das kann ich nicht sagen, lieber Vater," erwiederte Franziska geziert; „aber so viel ist sicher: in der Stadt ist für alle Talente vortrefflich gesorgt."

„Ha ha! dieser kleine Filou!" sagte Phalander schmunzelnd zu Arthur. „Sie weiß nämlich, daß sie aus lauter Talenten zusammengesetzt ist. — Franziska!" wandte er sich dann wieder an seine Tochter, „sei doch so gut, mein Kind, und spiele uns einmal den Erlkönig oder den Hexentanz von Liszt vor."

„Das sind zwei so verschiedene Dinge," sagte Franziska wichtig, „ich weiß nicht, was von der Gesellschaft gewünscht wird."

Sie hoffte aus Einem Munde einen besondern Wunsch zu hören, aber gerade dieser Mund schwieg.

Ich dächte der Hexentanz wäre für den Sylvesterabend ganz passend!" sagte der Doktor lachend; „der Erlkönig ist abgenutzter, und auf dem Blocksberge zu tanzen, dazu gehört Meisterschaft!"

Franziska setzte sich an's Klavier. Phalander war nur Ohr für seine Tochter und Auge für Arthur, den er unaufhörlich zur Aufmerksamkeit anzuregen suchte, was bei diesem einiges Befremden erregte.

Mary Schotten war keine Dame, die ihre Pläne umwerfen ließ: sie hatte ihre eigenen Ansichten, die breit Wurzel in dem Boden ihres Herzens geschlagen hatten und kräftig aufgeschossen waren, weil sie ihr ganzes Leben an sie hingab und sie, wie Schotten oft scherzweise sagte, „wie schwächliche Kinder pflegte."

„Ist denn das große Examen für ein Mädchen nöthig, um glücklich zu werden?" fragte Schotten, indem er das Gespräch fortsetzte, ohne auf die Bemühungen des Doktors, welcher bei der Gesellschaft um Franziska's Glorie warb, Acht zu geben.

„Ja freilich!" rief Ommer spöttisch: „Entweder das große Loos oder das große Examen!"

„Bin ich dein großes Loos?" fragte Schotten neckend, indem er in Margot's Augen sah. Sie nickte glücklich lächelnd.

„Ja, für die Nieten bleibt nichts als das große Examen!" erwiederte Mary in naivem Eifer.

„Liebe Tante, bist du nicht selbst ein Beispiel, wie unendlich viel Verdienst man ohne Examen haben kann."

„Mein guter Neffe, die Welt hat sich geändert. Vor Zeiten wurden die Menschen, oder wenigstens die Frauen, nach ihren Verdiensten geschätzt, jetzt nach ihrem Diplom. Das Diplom ist bei einem Mädchen, was bei einem Manne Orden, Rang und Titel sind."

„Das ist aber eine Sünde, die Generationen nicht gut machen können!“ rief Ommer. „Mulier taceat in ecclesia; wenn ich all mein Latein bis zum ABC vergesse, so wird mir dies doch immer in die Ohren tönen.“

„Aber, mein lieber Ommer, wo ist denn da von einer Gemeinde die Rede?“ fiel Phalander ihm in's Wort.

„Wie? ist das etwa keine Gemeinde, wenn sich der Saal mit gelehrten Herren füllt und alle Brillen und Binocles auf die arme zitternde Examinande gerichtet sind? Ich sage: ist sie ein echtes Weib, so wird sie die halbe Besinnung verlieren und folglich auch nur einen ganz kleinen Theil ihres Wissens herstammeln. Nur wenn durch ihr ungebührliches Studiren ein männlicher Geist in sie gekommen ist, der den ersten Schmelz zarter, weiblicher Schüchternheit abgestreift hat, wird sie kühn genug sein, Alles was sie weiß zu sagen, wenn nicht vielleicht noch mehr! Aber ob man dann auch noch etwas Gutes von ihr zu erwarten hat als Gouvernante, das ist eine höchst bedenkliche Frage.“

„Ich glaube die Sache ist viel bedenklicher, wenn man nur wenig von ihrer Weisheit gesehen hat!“ sagte lachend der Doktor. — Was meinen Sie, Herr Graf?“

„Nach meiner Ansicht darf auch das Weib Schätze sammeln auf allen Gebieten des Wissens,“ erwiederte Arthur bescheiden, „nur daß deren Anwendung naturgemäß eine andere sein muß, als beim Manne.“

„Bravo! Bravo!“ rief der Doktor, „Sie sind mein Mann!“

„Mein lieber Graf,“ sagte Ommer, „laufen Sie nicht

so auf Seitenwegen an uns vorbei! Wir sprechen vom Examen! — Was meinen Sie: ist es recht, daß man dem Mädchen mit einer Anstrengung, der sie nicht gewachsen ist, mit Nachtwachen und solchen Dingen mehr ihre frischen Wangen raubt? daß man ihr Auszehrung oder Nervenfieber zuzieht, um ihr die für sie unnatürliche Kraft zu großen Scenen einzuflößen? daß man Eitelkeit und Ehrgeiz mit gespenstischen Augen sie aufschrecken läßt aus ihrer natürlichen Glückseligkeit in demüthiger Unbekanntheit?"

„Nein, daß man damit recht thut, glaube ich nicht!" sagte Arthur.

„Aber, mein lieber Graf," fiel Mary rasch ein, „bedenken Sie doch, daß man sich von einer Sache überzeugt haben muß, um daran zu glauben oder eine Verantwortung in Rechnung auf sie zu übernehmen. Nach all den traurigen Zuständen, welche die früheren, selbst unerzogenen Gouvernanten oft in's Haus brachten, ist es den Familienmüttern nicht zu verargen wenn sie nach Garantien suchen, wenn sie wenigstens einige Wahrscheinlichkeit für genügende Tüchtigkeit haben wollen."

„Wenn gegen das Examen gesprochen wird, so, glaube ich, meint man besonders das öffentliche an der Universität, das freilich aber auch das größte Relief gibt!" bemerkte der Graf.

„Alles ist öffentlich, was nicht unter vier oder sechs Augen geschieht!" sagte Ommer. „Und welche Garantie gibt zuletzt das Examen? Ja, könnte der Examinandin ein Diplom ausgestellt werden darüber, daß sie eine gute

Erzieherin, daß sie sanft, ernst, fromm und liebevoll sei, daß sie die Kinder mit Geduld zu leiten, mit Liebe zu strafen, mit Freundlichkeit an alles Gute zu fesseln wisse, — ein ganzes Haus voll Kinder wollte ich einer solchen Gouvernante anvertrauen. Aber wer fragt danach? — Conversation, nur Conversation! das ist Alles, was man verlangt! Und bei der Conversation gibt man den größten Schatz in ganz kleiner, unbedeutender Münze aus, — das Herz, das sich so ausgibt, hat von Glück zu sagen wenn ihm noch ein kleiner Fond wahren Gehaltes nachbleibt."

„Zwischen Erziehen und Unterrichten ist ein großer Unterschied," sagte Schotten. „Mir sind Fälle vorgekommen, wo diejenigen, die am besten unterrichteten, am schlechtesten erzogen, weil sie reizbar, heftig, ungeduldig waren, nicht mit Freundlichkeit das Kind leiteten, sich weder durch Liebe noch durch Pflichtgefühl zu rechter Sorgfalt in ihrem Berufe gedrungen fühlten. Sie hielten sich an ihren Contract, und der lautete auf französische Conversation...."

„Auf Liebe kann man nun einmal keinen Contract machen," fiel Mary eifrig ein, „die muß sich von selbst verstehen!"

„Die *sollte* sich von selbst verstehen, gewiß, theure Tante," sagte Schotten, „und du begreifst nicht, wie das *anders* sein kann. Aber jene Gouvernanten von Profession begreifen nicht, wie etwas *eingeschlossen* sein soll, wovon in der grammaire und in ihrem Diplom nichts geschrieben steht."

„Die klugen Leute lesen *zwischen* den Zeilen!" sagte der Doktor, indem er behaglich seinen Punsch schlürfte.

„Die „klugen“ selten,“ erwiederte Schotten; „nur die, welche ein Herz für eine so große, ich möchte sagen, heilige Sache haben.“

„Ja, ja!“ rief Ommer, indem er nach dem Doktor hinüberblickte, „du hast Recht, mein Sohn: die Klugheit des Herzens ist viel scharfsichtiger, viel feinfühlender, viel infallibler als die Klugheit des mächtigen Weltbeherrschers Verstand!“

Der Doktor pfiff eine kleine Strophe vor sich hin und sah phlegmatisch in die Kohlen.

„Ich bin viel im Vaterlande umher gewesen,“ bemerkte der Graf, „habe in eine Menge Familien hineingesehen, ihr innerstes Leben kennen gelernt und große, unheilbare Schäden gefunden, die durch Gouvernanten hineingebracht waren, welche von keiner heiligeren Pflicht als der des Unterrichtens wußten, und doch für gute Gouvernanten gehalten wurden.“

„Was für Schäden?“ fragte Mary gespannt.

„Oft ohne daß sie es ahnten, oft aber mit vollem Bewußtsein theilten sie den Kindern ihre Eitelkeit, ihre Oberflächlichkeit, ihre Frivolität mit....“

„Das waren gewiß Damen aus dem Stift!“ rief Mary.

„Häufig; ja.“

„Stift! Stift oder Institut hin und her!“ sagte Ommer, — „ich kann den bloßen Namen nicht hören ohne von Aerger ergriffen zu werden, denn solch eine Anstalt ist eine wahre Propaganda verkehrter Ansichten von der Welt, toller Ansprüche an das Leben, und wenn die armen Kinder es außerhalb der Mauern anders finden, wol-

len sie gewaltsam ihre süßen Thorheiten realisiren oder, wenn das nicht geht, sterben!"

Phalander schmunzelte. „Stift oder Unheil ist also synonym?" sagte er mit einem schlauen Lächeln.

„Daß die Unmöglichkeit einer nach allen Seiten hin richtigen Organisation so großer Institute auf der Hand liegt, brauche ich nicht erst zu bemerken," sagte der Graf; „die Ausnahmen, wo eine Seele ohne Schaden hindurchgeht, sind eben Ausnahmen. Es giebt ja Gemüther, die gar kein Verständniß für das Unreine haben, bei denen kaum eine Empfänglichkeit für das Verkehrte und Unrechte vorhanden ist!"

Frau v. Seville sah bei diesen Worten mit dankbarem Blick zu Arthur hinüber, der gedankenvoll schwieg.

„Das sind Engel!" sagte Phalander lachend.

„Man braucht eben noch kein Engel zu sein, um von dem Bösen weniger berührt zu werden als andere," antwortete Schotten lebhaft; „es gibt schwarze und weiße Gemüther, wie es schwarze und weiße Menschen gibt!" — Die ganze Gesellschaft lachte.

„Aber was soll denn eigentlich aus einem Mädchen werden?" fragte Mary in komischem Eifer.

„Wirthschafterin! Nähterin! Bonne!" antwortete Phalander mit Lachen.

„Unsinn!" rief Mary; — „verzeihen Sie, Doktor, aber es ist ein entsetzlicher Unsinn! Da ist ein armes Mädchen, das seine Eltern unterstützen, zur Erziehung seiner Geschwister beisteuern, oder auch, wenn es ganz einsam und allein dasteht, einen Sparpfennig für seine alten Tage, wo

es nicht mehr arbeiten kann, vielleicht an den Folgen früherer zu großer Anstrengung hinsiechen wird, zurücklegen will; — oder es ist ein junges Mädchen aus guter Familie, das, selbst gebildet, nur an gebildeten Umgang gewöhnt war, — und solch ein Umgang macht feinfühlend, macht verletzbar gegen rauhe Berührung: — soll dies junge Mädchen hinausgestoßen werden in eine Stellung, in der es mit der Hefe des Volkes zu ringen hat, von der Rohheit seiner Umgebung täglich und stündlich an seiner Seele leidet, in der sein geistiges und körperliches Leben schnell erliegen muß, und die ihm dennoch nur ganz mangelhaft die Mittel bietet für seine eigene Existenz zu sorgen, für Unterstützung der Seinigen aber, oder für das Freikaufen aus einer sorgenvollen Zukunft bei aller Hingabe seiner letzten Lebenskraft keine Aussicht gewährt — soll das das Erbtheil sein, das unsere Kinder einst von uns empfangen?"

Mary's Augen und Wangen glänzten, ihre Stimme zitterte vor Mitgefühl bei dem geträumten Elend.

„So wenden Sie sich doch nicht an mich, Fräulein Schotten!" rief der Doktor komisch ärgerlich; „ich bin ja Ihr treuster Verbündeter! Denen da reden Sie in's Gewissen!" Er wies auf die andern Herren.

„Liebe Tante," nahm Schotten das Wort, „wenn die jungen Mädchen nicht herrschen, sondern dienen wollten, so würde man sie mit Freuden in jedes Haus aufnehmen. Sie müßten nur nicht eine fremde Gouvernante, sondern Tante, Mutter, Schwester, Freundin sein wollen, ihr Herz und ihre Liebe statt des Diploms mitbringen!"

„Du redest, wie du es verstehst, lieber Eduard, das heißt von lauter Idealen, die in der Welt nicht zu finden sind. Die Reichen und Hohen wissen solche Dienste nicht zu schätzen und die Armen nur dann, wenn sie sie nicht zu bezahlen brauchen; darauf kann aber ein armes Mädchen mit all seiner Liebe nicht eingehen.“

„Das kann auch nicht verlangt werden,“ fiel Arthur ein; „nur das Eine ist unerläßlich, da es in der Welt, wie sie ist, doch Gouvernanten geben muß: daß Liebe und Gewissen Ueber- und Unterschrift ihres Diploms sind — dann werden sie überall willkommen sein.“

„Das ist Sache des Charakters!“ entschuldigte Mary.

„Tante,“ sagte Schotten ernst, „willst du dem Unrecht das Wort reden?“

„Ich bin in Häusern gewesen,“ fuhr der Graf fort, „wo durch gewissenlosen Mißbrauch ihrer Stellung die Gouvernante das Herz ihrer Schülerin an sich gezogen hatte, wo sie es der Mutter gestohlen hatte, indem sie durch allerhand tadelnde Urtheile, die sie hinter dem Rücken derselben über sie fällte, das Vertrauen der Tochter zur Mutter untergraben hatte oder doch in Unvorsicht oder böser Absicht langsam die Ehrfurcht vor der Mutter auflöste, indem sie gegen die Tochter über die Fehler und Schwächen derselben sprach; indem sie mit rücksichtsloser Prätension ihren Ansichten und Geboten Geltung zu verschaffen suchte; indem sie endlich dem Kinde alles zuließ, was ihr eben nicht unbequem war, und durch schmeichelhafte Zugeständnisse das schnell gewonnene Kindesherz verblendete und verwirrte.“

„Sie haben schlimme Erfahrungen gemacht, mein lie-

der Graf," sagte der Doktor, „oder Sie sprechen eben nur von den schlimmsten, die gemacht worden sind."

„Ich könnte von noch schlimmeren sprechen," antwortete der Graf. „So lange Eltern und Erzieher alles thun, um aus jungen Mädchen kluge Gouvernanten zu machen, und nicht zugleich alles, um sie ernst, gewissenhaft, fromm, sanft und liebevoll zu machen: so lange wird nur Unsegen auf dem Gouvernantenstande ruhen und er wird nicht das werden, was er sein soll, eine richtige Ergänzung und Stellvertretung der Eltern. Wo sind jetzt die Gouvernanten, welche recht vor Augen haben, daß sie einst Rechenschaft geben sollen von den Kinderseelen, die ihnen anvertraut sind!"

Es war eine Stille eingetreten: des Grafen edles Gesicht hatte einen so tief-ernsten Ausdruck erhalten, daß der Doktor es sogar nicht wagte mit den bereitgehaltenen witzigen Lobsprüchen auf das Bravourstück hervorzutreten, welches Franziska während der ganzen Unterhaltung fortgespielt und, da niemand recht darauf geachtet, etwas unwillig beendet hatte. Niemand dankte ihr, noch viel weniger aber wurde ihr irgend ein Lob gespendet, und sie setzte sich deshalb schmollend in eine Ecke am Fenster.

Frau v. Seville und Frau v. Armand hatten das Gespräch mit lebhaftem Interesse angehört, ohne ein Wort mitzusprechen.

„Wir schwelgen hier aber in Idealen," hub Mary wieder an, „die im besten Falle sich erst nach langen Jahren realisiren können, und doch soll der Mensch die Dinge fassen und beurtheilen, wie sie sind."

„Du gerade, liebe Tante, kannst sie gleich zur Ausführung bringen: die Kinder sind ja noch klein.“

„Ja, Eduard; aber wie und wo das am besten geschieht, das ist die Frage.“

„Du meinst, in der Stadt oder auf dem Lande?“

„Das meine ich.“

„Da aber die boshaften Gouvernanten einmal auf der Welt sind,“ fiel der Doktor behaglich ein, „so möchte ich doch erst hören, was für ein Gegengift man anwenden könnte. In unserer Praxis kommen alle möglichen Fälle vor, aber das Gouvernantengift ist eine Krankheit, gegen welche ich für's erste noch von keinem Mittel wüßte.“

„Das beste Gegengift wird wohl Muttertreue und Mutterliebe sein,“ sagte Frau v. Armand. „Wenn die Mütter nicht die Gouvernanten nähmen, bloß um sich die Erziehung ihrer Kinder leicht zu machen....“

„Um mehr Zeit für Besuche, Gesellschaften und Concerte zu gewinnen....“ fiel der Graf ein.

„...Um ihre Sorgen und Mühen den Gouvernanten zu überlassen und nur die Mutter-Freuden zu genießen; „sondern die Mutter ihrerseits hingebende Sorge, selbstverleugnende Treue, aufopfernde Liebe, ihr den Regeln der Natur nach zartes, feines Ahnungsvermögen mit den Bemühungen der Gouvernante verbände; wenn sie den Hebel an dem Herzen des Kindes immer in ihrer Hand behielte, unabläßig um die Seele desselben würbe, damit der HErr sie einst rein und hell aus ihrer Hand empfangen könne und nicht fragen müsse: wo ist das Kind, das ich dir gegeben? — dann wäre das Gegengift gefunden, und

das Gift, das allein und im Uebermaaß tödtet, würde dann vielleicht zu einer Arznei, einem wohlthätigen Stärkungsmittel werden!"

„Gnädige Frau, Ihre medicinischen Kenntnisse überraschen mich!" rief Phalander. „Sie hätten sogar noch sagen können, daß Arsenik, ganz allein und rein genossen und nur in sehr kleinem Maaße, ein stärkendes, verschönerndes und lebenverlängerndes Mittel ist— Ein Körnchen zu viel aber der Tod!"

„Ein gefährliches Spielzeug!" warf Ommer hin.

„Aber Stadt oder Land?" rief Mary ungeduldig; „wir kommen ganz von meiner Frage ab."

„Stadt! Stadt!" antwortete Phalander, „was soll denn auf dem Lande aus den Talenten werden?"

„Das sage ich auch!" stimmte Mary bei. „Und die Tournüre! Nach der fragt man in fremden Häusern viel."

„Ich möchte nie die Jugend eines Kindes in die Stadt vergraben," sagte die alte Frau v. Armand mit ihrer sanften Stimme: „ich habe die Erfahrung gemacht, daß in dem Stadtleben ein Verschlossensein gegen die tausendfältigen Offenbarungen Gottes in der Natur, gegen die göttliche Weisheit liegt, welches man von Kindern fernhalten sollte. Und dies Verschlossensein wird um so ärger, je mehr Zugänge zum Herzen der Zerstreuung, den vielfachen bunten Bewegungen des Außenlebens geöffnet werden. Nein, nein!—erst laßt das Kind lauschen dem lebenschaffenden Worte Gottes, das mit ausgebreiteten Flügeln über die Erde zieht und das man in der Stadt vor lauter Geräusch und Gedränge nicht hört und sieht. Stört des Kin-

des Stille nicht, laßt ihm Zeit, zu dem Gefühle seiner Ohnmacht und Nichtigkeit, zu dem Bewußtsein der unermeßlichen Größe, Gnade und Herrlichkeit Gottes zu kommen, dessen Wunder es in jeder Blume lesen kann; laßt erst das Gemüthsleben des Kindes sich tief innerlich entfalten, seine Seele stark werden unter dem Sonnenlicht der Gnade Gottes, von der das Herz dort in seiner Einsamkeit, in seiner friedlichen Stille viel unmittelbarer berührt wird als da, wo die Welt mit dem Himmel um seinen Besitz ringt! Nein, Mary, was du dem Kinde genommen hast, wenn du es hindertest diesen festen Grund zu legen, das gibst du ihm nie wieder, das ist unrettbar verloren: das rechte Seelen- und Gemüthsleben."

Mary seufzte und schüttelte nachdenklich den Kopf. „Das ist wohl alles recht schön," sagte sie, „aber bedenke nur die Sprache, — die Aussprache der Städter ist ja so viel vorzuziehen, — die Musik und so manches andere. Wir müssen nun einmal in dieser Welt leben!"

„Da hast du wohl Recht, Mary," sagte Elise; „es thut mir nur Leid, daß uns nicht immer die Gewißheit, daß wir in dieser Welt leben um für die Ewigkeit reif zu werden, in gewaltigen Zügen vor Augen schwebt!"

„Ach, meine gute Elise, wer bezweifelt denn eine so allgemein anerkannte Wahrheit!"

„Es ist nur ein Unterschied im Erkennen, Mary. Es giebt Augenblicke in denen jene Erkenntniß zur höchsten Sehnsucht sich steigert, in denen man alles Irdische vergessen und verwerfen möchte, nicht begreift wie es möglich ist, neben jener unbestrittenen Gewißheit noch kleine

Nebenrücksichten in's Auge zu fassen; und dann wieder Zeiten, wo die Erkenntniß plan- und wandellos ein stereotyper Gedankengang ist, bei dem die Seele immerhin von Tode umfangen sein kann."

„Wovon sprichst du eigentlich, Elise?" fragte Mary etwas ungeduldig.

„Vielleicht habe ich mich in der lebendigen Erinnerung an ein Sterbebett, das ich eben verlassen habe," erwiederte Frau v. Armand, „ein wenig verirrt. Was ich sagen wollte ist, daß für ein junges, wenn auch recht fromm erzogenes Mädchen nicht mit Gewißheit darauf zu rechnen ist, die Erkenntniß, daß wir einer Ewigkeit angehören, werde bei ihr die Versuchungen des Weltlebens unschädlich machen."

„Ja, einer Ewigkeit!" sagte der Graf erschüttert halb für sich hin, — es giebt Augenblicke, wo sie überwältigend vor unsrer Seele steht!"

„Solche Augenblicke kommen der Jugend nur selten," fuhr Frau v. Armand fort; „aber wenn der Schatten immer tiefer sinkt, wenn er bald die verhängnißvolle Stunde erreicht hat, — o dann wird die Welt so klein! Immer ferner rückt sie unserm Blicke und immer klarer tritt der Grundgedanke hervor: Du bist für die Ewigkeit bestimmt!"

„Für die Ewigkeit," wiederholte der Graf leise, — „und zuvor das Gericht!" Er hatte den Kopf in die Hand gestützt; sein Auge schien nichts zu sehen, alle Umgebungen waren ihm für einen Augenblick entschwunden.

„Diese Seele kannte kein Gericht," sagte Frau v. Armand: „sie wußte daß sie am Herzen Gottes ruhen wird; „die Heiligen Gottes werden ja nicht gerichtet."

„Und hätten alle Menschen," fuhr der Graf fort, „die furchtbar schwere Rechenschaft, zu der sie einst gezogen werden, immer vor Augen, so würden sie alle mit ganz anderer Kraft nach Heiligung streben. Ich habe es nie vollständig begreifen können, wie es möglich ist bei so schreckenerregender Gewißheit im Angesicht jenes allgewaltigen, zerschmetternden Wortes: „letztes, ewiges Gericht" noch ganz der Erde zu leben, wie es so viele thun."

„Aber dies Leben hat doch auch seine Berechtigung!" wandte Mary ein.

„Ja, Mary," sagte die alte Frau v. Armand; „aber wenn Einem in meiner Nähe die Dinge welche allein auf die Erde Bezug haben anfangen sehr wichtig zu werden, dann möchte ich ihm immer die Worte des Predigers von der Eitelkeit alles Irdischen zurufen."

Mary sah sie mit einem Blick an, der zeigte, daß sie ihr nicht recht beistimmen könne; der Doktor ging im Nebenzimmer auf und nieder; Franziska saß gemartert in der Ecke.

„Alles was nicht mit dem jenseitigen Leben zusammenhängt ist eitel — gewiß, Mary!" bestätigte Elise, „und dagegen alles was mit demselben in Verbindung steht von unbeschreiblich hoher Wichtigkeit. Den Zusammenhang des diesseitigen und jenseitigen Lebens möchte ich mit dem zwischen dem alten und neuen Testamente vergleichen: das erste vorbereitend und verheißend, das andere die Erfüllung, der Punkt wo alle Prophetie zusammenströmt, das Ziel unseres Daseins, das Ruhen in Gott!"

„Das ist natürlich und versteht sich von selbst," sagte

Mary, „das weiß jedes Schulkind; aber es ist ja auch gar nicht beängstigend, sondern der herrlichste Schluß. Was für ein Grund zu Furcht und Zittern liegt denn darin?“

„Die Ewigkeit ist ein Begriff, den ich nicht ausdenken kann!“ sagte der Graf bewegt. „Ewig verloren! — ewig selig! — ich kann das Bangen meiner Seele bei diesen Worten nicht bewältigen! — Und jenes letzte Gericht, über das hinaus keine Gnade mehr sein wird, wo sie nicht schon früher erlangt ist, — keine Gnade mehr! — Wie viel Zeit ist noch da? Wer von uns weiß, wie nahe er der Ewigkeit steht?“

„Darum wirket, so lange es Tag ist, sagte Elise ernst, „es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann!“

„Und schaffet eure Seligkeit mit Furcht und Zittern! heißt es für uns alle,“ fügte die alte Frau v. Armand hinzu.

Dem Doktor war es zu arg geworden; er wollte sich den Schluß des Jahres nicht mit so fatalen Gesprächen trüben lassen und war deshalb zu seiner Tochter geschlichen, um diese flüsternd aufzuforden, jetzt einmal den Erlkönig zu singen, — da sah eben Frau v. Armand auf die Uhr und sagte dann:

„In fünf Minuten schließt das alte Jahr und wir beginnen ein neues! Ich glaube es ist Niemand unter uns, der nicht aus voller Seele Gott zu danken hätte für viele Gnadengaben — wollen wir nicht unsere Gebete vereinigen? — Liebe Mutter, du stehst dem HErrn am nächsten.“

Der Kreis bildete sich auf diese Worte wieder fester. Der Doktor hätte es eigentlich für ehrlicher gehalten

außerhalb desselben stehen zu bleiben, aber als er etwas nachdachte, fand er doch auch hier und da eine Kleinigkeit, für die er allenfalls dem lieben Gott danken konnte; und da er überdies es mit niemandem verderben wollte, so blieb er bei der „Ceremonie“. Wer noch saß stand ernst und demüthig auf, bis auf die blasse, kranke Frau v. Seville. Margot setzte sich ans Klavier, und in vollen Tönen wogte ein Choral durch das Zimmer, an den nachher die alte Frau v. Armand ihr wahrhaft erquickliches Gebet anschloß. Als sie eben die letzten Worte gesprochen hatte, schlug es zwölf Uhr, und wieder jubelte die kleine Schaar in einem Choral der neuen Gnade entgegen, deren Gewißheit sich mit jeder wiederkehrenden Strophe tiefer in die sehnsuchtsvollen Herzen senkte. Und als sie so im neuen Jahr zuerst den HErrn begrüßt hatten, brachte auch Eins dem Andern herzliche Wünsche zu.

„Ach!“ sagte der Doktor, indem er mit Franziska durch's Zimmer schritt, „es ist nicht so schlimm damit! Was denkst du, Fränzchen: man braucht nicht immer hinüber zu tanzen in's neue Jahr, man kann auch singen, — meinst du nicht? Oder wärest du doch lieber bei Rolands zum Ball gewesen? Mich ennuyiren nur die fatalen Bälle schon; ich fange an ein alter Kerl zu werden!“

„Ball?“ fragte Margot, die mit Schotten dazugetreten war; „wann denn, Franziska?“

„Heute, am Sylvesterabend!“ erwiederte Franziska.

„Ein Ball am Sylvesterabend!“ rief Margot erstaunt; „wie kann man nur an diesem Abend einen Ball besuchen! Ich fühle mich an demselben immer wie in der Kirche!“

„Ja, du!“ warf Franziska vornehm hin; „müssen denn aber Alle so denken, wie du?“

„Ach nein, Franziska; ich wußte nur nicht, daß man eine so ernste Stunde mit Tanz verbringen könne.“

„Wir können jeden Tag sterben,“ erwiederte Franziska weise; „somit dürfen wir also niemals tanzen!“

„Das ist denn doch eine kleine Verwechselung der Begriffe,“ bemerkte Schotten lächelnd: „es ist hier nicht vom Sterben, sondern vom Danken und Bitten die Rede.“

„Ich bin gelehrt worden, man müsse alle Abende beten mit Dank und Bitte!“ erwiederte Franziska.

„Das ist richtig!“ sagte Schotten; „man hat aber, wenn man ein Jahr, ja eine Kette von Jahren hinter sich hat, eine um so reichere Veranlassung dazu. Alle Tage sind des HErrn, und doch heben sich naturgemäß Sonn- und Festtage hervor, und gleicherweise sollen alle Hauptmomente der Zeit und des Lebens uns zu ganz besonderem Dank, zu ganz besonderer Bitte an den HErrn aufrufen. Der Unterschied ist natürlich, nicht gemacht, Fräulein Franziska, und es würde frivol sein, wenn man ihn umstoßen und das natürliche Gefühl davon in sich unterdrücken wollte, um dem Leichtsinn, der Genußsucht eitler, dem HErrn fernstehender, geistlich-todter Menschen nachzufolgen.“

Margot sah ängstlich auf Schotten und Franziska, doch war ihre Besorgniß überflüssig, denn jener war zu gutmüthig und diese zu geschmeidig, als daß nicht Beide hier hätten einhalten und das Gespräch auf etwas anderes bringen sollen. — Bald darauf trennte sich dann die Gesellschaft.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Glänzend stieg der erste Morgen des neuen Jahres wie eine frohe Botschaft am wolkenlosen Himmel herauf über die Erde, die, in eine dichte Schneedecke gehüllt, auf der jetzt Millionen von Diamanten zu funkeln schienen, einen eigenthümlich friedlichen Anblick gewährte. Aus dem kleinen Kirchlein im Dorfe hatte es schon heute früh geläutet mit ernsten, wehmuthsvollen Tönen — war es der Grabgesang des alten Jahres oder die bange Frage an das neue? — aber jetzt läutete es jauchzend und jubelnd wie eine Hochzeitshymne durch die lichtgetränkte Ferne, und mit festlichen Gesichtern, in ihren Sonntagskleidern, ein freundliches: „Der HErr segne dich zum neuen Jahr!" auf den Lippen, zogen die Einwohner des Dörfchens zu ihrem Gotteshause, das mit grünen Tannenzweigen und Immortellenkränzen und zahllosen Lichtern geschmückt war.

Vor dem Waldstein-Schlößchen standen harrend einige große und kleine Schlitten; die bunten Schneedecken auf dem weißen Hintergrunde, die kleinen Glöckchen, deren Silbertöne mahnend in die geöffnete Hausthür klangen, so oft eins der ungeduldigen Pferde den Kopf in die Höhe warf, die bereiften Bäume des Parkes, die blendend-weiße Fläche, welche sich das Dorf hinabzog und über die ein ungeheurer Diamanten-Schatz ausgegossen schien — das alles war so festlich und so wunderbar schön, daß Friedchen, die eben auf die Treppe vor dem Hause heraussprang, gar nicht den Augenblick des Einsteigens erwarten konnte.

Bald erschien die Gesellschaft und nahm die Schlitten ein. Die alte Frau v. Armand mit Johanna, und Ommer und dessen Frau saßen in der großen Kutsche und fuhren langsam den Weg hinab; Schotten und Margot folgten.

„Aber, Doktor Phalander," sagte Friedchen unmuthig, „die Franziska läßt auch gar zu lange warten!"

„Fränzchen ist immer rasch," antwortete der Doktor, „gewiß kann Tante Schotten ihren Muff nicht finden!"

Friedchen sprang hurtig hinein. „Tante Mary hat schon drei Briefe geschrieben," rief sie triumphirend, als sie zurückkehrte, „sie wartet nur auf Franziska. — Aber wir können doch fahren, Mama," fügte sie bittend hinzu.

„Ich bitte um die Ehre Ihrer Gesellschaft," sagte der Doktor zu Fräulein Schotten, die eben aus dem Hause trat. — „Armer Graf," fuhr er dann zu Arthur gewandt fort, „für Sie bleibt nur meine Tochter! — warum haben Sie sich nicht besser versorgt."

„Ich werde mit dir fahren, Onkel Arthur!" rief Friedchen naiv, „Franziska kann zu Mama gehen!"

Ein jäher Schreck malte sich unverholen auf des Doktors Gesicht, der eben noch so triumphirend den Grafen bedauert hatte. Aber Frau v. Armand bestimmte, Friedchen solle bei ihr bleiben, und beruhigte ihn so vollkommen, und in demselben Augenblicke hörte man Franziska, die in rauschender Seide unter und über dem Pelz, stattlich als wäre sie mindestens um zwei Zoll gewachsen, aus der Hausthür trat, sagen: „Ich muß wirklich die Gesellschaft um gütige Entschuldigung bitten; Nelly sagte mir

der Gottesdienst beginne heute später. — Aber Papa," fuhr sie dann, näher getreten, wie verwundert fort: „soll ich mit Fräulein Schotten fahren? Ich meinte Du erwartetest mich."

Es war nicht schwer in Phalanders Gesichtszügen zu lesen, wie sehr er sich darüber freute seine Tochter so gewandt in weltkluger Verstellung zu finden, und Friedchen bemerkte an ihr wieder die glänzenden Augen, als der Graf der Verlassenen den Platz in seinem Schlitten anbot. „Ich weiß nicht, warum die Franziska oft so hübsch und oft so häßlich ist," sagte sie zu Frau v. Armand, als die beiden Schlitten über die Ebene hinflogen; „weißt du es, Mama?" doch diese antwortete nicht, denn sie sah eben Hedwig Loser auf sie zukommen und war auf die Nachricht gespannt, welche diese von der kranken Anna bringen werde. „Sie ist selig hinübergeschlummert!" sagte Hedwig, als sie näher herangekommen war und die Frage der Frau v. Armand aus deren Augen las.

„Todt?" rief Friedchen erschrocken, und Thränen traten ihr in die Augen.

„Ja, und selig!" antwortete Frau v. Armand; „komm Friedchen, wir wollen sie noch sehen!"

„Wann starb sie?" fragte Friedchen, indem ihre Mundwinkel zuckten.

„Sie begrüßte noch das neue Jahr," erzählte Hedwig mit feuchten Augen, „dann segnete sie ihre gütigen Wohlthäter, besonders Sie, Frau v. Armand, weil Sie ihre Seele dem HErrn zugeführt hätten. Sie wolle, sagte sie, Ihnen einst aus den ewigen Hütten entgegenkommen und

Sie mit besserem Dank begrüßen, als ihr sterblicher Mund zu sagen vermocht habe! — Gegen zwei Uhr rief sie dann: O wie sind sie herrlich, die mit weißen Kleidern angethan sind, in dem Blut des Lammes hell gewaschen! — O welch ein Glanz um Seinen Thron! — Jesus Christus, mein Erlöser, kommt! — Und als sie darauf die Augen geschlossen hatte, war ihre Seele hinüber." —

Friedchen weinte leise als sie mit ihrer Mutter in den Schlitten stieg. Bald hielten sie vor Anna's Thür und gingen in das Haus. Lenchen lag schluchzend auf den Knieen vor dem Bette der Entschlummerten und küßte die kalten Hände. Frau v. Armand und Friedchen traten hinzu. Es war eine tiefe Friedensstille im Zimmer. Im weißen Kleide lag die zarte Gestalt auf ihrem Lager, einen Myrthenkranz im Haar; die gefalteten Hände umfaßten das schwarze Kreuz, das auf ihrer Brust ruhte.

„So sieht der Tod aus?" sagte Friedchen, und ihre Blicke hingen an den ernsten und doch lächelnden Zügen, in denen eine ewige Ruhe wohnte.

„So sieht der Tod der Frommen aus!" erwiederte Frau v. Armand.

„Wie ein Engel in weißen Kleidern!" flüsterte Friedchen. „Lene," fuhr sie dann fort und schlang ihre kleinen Arme um die Weinende, „liebe Lene, weine nicht mehr: du weißt ja, daß sie jetzt bei den Engeln im Himmel ist, viel schöner und glücklicher als wir!"

„Ach ich möchte sie aber wieder haben!" schluchzte Lene, „ich werde mich todt weinen, wenn sie nicht kommt."

Elise nahm das bebende Kind in ihre Arme, und erst

als sie mit sanftem Trost ihren Schmerz gelindert hatte und Hedwig Loser, nachdem sie ihre Geschäfte zu Hause besorgt, zurückgekehrt war, eilte sie mit Friedchen in die Kirche.

„Alle Wetter!“ rief der Doktor, als sich die Gesellschaft in dem Speisesaal sammelte, um sich zur Tafel zu setzen, die heute, dem Festtage zu Ehren, unter silbernem und krystallnem Schmucke dastand, „die Beiden können auch nie genug haben!“

„Woran denn, Doktor?“ fragte Frau v. Armand.

„Ja, das weiß ich nicht!“ antwortete dieser lachend: „an der Luft, an der Einsamkeit, oder an sich selbst!“

Alle sahen zum Fenster hinaus. Ueber den knisternden Schnee, unter den tief gebogenen Zweigen hin, die bei jeder Berührung Silberstaub über sie schütteten, schritt das glückliche Paar die verschlungenen Wege des Parkes daher. Zu große Eile hatten sie nicht, denn Margot blieb stehen, brach einen kleinen bereiften Zweig vom Baume und hielt ihn fröhlich lachend in der warmen Hand in den hellen Sonnenschein, bis der Schnee daran in glänzende Tropfen zerflossen war, die wie Perlen an dem nackten braunen Zweige hingen. Offenbar war diese Erscheinung der Gegenstand ihres sehr lebhaften Gespräches.

„Ach die!“ sagte Frau v. Armand; „im Gegentheil, lieber Doktor, die haben ja immer an sich genug!“

„Ja, die sind Zwei!“ rief Friedchen; „aber sieh nur, Mama, Franziska hat an sich allein genug!“

Doktor Phalander machte ein sehr zweifelhaftes Ge-

sicht; und wirklich lag in Franziska's Minen, indem sie von der andern Seite ganz allein den großen Blumenweg heraufkam, wo für jetzt nur in Stroh gebundene Rosenbäume Front machten, etwas so Verstimmtes, daß des Doktors Zweifel sich als nicht unbegründet zeigten.

„Nun, kommt ihr endlich?" rief Ommer den Eintretenden entgegen; „wir haben lange auf euch gewartet!"

„O entschuldigen Sie!" sagte Schotten, indem er sich an Frau v. Armand wandte: „es war gar zu schön draußen im Garten."

„Ja, ja! ihr habt interessante naturhistorische Forschungen angestellt," sagte Ommer; „die Margot ist immer eine Freundin von so etwas gewesen, laß ihr nur die Flügel wachsen und der Vogel fliegt schnell in die Lüfte!"

„Die Flügel sind eben etwas Herrliches, Papa!" sagte Schotten fröhlich, „ich lasse mich überaus gern von Margots Flügeln mit forttragen!"

In diesem Augenblick traten die beiden Mädchen, die ihre Winterkostüme abgelegt hatten, wieder in's Zimmer, Margot mit frischen, glühenden Wangen und leichtem Schritt, Franziska etwas blaß und in sich gekehrt und sehr gemessen.

„Immer die Damen und immer die Damen, die da warten lassen!" sagte Phalander, als die Gesellschaft endlich bei Tische saß, „sie können nie aus ihren Fürstinnenrollen herauskommen!"

„Margot, du wurdest angeschuldigt im Garten Botanik getrieben zu haben, „rief Tante Mary; „wo hast du die Botanik der Eisblumen studiert?"

Margot lachte und wollte eben antworten, als der Tante ein Brief überbracht wurde. — „Ach denke dir, Eduard,“ sagte sie, nachdem sie den Brief durchflogen hatte, „die Gräfin Orontow macht mir den Vorschlag, einen Theil ihrer Wohnung zu beziehen, da sie in's Ausland reist; sie weiß, daß ich mit den ältern Kindern in die Stadt ziehen wollte, um der Ausbildung willen. Das ist herrlich! Die andern mögen nun noch bei der Mutter auf dem Lande bleiben, ich ziehe mit Lilly in die Wohnung der Gräfin und lege die letzte Feile an das Mädchen, das ja nun sechzehn Jahr alt ist.“

„Mit sechzehn Jahren mag es wohl gehen, wenn es sein muß,“ sagte Schotten; „aber du kennst meine Ansicht darüber: ich ließe Margot nie dahin ziehen.“

„Sie würde auch unendlich viel entbehren,“ nahm der Graf das Wort. „Ich habe nur zwei Lebensweisen in unserer Residenz kennen gelernt und wüßte keinen Ausweg: entweder das junge Mädchen lebt in der großen Welt, das heißt, sie macht Bälle, Gesellschaften, Theater und dergleichen Belustigungen in Menge mit, oder sie führt ein stilles, abgeschlossenes Leben, dessen Einsamkeit alles poetischen Reizes beraubt ist und bei dem sie, was das Gemüth anlangt, schwer darbt.“

„Sie stellen da lauter Extreme auf, Graf,“ erwiederte Mary; „warum gehen Sie nicht die einfache Mittelstraße, die doch das Gewöhnlichste ist? Lilly ist arm und kann nicht mit der großen Welt leben, aber abschließen will ich sie nicht. Warum nicht ein wenig Theater, ein wenig Gesellschaft, etwas moderne Literatur?“

„Auch auf dieser Mittelstraße sieht es öde aus," sagte der Graf. „Die Gesellschaften sind in einer so großen Stadt fast alle gänzlich inhaltlos. Das junge Mädchen, besonders wenn es zum Tanz geladen wird, zu dem die verschiedenartigsten Elemente zusammenströmen, findet beinahe immer nur die fadeste Plauderei, oder ganz ungesunde Gespräche, was denn noch schlimmer ist. Die neuere Romanliteratur höhlt hier mit ihren salzlosen Fluthen das schwache Fundament aus und untergräbt unbemerkt sehr früh alles Glück der Zukunft."

„Aber wozu die Romane?" sagte Mary ungeduldig, „als wenn sie unerläßlich wären."

„Weil eine junge Dame fast nur dann, wenn sie französische Conversation macht und die neuesten Romane gelesen hat, in jenen Gesellschaften eine erträgliche Rolle spielt."

„Romane zu lesen werden wir nicht Zeit haben," sagte Mary eifrig, „also wird auch nicht darüber geplaudert werden."

„Wenn die jungen Mädchen nicht über Romane plaudern lernen, so lernen sie welche spielen!" bemerkte der Doktor trocken."

„Wenigstens ist in dem großstädtischen geselligen Leben nichts harmlos, nichts einfach und natürlich," sagte der Graf; „schon die Bälle und Tanzgesellschaften allein schaden da unendlich viel. Die Toilettensorge schreitet vor jedem Ball wie eine Klagefrau händeringend in den Häusern umher, und die Gedanken hängen sich unruhig und verworren an alle Möglichkeiten; die Eitelkeit glänzt wie Goldstaub auf jeder frisirten Locke; Miene, Bewegung,

Kleidung werden vorher berechnet. Und nun kommt die Leere der Unterhaltung hinzu und das unermüdliche Schönthun und das Tanzen bis zum Morgenroth, um so viele Abende, die Gott gehören sollten, gründlich zu verderben und verderblich zu machen."

„Aber, mein lieber Graf, Sie sind ein gar zu eifriger Moralist! Sollen wir denn den ganzen Abend nur beten und Andachtsbücher lesen? Soll ein junges, fröhliches Mädchen nicht tanzen dürfen?"

„Davon ist nicht die Rede, Fräulein," entgegnete der Graf; „ich spreche nur von dem Verderblichen des Tanzens, wie es in dem großstädtischen Treiben eine Rolle spielt, wo es nichts weniger als ein harmloses Vergnügen ist, was es seiner Natur nach sein soll, sondern eine Schule der Eitelkeit, des Hochmuths, der Verstellung, der Genußsucht und vieler andern Untugenden und Sünden;" und wenn auch Mary ihm nicht ganz beistimmen wollte, so konnte sie doch nichts Wesentliches gegen seine Ansicht aufbringen; Frau v. Armand aber theilte dieselbe ganz. — Bald darauf wurde die Tafel aufgehoben und die Gesellschaft zerstreute sich.

Frau v. Seville ruhte in ihrem Zimmer; Elise war in's Dorf gegangen, um Lenchen und Ilse zu besuchen; Ommer und der Doktor hatten eine kleine Fahrt unternommen, um einen kranken Tagelöhner in der Nähe, den Phalander behandelte, zu sehen; Franziska saß hinter den dunkelrothen Fenstergardinen des Bibliothekzimmers, den blonden Lockenkopf über ein Buch gebeugt, dessen Inhalt zu

lebenden Bildern umzugestalten ihre ganze Phantasie beschäftigt war, wie aus ihrem gänzlichen Entrücktsein aus den Umgebungen hervorging: denn sie hörte die lauten Schritte nicht, die sich den Schränken der Bibliothek und darauf dem Fenster naheten. Es war der Graf v. Seville, der sich ein Buch aussuchte und eben mit diesem Platz in der Fensternische nehmen wollte, als er Franziska bemerkte. Sein erster Gedanke dabei war, sich leise wieder zu entfernen, wiewohl der kleine dunkle Band mit dem feinen Druck in Franziska's Hand seine Aufmerksamkeit ein wenig über Gebühr fesselte; doch eben fuhr diese erschrocken aus ihrer Traumwelt auf. Sie hatte so sehr in der Phantasie gelebt, daß sie im Augenblick zweifelhaft war, ob nicht die hohe Gestalt mit der edeln Stirn und den tiefen, ernsten Augen der liebenswürdige Held aus dem Buche sei, in die Wirklichkeit herausgetreten. Die auffallende Unähnlichkeit im ganzen übrigen Wesen brachte sie aber rasch zur Besinnung.

„Sie vergeben, Fräulein," sagte der Graf; „Ihre Verborgenheit war so vollständig, daß ich nicht ahnen konnte Sie hier zu stören."

„Das ist auch nicht der Fall, Graf ....", stotterte Franziska, indem sie das Buch zuschlug und nach einer passenden Einleitung zu einem Gespräch suchte.

„Darf ich sehen?" fragte der Graf, indem er die Hand nach dem Buche ausstreckte.

Franziska wurde verlegen. „Es ist nur um der Sprache willen ....", sagte sie stockend, indem sie den Band ihm hinreichte.

„Sue? ....“

„Man muß gerade die modernen Klassiker kennen,“ sagte Franziska, „da die französische Sprache von ihnen so sehr erweitert und vervollkommnet ist.

Der Graf schüttelte den Kopf.

„Sie sind die einzige Quelle, aus der man ein elegantes und reiches Französisch schöpfen kann,“ fuhr Franziska fort.

„Ich würde der Sprache nicht so viel opfern, wenn ich an Ihrer Stelle wäre,“ antwortete der Graf.

„Ich opfere ja nichts als die Zeit, und die ist mir jetzt überflüssig!“ erwiederte Franziska.

„Ich denke schon das wäre zu viel, auch wenn es das einzige bliebe: die Zeit ist ja stets zu kurz für das, was wir zu erreichen uns bestreben sollen; Ueberfluß, den wir vergeuden könnten, hat die kleine Spanne des Lebens nicht.“

„Wollen Sie sich nicht setzen?“ sagte Franziska, indem sie auf den Platz ihr gegenüber wies, und dann fuhr sie in Erwiederung auf des Grafen Bemerkung fort: „Welches Opfer brächte ich denn noch außer der Zeit? Und was haben Sie eigentlich viel wider Sue?“

„Seine und seiner Sinnesgenossen Schriften führen den Lesern — und wenigstens die jugendlichen unter ihnen werden sicher dadurch geblendet und getäuscht — das Leben in ganz fremdartiger, verwirrender Beleuchtung vor; es stellt sich bei bengalischem Feuer in lauter zauberhaften Erscheinungen dar, lockend und spannend, in gänzlich verschobenen Verhältnissen. Alles ist unwahr — insonderheit die Moral, welche ausgehängt wird, nichts als Lüge: in=

dem sie Miene macht einer höhern Sittlichkeit zu dienen, untergräbt sie alles, was sittlich, was heilig ist."

„Aber es ist doch so viel ergreifende Lebenswahrheit in diesen Romanen."

In Einzelnem — ja; aber das Ganze dient denn doch nur der Lüge, und es ist das die gefährlichste Lüge, die sich effectvoller Wahrheitsmomente zu bedienen weiß, die es versteht ein unbefestigtes Gemüth von dem Boden der Wirklichkeit und von der Liebe zu Gott und dem Vertrauen auf Ihn, von Seinem Worte loszureißen. Denn was ist es anders, als ein Losreißen von diesem Lebensgrunde, wenn als Resultat solcher Lecture im besten Falle eine uns unklare innere Bewegung, ein aufgeregtes haltloses Empfinden übrig bleibt?"

„Ich meine doch gerade ein sehr starkes und klares..." fiel Franziska mit ungewöhnlicher Lebendigkeit ein.

„Nichts als ein Labyrinth von reizenden Wegen des Gefühls und morsche Mauern des ungläubigen Verstandes, welche die Leser leider gewöhnlich für eine Burg des Lebens halten...."

„Sie werden wohl gar sagen, es hausen nur Ungeheuer und Fledermausbrut darin?" fiel ihm Franziska laut lachend in's Wort.

„So ziemlich haben Sie den Sinn meines Bildes getroffen," erwiederte Arthur.

„Lieber Graf," fuhr Franziska in einem Tone fort, den sie bisher, wenn auch für alle andern Menschen oft, doch noch nie für diesen Einen gebraucht hatte, „wenn Sie selbst Ihre Sache in's Lächerliche ziehen, so ist Ihren Geg-

nern gewiß dasselbe erlaubt, und das Lachen noch obendrein, nicht wahr?"

„Ich will Ihnen Zeit dazu geben," sagte der Graf ruhig, „denn nach der Erklärung würden Sie vielleicht keine mehr finden!"

Franziska biß sich in die Lippen: denn es ist unangenehm zu bemerken, daß man aus einer liebenswürdigen Rolle gefallen ist, ohne auch nur eine witzige dafür eingetauscht zu haben. Ganz gegen ihre Natur sah sie im Augenblick ein wenig demüthig aus, und so fuhr der Graf fort:

„Alle Geschichte ist eine Zusammenstellung von Lebensoffenbarungen. Nun giebt es aber ein Leben zum Tode, ich meine das den Tod vorbereitet oder in seinen scheinbaren Bewegungen selbst schon Tod ist, und ein Leben das sich fortentwickelt, langsamer oder schneller, und wo es wirklich gesund ist einen riesenhaften Stamm und eine herrliche Krone treibt, mit der es in den Himmel strebt. Nur aus diesen Elementen kann jede Geschichte schöpfen, es sei Weltgeschichte oder Biographie, oder erdichtete, wie der Roman, die Novelle, und es kommt bei ihr nun darauf an, welche Momente als die bedingenden für das Leben hingestellt werden, welchen äußeren oder inneren Bewegungen man in der Schilderung den eigentlich herrschenden Einfluß auf den Menschen zugesteht. Und dann noch, unter welcher Beleuchtung das geschieht, denn dieselben Dinge können in einem Lichte in der rothen Gluth des Verderbens erscheinen, unter dem andern in heller Verklärung.

„Das habe ich nicht recht verstanden," sagte Franziska.

„Ich bin auch noch nicht zu Ende!“ erwiederte der Graf lächelnd. „Versteht der Verfasser eines Geschichtswerks oder einer Biographie seine Aufgabe recht, so wird er stets diejenigen äußeren und inneren Vorgänge besonders betonen, die dem von ihm dargestellten Zeitraume oder Leben eine Wendung gaben oder geben konnten, und dabei in der Biographie oder deren Nachbildern, dem Romane und der Novelle, besonders hervorheben, wie bei der betreffenden Person die Stellung dieses Lebens zum jenseitigen durch jene Vorgänge sich gestaltete. Das ist die Aufgabe des Biographen: er muß gleichsam die Gewissensschläge, die das dargestellte Leben einer rettenden oder richtenden Ewigkeit entgegenführten, herausfinden und nüchtern, wahr und klar schildern, nicht genußsuchende Empfindelei, nicht Sympathien für krankhafte oder böse Zustände wecken oder befriedigen wollen. Es giebt Romane, wo dieser Gedanke zu seiner reinsten Gestaltung kommt unter dem Einfluß eines heiligen und reinen Sinnes, doch sind ihrer nur wenige unter dem zahllosen Heere anderer Gattung.“

„Und wie sind die andern?“ fragte Franziska, um wenigstens etwas zu sagen.

„In den andern sind nicht die großen, auf die Ewigkeit vorbereitenden Momente zusammengefaßt, sondern die, welche eine leidenschaftliche, hinreißende Schilderung zulassen, eine Schilderung die einen gewissen Zauber ausüben und dadurch eine Macht werden kann, daß sie die Einbildungskraft, die Empfindung, das Verlangen des Lesers mit siegreichen Waffen gegen seine Willenskraft versehen, Flammen der Leidenschaft in ihm anfachen und ihn

unter dieser schwankenden, unsichern Beleuchtung das Leben ganz verschoben sehen lassen, so daß die wahren Höhen zurücktreten und zu Hügeln, unbedeutende Hügel dagegen zu Bergen werden. Und diese falschen Darstellungen des Seelenlebens thun ewigen Schaden. Denn je mehr ein junges, lebendiges Gemüth ihrem gefühlsverwirrenden Einfluß sich hingibt, je begieriger die überreizte Phantasie den feurigen Trank schlürft, den sie bieten, desto gleichgiltiger wird der Leser gegen die Wahrheit, die nüchtern und einfach ist, desto stumpfer wird er gegen die leise wirkende Kraft ernster Gedanken, desto langweiliger und unerträglicher wird ihm das Alltagsleben mit seinen langen, ruhigen Intervallen, welche immer da, wo wahres Leben ist, Raum bieten für das Wehen des Geistes. Das Leben, welches jene Romane schildern, nenne ich ein Leben das den Tod vorbereitet, ein Leben das sich durch die von ihm erzeugte Gluth selbst verzehrt."

„Aber ich hörte Sie selbst sagen, daß jede Wahrheit voll Segen sei," erwiederte Franziska, „und wenn nun auch jene Romane nicht alle Wahrheiten vortragen, so ist doch das, was sie schildern, alles wahr, sonst wäre es eindruckslos, was ja nicht der Fall ist. Was aber wahr ist, hat auch, denke ich, immer seine Berechtigung."

„Innerhalb gewissen Maßes," erwiederte der Graf. „Nicht alles Wahre frommt. Man muß da zwischen Wahrheit und Wahrsein unterscheiden. Letzteres ist auch, wenn Sie so wollen, eine Wahrheit, indem es das Vorhandene kopirt, das Daseiende schildert; aber eine Wahrheit wie das Bild im Spiegel, das die Hand bewegt und

das Auge aufschlägt — nur daß es keine Seele besitzt, die auf den Geist des Beschauers einwirken könnte. Und solche Spiegelbilder nur aus dem Treiben der Welt sind die richtig und wahr geschilderten Scenen jener Romane, unfähig mehr Segen zu bieten als der Anblick jenes Treibens selbst, ja nicht einmal so viel. In solchen Lebensbildern dagegen, die eine geweihte Hand gemalt hat, die auch wahr und zugleich Gedankenträger eines Geistes sind, der mit dem Zauber der Dichtung und der Macht der Wahrheit und der Wärme einer heiligen Liebe uns zu umfassen und dem höhern, dem ewigen Leben zuzutragen weiß, — in solchen ist kein bloßes Wahrsein, da ist Wahrheit."

„Ich verstehe Sie nicht," sagte Franziska, deren Gewohnheits-Ich immer wieder durchgukte; „Sie scheinen auf die christliche Auffassung hinzuweisen und nur christliche Bücher gelten zu lassen, was mir denn aber doch sehr einseitig vorkömmt. Und ganz unklar ist mir der Unterschied, den Sie zwischen Wahrsein und Wahrheit machen."

„Wenn Kotzebue," nahm der Graf wieder das Wort, „in seinen Lustspielen über die Schäden seiner Zeit die Geißel schwingt, nicht etwa um die Zuschauer zum Nachdenken über dieselben zu bringen, sie zu warnen, zu ermahnen, nur weil es ihm Gelegenheit zu amüsantem Spott, dem Zuschauer aber Gelegenheit gibt Auge und Ohr ungescheut mit den Bildern sittlicher Schäden zu sättigen, so ist, was er vorführt, wohl wahr, ermangelt aber dennoch der Wahrheit, da es nur die lustigen, lächerlichen Seiten der Schäden zeigt, die traurigen, verderblichen aber übergeht, mit einem Worte: sie ohne sittlichen Ernst vorführt."

„Aber die Mystères sind ja äußerst ernst, und dennoch haben Sie sich entschieden gegen dieselben ausgesprochen.“

„Weil dort in romantischer Darstellung sittlicher Entartung geistiges Gift aufgehäuft und kein Gegengift dargeboten ist, nirgends eine Macht gezeigt wird, die das Böse dämpft. Es ist nicht gerathen, wie es dort geschieht, die diabolischen Geister der Sünde legionenweise zu citiren, wenn wir ihnen nicht die Engel des Himmels entgegenstellen können. Anfangs erschrickt zwar der Leser vor der geistigen Ungestalt der Erde, der Blick des heraufbeschworenen Mephistopheles macht ihn schaudern, da er nirgends eine Hand die den Menschen retten könnte aus den Wolken herabreichen sieht; aber das Entsetzen stumpft sich endlich ab, er gewöhnt sich an den Anblick der Sünde und wird von derselben zuletzt nicht mehr abgestoßen, sondern nur unterhalten. Und so kann solche Darstellung nur um so verderblicher wirken, je gelungener, je wahrer sie ist, je lebensvoller sie Personen und Verhältnisse zeichnet, die in ihrer gänzlichen Losgetrenntheit von Gott der romantischen Behandlung unwürdig sind.“

„Aber es wird ja dort hauptsächlich die Liebe behandelt,“ sagte Franziska, die in der höchsten Befangenheit keck wurde — „das ist doch wahrlich kein unwürdiger Gegenstand.“

Der Graf schwieg eine Weile, während Franziska kaum athmete. Nein, Liebe kannte sie nicht; sie wußte nicht, wie zart die Liebe ist; sie ahnte nicht, wie in dem Munde der Jungfrau das Gespräch über Liebe verletzt. Sie hatte ihre Bildung aus der neuesten Literatur geschöpft; ihr

Gefühls- und Unterscheidungsvermögen war verwirrt, geblendet von dem Feuerwerk lustiger Bühnenstücke und den Waldbränden leidenschaftlicher Romantik: es galt also, hier ein Licht anzuzünden, das heller und dauernder leuchtete. „Ja, Fräulein Franziska," sagte er endlich, „sie ist ein köstlicher, ein wundergroßer Gegenstand, die ewig bindende Liebe zwischen Mann und Weib — der höchste Besitz, den die Erde bietet, wenn sie von der ewigen Liebe getragen wird: ein heiliger Gottesgedanke."

„Und doch....?" fragte Franziska zögernd, ohne ihn anzusehen.

„In den Romanen ist sie das meist nicht; da ist sie leider meist ein Engel der Finsterniß, der in der Gestalt eines Engels des Lichtes einhergeht, denn gewöhnlich nennen sie da die Leidenschaft Liebe!"

„Ich denke, diese ist der höchste Grad von Liebe!" erwiederte Franziska, welche sich in ihrer Verlegenheit eifrig damit beschäftigte, dasselbe Bändchen an zehn verschiedenen Stellen des Buches einzulegen.

„Das ist eben die gänzliche Verkennung, welche jene Schriftsteller verschulden: denn alle Leidenschaft ist Selbstsucht, Liebe aber macht daß das Selbst sich in dem Gefühl für den Geliebten verliert. Die Leidenschaft ist rath- und trostlos, die Liebe unendlich erfinderisch und voll Glaubens; die Leidenschaft trägt das Verbrechen in ihrer Hand, die Liebe löscht dessen feurige Pfeile aus; die Leidenschaft entfernt von Gott, die Liebe führt zu ihm hin!"

„Ich wünschte doch, Sie mischten nicht immer die Religion hinein, sagte Franziska, „denn es wäre unendlich

parteiisch und ungerecht, wenn Sie behaupten wollten nur christliche Bücher seien schön."

„Daß jene nichtchristlichen Romane, die Sie vertheidigen, oft geistreich, interessant, fesselnd im höchsten Grade sind, habe ich nie geleugnet," antwortete der Graf; „wir sprechen nur davon, was schädlich oder förderlich sei, und da die Lectüre so allgewaltigen Einfluß auf den Menschen ausüben, Herz und Geist und die ganze Seele gefangen nehmen kann, so ist es auch unsere heilige Pflicht, bei ihrer Wahl eine recht genaue Prüfung nach den Lebensgrundsätzen des göttlichen Wortes vorzunehmen. Wenigstens darf die Lectüre nicht von Gott abgewendet sein, sie muß auf einem Boden ruhen, über den, wenn auch nicht gerade ausgesprochenermaßen, ein Strahl von Gottes Angesicht leuchtet. Und der fällt überall hin, wo man ihm Raum giebt."

„Auch in den Roman?" fragte Franziska fast spitzig.

„Auch in den Roman," antwortete der Graf, „denn der christliche Roman bringt eben die entstellte Liebe zu ihrem Urbilde zurück und zeigt, wie sie unmöglich von Gott losgelöst bestehen kann."

Franziska seufzte sehr verständlich.

„Sie können sich mit meiner Einseitigkeit noch nicht versöhnen," sagte der Graf lächelnd. „Nun, ich gestehe ja auch anderen Dingen ein Recht zu, wenn sie nur nicht vom HErrn abführen. Es gibt historische Romane die uns tiefe Blicke in die Vergangenheit des Menschengeschlechts thun lassen und in denen so aus jeder Zeile Lettern aus dem Buche Gottes hervorleuchten, tiefe Wahrheiten lehrend, ohne daß die Verfasser selbst es ahnten, — diese sind

natürlich nicht leere zu nennen. Nur vor jenen Romanen ohne Zweck und Ziel, jenen aufgablosen Spielen der Phantasie, jenen schattenlosen oder gänzlich in Schatten gehüllten Daguerreotypen von Zufälligkeiten, die im besten Falle einer falschen Idee dienen — vor denen möchte ich Sie, Fräulein Franziska, und jede junge Dame warnen. Bauen Sie übrigens auch nicht auf die historischen Romane: es gibt unter ihnen genug, auf die Alles anzuwenden ist, was ich von Kotzebue und den Mystères und den schlechten Romanen sagte!"

„Wenn Sie die Lustspiele so ungünstig beurtheilen," sagte Franziska, „so werden Sie wohl von dem Theater überhaupt nichts wissen wollen?"

„Ich spreche nur von einer Gattung von Lustspielen," erwiederte der Graf; „leider ist aber allerdings dieser ganze Zweig unsrer Bühne nicht viel besser; was davon jetzt dort zu finden ist, stumpft den sittlichen Ernst des Menschen ab. Ueberhaupt hat die Bühne, wie sie bei uns besteht, wenig oder nichts von wahrer dramatischer Kunst aufzuweisen, so daß sie in viel geringerem Grade idealen Kunstgenuß als Sinnenreiz gewährt und so dem Publikum unsäglichen Schaden zufügt. Oft würde ich sie nicht besuchen, hier nicht, obgleich ich die Kunst sehr hoch schätze. Wenn sie dagegen hoch stünde, so daß ich für mein poetisches Gefühl Nahrung in ihr fände ohne Schaden zu nehmen an meinem Gewissen, so würde ich nicht anstehen mich auch an dieser schönen Gabe unseres HErrn oft zu erfreuen."

„Sie verdammen also wirklich das Theater nicht?"

„Ich verdamme nichts, was meinen Glauben nicht stört."

„Ihren Glauben! Das ist ein sehr eingeschränktes Urtheil. Die Sache selbst muß ja einen Charakter haben, und ich wollte nur wissen ob der für den Glauben überhaupt, nicht bloß für den Ihrigen, störend ist."

„So steht es nicht, Fräulein Franziska. Das Reden ist nicht Sünde, ja es ist Lebensbedürfniß; und doch kann es zu großer Sünde werden. Das Sehen ist nicht Sünde, es ist an sich bloße Lebensäußerung; und doch kann es schwere Sünden wecken. Kunst und Poesie sind nicht Sünde, sie sind heilige Lebensgaben von Gott; aber sie sind tausendfach geknechtet und entstellt durch den Mißbrauch, den die Sünde damit treibt."

„So wollen Sie also den Mißbrauch von der Erde verbannen, oder taub, stumm und blind sein?"

„Das Letztere müßte ich freilich, wenn ich keinen Mißbrauch sehen und hören wollte: denn wo Menschen sind, wird auch der stets sein, der Sünde des Mißbrauchs sind alle Dinge ausgesetzt, die uns umgeben. Aber das ist nicht nöthig. Es kömmt bei jedem Einzelnen nur darauf an, wie sein Herz zu diesen Dingen steht. Keine Regung des Gewissens bleibe unbeachtet, das ist eine ernste und erste Aufgabe des Christen. Und dann noch etwas — die Regel: wo der Mißbrauch zur Sitte gestempelt ist, wo man ihn gleichsam mit Freibillets versehen hat, das heißt wo man frivole Dinge mit dem Gewande heiliger Kunst bekleidet, den Spott über Wahrheit für geistreichen Witz passiren läßt, ernste Dinge leichtsinnig behandelt und mit

reizender Darstellung den Beifall des Publikums um jeden Preis zu erringen sucht, vielfach um den Preis eines unbefangenen kindlichen Gewissens, — wo diese Verirrungen in einer Gesellschaft, in einem Buche zu Hause sind: da ist es gefährliche Selbstüberschätzung, wenn ich mich nicht fern davon halte."

„Aber wo ist es denn so?" fragte Franziska höchst erstaunt.

„An hunderttausend Orten und in hunderttausend Büchern!" erwiederte der Graf. „Der noch etwas bessere Theil der Bühne tritt nur nicht offen damit hervor; aber das französische Theater, wo eben Alles Lust-Spiel ist, ganz ungescheut. Verstehen Sie, Fräulein Franziska? Wo man immer nur auf Lust ausgeht, wird Alles zum Spiel; von tieferem Kunstgenuß ist da keine Rede. Wo man bloß lachen und sich amüsiren will, da ist der Ernst ein Hofnarr und die Kunst ein Bajazzo. Und das ist noch die ehrenvollste Stellung auf diesem Gebiete — es wird oft ein Hohngelächter über die Wahrheit daraus!"

Franziska schüttelte zweifelhaft den Kopf. War es nicht bedenklich, mit diesem Schwärmer eine Unterhaltung fortzusetzen? — Aber die Dämmerung war so einladend, die Stille so vereinend und — der Redner schöner und liebenswürdiger als je, nicht wie ein Romanheld, sondern wie ein Mann, der einen Blick in die heiligsten Ueberzeugungen seines Herzens thun läßt. Ueberdies — wie wenig kannte Franziska von dem allen und wie nahe hatte er es gesehen, der so viel gereist und so lange in der Hauptstadt gelebt hatte, wo Franziska als Schülerin ihre Ta-

lente bildete! „Sie haben," sagte sie endlich, „im Grunde ein milderes Urtheil als viele Personen, die ich in der Stadt kennen lernte, und die Ball, Theater und Concert mit Einem Schlage in die Hölle warfen, und natürlich Alle nach, welche sie besuchen."

„Wer eine Begründung für derartige Aussprüche hat, der mag sie vertheidigen," sagte der Graf lächelnd. „Gewiß gibt es da viele Abwege, und man sollte, das gebe ich zu, mit dem Beschuldigen und Verdammen in dieser Hinsicht vorsichtiger sein."

„Nicht wahr? nicht wahr?" rief Franziska triumphirend.

„Aber vergessen Sie nicht daß die Menschen, die so urtheilen, es wenigstens meistens sehr ernst mit ihrer Stellung zu Gott meinen, und somit unendlich höher stehen als die, welche gar keinen religiösen Sinn haben oder doch nur einen, der sich auf den heiligen und gerechten Gott in keiner Weise anwenden läßt. Und auch das übersehen Sie nicht, daß ich keine Sylbe von dem zurücknehme, was Sie als mein Bekenntniß gehört haben."

„Nun, aber das Concert?"

„Ich muß gestehen, daß ich nicht weiß, welche Parallele zwischen diesen Dingen ist. Musik ist etwas Herrliches, in der Kirche, im Concertsaal, im Hause; für den Gläubigen und Ungläubigen ist sie eine tiefe, herzergreifende Macht!"

„Sie wären schon für den Scheiterhaufen gut!" sagte Franziska lachend. „Jene Personen sprachen immer von der Anregung der Sinnlichkeit, der Leidenschaften, und ich

weiß nicht was allem weiter, wodurch die Musik im höchsten Grade verderblich sein sollte."

„Ausschweifen kann freilich auch die Musik; doch muß das ein wildes, verworrenes Gemüth sein, das ihre Töne zu Dolmetschern ungezügelter Leidenschaft und zum Ausdruck der Verzweiflung macht. Und ein solches Gemüth mag reden, spielen oder handeln — es wird überall sich selbst zur Schau tragen. Doch so unantastbar, so innig überredend, so herzgewinnend ist die Musik, daß selbst ein zerstörtes Gemüth sie selten öffentlich der Verzerrung Preis gibt; ist sie doch oft die einzige Sprache, in die sich noch der letzte Funke edelen Bewußtseins rettet, wie der düstere Paganini in seinen wunderherrlichen Tönen beweist.

Es wäre für die oberflächliche Franziska zu viel gewesen, länger bei einem Gegenstande zu verweilen, und vollends bei einem solchen. „Aber was haben Sie gegen das Tanzen?" fragte sie deshalb aufathmend, als wäre sie erst jetzt dahin gekommen, wohin sie wollte.

„Hierüber wäre eine Verständigung nur unter gemeinsamer Anerkennung der Principien des Evangeliums möglich, und über diese habe ich schon so viel gesagt," antwortete der Graf lächelnd, „daß man mir Schweigen gebot, — wollen Sie mich wieder zum Reden bringen?"

„O reden Sie nur!" sagte Franziska, die ängstlich das Ende der Unterhaltung fern zu halten suchte. Es lag freilich so viel Abstoßendes für sie in den Grundsätzen dieses Mannes, so wenig Günstiges für allerhand Pläne für die Zukunft, die sie sich gemacht hatte, für allerhand sonnige Aussichten ihrer Phantasie; dennoch konnte sie die neugierigen,

unruhigen Bewohner ihres Herzens nicht von dem sehnsüchtigen Umschauen nach ihm zurückhalten. — „Also, Sünde oder nicht Sünde?“

„Beides!“ erwiederte der Graf. „Viel Versuchung zur Sünde liegt ohne Zweifel in den öffentlichen und in den glänzenden Privatbällen einer großen Stadt, wo man keinen andern Zweck hat als das Tanzen, und nicht einmal recht weiß in welcher Gesellschaft man sich befindet, was die geistige Stellung der Personen anlangt. Sehr leicht kann da ein Gift in das Herz dringen, das rasch und sicher die ganze Seele durchzieht. Das Fremde, das Geheimnißvolle hat stets leichtern Eingang beim natürlichen Menschen als das Wohlbekannte; jeder hofft noch interessante Dinge zu erlauschen. — An sich ist das Tanzen, das unterliegt keinem Zweifel, durchaus keine Sünde; die Gesellschaft aber oder die eigenen Neigungen können es leicht dazu machen. Kein Mensch traue da zu viel auf sich selbst.“

„Ich habe große Bälle und kleine Gesellschaften in Freundeskreisen mitgemacht...,“ sagte Franziska.

„Haben Sie einen Unterschied gefunden?“

„Freilich, einen bedeutenden. Man wird ja....“

„Nun, das ist wirklich allerliebst!“ rief hier plötzlich der Doktor, der eben von der Spazierfahrt zurückgekehrt war und in das Bibliothekzimmer trat. „Es ist schon so dunkel, daß man euch kaum erkennt. Wer seid ihr denn eigentlich? Gewiß Margot und Schotten! Ich suche aber meine Tochter.“ Damit kehrte er um und wollte eben das Zimmer verlassen, als der Graf ihm zurief:

„Bleiben Sie, Doktor, Ihre Tochter ist hier!“

„Sie ... hier...!“ rief der Doktor, während das Licht des Dieners, der eben hereingetreten war um die Wachskerzen im Candelaber anzuzünden, sein Gesicht voll sprachlosen Erstaunens zeigte, Mund und Augen mit halbem Entzücken und unzähligen Fragen gefüllt.

„Wir haben ein langes Gespräch über Lectüre gehabt,“ sagte der Graf, dem dieses Mißverständniß unerträglich war; „Fräulein Franziska war so gütig, meine Ansichten darüber hören zu wollen.“

„Ah — so —!“ sagte der Doktor gedehnt. „Und hat's auch ein Resultat gehabt?“

„Ich hoffe!“ sagte der Graf und verließ das Zimmer.

„Darf er hoffen, Fränzchen?“ sagte der Doktor schmunzelnd, indem er seine Tochter ansah.

„O Papa, du bist in einem großen Irrthum!“ Sie hatte Thränen in den Augen.

„Was nicht ist, kann werden!“ tröstete der Doktor und setzte sich behaglich lachend an den Kamin.

„O nein, — er ist so sehr ernst — und er kennt mich jetzt zu genau!“ flüsterte Franziska für sich hin.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

„Endlich!“

„„Endlich? —““

„Bei Dir!“

„„Und wo — bis dahin?““

„Immer nur auf dem Wege!“

„„Zum Irrthum?““

„Und wenn du unter tausend Schleiern gingest, wie die dunkelste Nacht, und wenn tausend Mährchen dich umschlössen: ich fände die Wahrheit doch heraus, wenn Du sie bist!“

„„Glaubst du?““

„Ich fühle es!“

„„Ha, ha, ha! das muß Sympathie sein! Ich fühlte auch schon längst einen Zug zu Dir. Gieb mir den Arm, ich muß dir näher sein, du entfliehst mir sonst und ich habe dir viel zu sagen.““

„Welches Glück!“

„„Darauf baue nicht zu sehr! Es ist ein großes Glück, wenn man den gefährlich kranken Finger zur rechten Zeit abschneidet, aber es ist ein anderes, als wenn man den Wladimir um den Hals hängt.““

„Wenn Du der Arzt bist....“

„„So, meinst du, wird's erträglich sein? Du kennst mich noch nicht. Verwunden ist meine Meisterschaft und das Weh Anderer meiner Wonne; — willst du noch einen Gang mit mir machen?““

„Ich bin an dich gebannt; quäle mich, wenn es dir wohl thut: ich bin auch unter deinen Messern glücklich!“

„„So —?““

„Was zögerst du?“

„„Es scheint mir, daß du nie ein so offener Schwärmer gewesen bist wie heute, du solider Mann aus der Provinz.““

„Es ist wahr — meine Zunge war nie so kühn; aber hier in dem Lichtmeer, in der unbekannten Menge, von spannenden Räthseln umgeben, von deinen dunkeln Augen gefaßt, so allein mit dir unter diesen geheimnißvollen Menschen: da ist mir, als wenn ich das Gedicht, das ich lange in meiner Seele trug, endlich in Worte fassen dürfe, — das ist die köstliche, die wunderbare Macht, welche in dem Du liegt."

„„Ich glaube, weil ich mein Gesicht maskirt habe, maskirst du deine Zunge!""

„Nie, ich bin ganz wahr!"

„„Hast du denn hinter deiner Zunge kein Gewissen?""

„Bist du eine Maske? —"

„„Ich frage: ist hinter deinem Gewissen nicht eine Frau? Deine Frau vielleicht?""

„Du bist eine Maske! —"

„„Ich sagte dir einmal, die hiesige Moral lege sich wie Schlingkraut um unsere Füße; erinnerst du dich dessen?""

„Ich .... ich .... es ist ja Maskenball — auch wir Männer tragen Masken...."

„„Aber wir schauen, so scheint es, tief unter die Larven eurer Herzen!""

„Du auf dem Maskenball! —"

„„Viel erfahrener als Du! Umschlungensein ist süß, auch von giftigem Kraut, — aber es darf uns nicht hemmen und stürzen. Du thust mir leid: du verstehst es nicht, so in die Schlinge zu gehen, daß keine Gefahr dabei ist, sieh dich vor! Wurzele doch nicht hier auf der Stelle! — Adieu! Dort ist noch Einer, dem ich Moral predigen muß. —""

„Also nicht sie? — Schwätzer, der du dein Herz nicht festhalten konntest!“

„„Ah! Also endlich!““

„Endlich? . . . .“

„„Warum so ängstlich? was fehlt dir?““

„Ich kenne dich nicht!“

„„Du kennst mich nicht? Du? Dann bist du ja ein ganz anderer Mensch geworden! Komm nur schnell, du wirst mich gleich erkennen! Ist deine Frau auch hier?““

„Warum fragst du mich nach der?“

„„Ach ja, sie ist hier. — Das ist eine große Verlegenheit für dich.““

„Du spottest.“

„„Nein, gar nicht. Für mich auch! — Kennst du wirklich diese Stimme nicht?““

„Ich traue ihr nicht.“

„„Habe ich mich denn so lange in dir getäuscht? Du hattest ja Interesse für mich.““

„Das ist wohl möglich: wenn du so schön bist, wie deine Stimme angenehm, so bist du gewiß interessant!“

„„O diese Enfilade von Vorsichtsmaßregeln! Du hast mich stets glauben gemacht, daß ich keine für dich langweilige Dinge vorbrachte.““

„Ist das wahr? täuschest du mich nicht?“

„„Woher diese große Aengstlichkeit? Und wenn du ein überflüssiges Wort an ein falsches Ohr brächtest, was thäte es? Dort verhallte es ohne Wirkung — das wäre Alles! Es ist in der That ein zungenlösendes Wort, dieses Con-

sciencieux! Komm, mein lieber Baron, heute dürfen wir uns Du nennen! —'''

„Ja, es ist köstlich mit so weiter Brüderschaft in's neue Jahr zu treten; ich bedaure nur, daß es nicht so bleibt!"

„,Meinst du? Die Brüderschaften würden sich doch schnell auflösen, sobald nicht mehr der Domino ein Geheimniß zudeckte! Ich zum Beispiel würde dich nie Du nennen, mit meinem eigenen Gesicht!'"

„Warum nicht, schöne Maske?"

„,Weil ich mich nur an dich angehängt habe, um dich stechen zu können.'"

„Du hast eine reizende Stimme, in der selbst die Kriegserklärung wie Musik klingt!"

„,Du bist recht ungeschickt in deinen Complimenten, denn es ist ja nichts Neues, daß der Krieg mit Musik, mit dem Trompeten- und Trommelrufe zum Angriff beginnt. Aber um nicht abzukommen von der Sache: ich wollte dich nur verhöhnen, denn ich verachte dich; meine Worte sollten sich wie ein Lindwurm um dein Herz legen....'"

„„Das ist ja eine lustige Conversation bei euch, — ist es erlaubt?""

„,Ich habe dich nicht gerufen!'"

„„Nein, schöne Maske, Du nicht; aber deine Stimme ist wie eine Zauberflöte!""

„Wenn Ich das gesagt hätte, Fürst, so hätte die Maske es ein ungeschicktes Compliment gescholten; aber Dich muß sie wohl leiden können?"

„,Leiden? Nun, wenigstens leide ich nicht schon bei seinem Anblick, wie bei Deinem.'"

„So etwas höre ich nun schon eine Zeit lang, Fürst...“

„„Und kannst es noch immer nicht begreifen? Ha, ha! Du bist ein echter Ritter! — und ein ausgezeichneter Schüler! Es lohnt nicht der Mühe, wie es scheint, dich zu unterrichten.““

„„Alles ohne Erfolg!““

„„Aber hast du nicht ein wenig Mitleid für ihn, schöne Maske? Er verdorrt unter deinem Zorn wie Unkraut!““

„Erlaube daß ich deinen Arm fasse, du scheinst sehr verlassen zu sein.“

Du bist sehr gütig, Maske!

„Sehr gütig, da ich dich gar nicht kenne.“

Wirklich?

„Ich kenne dich aber doch, denn die Aristokratie trägt ihr Wappen an der Stirn.“

Bist du bewandert in der Heraldik?

„Fürst, Graf, Baron — das sind hübsche Tonstufen! — Meine Auffassung ist immer musikalisch — ich verstehe mich nicht auf plastische Darstellungen.“

Und welcher Ton in diesem Dreiklang spricht dich am meisten an?

„Du weißt, daß die Prime immer der Grundton ist.“

Freilich, je höher das Gebäude, desto sicherer muß der Grund sein; und du bauest gern auf gutem Grunde?

„Das muß bisher noch nicht geschehen sein, da ich immer Luftschlösser gebaut habe.“

Du bist sehr offen, Maske; bist du schon oft hier gewesen?

„Sehr oft; ich wüßte nicht, wie man diese langweiligen Feiertagsabende anders hinbringen sollte.“

Es scheint mir doch, daß du dir Unterhaltung zu schaffen weißt?

„Wo Mittel vorhanden sind, ja!“

Ich meinte, daß du selbst die Kosten tragen könnest und wollest?

„O das wäre sehr verschwenderisch; Conversation muß nur auf Kosten Anderer gemacht werden!“

Da kann man an deiner Seite bald arm werden.

„Mit spitzen Zungen findet man noch immer genug!“

„Ach, sind Sie da? Kommen Sie!“

„„Von wem wird gesprochen?““

„Von — — von — — Dir!“

„„Du scheinst zum ersten Mal hier zu sein, liebe Maske — der Domino sitzt auch etwas lose, wie das Du.““

„Es ist auch so sonderbar, zu allen Menschen Du zu sagen!“

„„Ich finde das sehr lustig — wir werden jetzt ganz anders plaudern, als sonst.““

„Aber — sehe ich denn unter der Maske nicht wie eine Dame aus?“

„„Nur nicht wie eine Dame vom Hofe — und dann auch wie eine ganz, ganz junge Dame.““

„Ich komme mir wirklich wie ein Kind unter dieser .... unheimlichen Gesellschaft vor.“

„„Unheimlich? Ich finde sie recht gemüthlich. Was für schöne Geniestreiche könnte man hier machen!““

„Wenn man Genie hat. Ich habe aber keines, ich bin so furchtsam. — Naide geht ganz unbefangen unter den Herren umher und redet sie an ....“

„„St! — verrathe dich doch nicht, Maske; du mußt ja das tiefste Geheimniß wahren.““

„Weißt du denn nicht, wer ich bin? Ich dachte ....“

„„Ja, jetzt weiß ich es; vorher ahnte ich es nur.““

„Nun darf ich nicht mehr Du sagen, das würde zu auffallend sein.“

„„O nein! Da haben wir ja gleich einen Geniestreich — wir wollen uns heute immerfort Du nennen, auch wenn Niemand uns hört.““

„Das ist wirklich ganz hübsch ..... wir sind ja auch schon recht bekannt. — Aber du wirst zu andern Damen wollen und ich fürchte mich so sehr, allein zu bleiben. — Naide hat mich ganz verlassen!“

„„Welches ist Naide?““

„Ich weiß es nicht genau — warte ....“

„„Die mit Walischkin und Kusnetow so anziehende Unterhaltungen hat? Das ist ja die Subanow!““

„O nein, nein! das ist Naide! die Subanow .... ich sah eine Dame an Papa's Arm, ihre Stimme klang mir so.“

„„O das mußte die Gräfin Sonnenberg sein!““

„Warum? — Nein, die erste war es gewiß nicht — vielleicht die er nachher führte. — Aber können es nicht auch fremde Damen gewesen sein?“

„„Das wäre möglich, — aber es ist ja interessanter, Personen zu intriguiren, von deren Lebens- und Herzens-

zuständen man viel weiß — in blauen Dunst greift man nicht gern!'"

„Das thun die Damen nicht gern; aber ihr Herren dürft uns ja eigentlich nicht kennen, — da seid ihr doch in blauem Dunst!"

„,Wir bleiben selten lange darin: bei den Damen geht Einem immer bald ein Licht auf.'"

„Findest du die Damen hier sehr liebenswürdig?"

„,Es kommt drauf an was man sucht; man macht vielleicht die interessanteste Conversation.'"

„Das werde ich wohl nie lernen!"

„,Möglich sind alle Dinge!'"

„Also du zweifelst auch daran?"

„,Darüber brauchst du nicht zu seufzen, denn du hast ja selbst behauptet daß aus dem Corps nicht viel Kluges kommen könne: wie kannst du denn da auf mein Urtheil etwas geben?'"

„Nun, ich möchte aber doch gern wissen, ob du das, was jene Damen schwatzen, für interessant hältst?"

„,Unsinn kann auch interessant sein.'"

„So? Wenn ich doch wenigstens solchen Unsinn sprechen könnte!"

„,Sei nur nicht furchtsam und nicht bescheiden, sonst blickt gleich die Provinz aus dir heraus und dann bist du schon uninteressant geworden.'"

„Ich komme mir selbst sehr städtisch vor."

„,Das ist aber eine deprimirende Selbstgenügsamkeit. Versuch' es einmal dich einem andern Herrn zu nähern. Sieh' jenen lang-schwarzhaarigen in der blanken Garde-

uniform; er sieht immer hierher — er sucht dich zu erkennen.'"

„Das kann er nicht, er ist mir gänzlich fremd."

„„Aber er muß dir etwas zu sagen haben. Ich gehe weiter.'"

„Bon jour, Chevalier!"

„„A vos ordres, Madame!'"

„Darf ich .... mein Herr ...."

„„Eine Promenade? O sehr glücklich!'"

„Sind .... bist — Du hier sehr bekannt?"

„„Das ist schwer zu beantworten: die Damen reisen ja incognito!'"

„O das Incognito ist ein allerliebstes Reisekleid ...."

„„Ja, alle Damen sind Schönheiten darin!'"

„Dann sollten die Häßlichen nie anders als incognito durch die Welt gehen."

„„Ja, es wäre bequem, aber für die Dauer lieben die Damen es nicht; ich glaube sie sind zufriedener, wenn wir sie in jedem Costüme schön finden.'"

„Wünschenswerther ist es gewiß."

„„Der Ansicht bin ich auch, daher suche ich so schnell wie möglich die Geheimnisse zu durchdringen.'"

„Das ist aber oft unmöglich."

„„Wenn man den Schlüssel hat, nicht. — Wie sieht es jetzt im Stift aus, Fräulein?'"

„Wie? ... was? ... ich — bin ja gar nicht im Stift!"

„„O das weiß ich; ich fragte eigentlich nur nach Ihrer Cousine.'"

„Welcher Cousine?“

„„Sie haben nur eine dort, nicht wahr?““

„Ja . . . .!“

„„Nun sehen Sie . . . . ich habe Sie erkannt!““

„Aber ich kenne Sie gar nicht, woher wollen Sie mich denn kennen?“

„„Daran ist jener kleine, blonde Offizier schuld, ein wahrer Knabenkopf, und der auch lauter Knabenstreiche im Kopfe hat.““

„Ach, der hat es Ihnen gesagt!“

„„Höre, Maske! — — vertraulich darf ich doch nur mit dem Du werden, — jener kleine Offizier will durchaus nicht mehr in's Stift gehen um seine Cousine zu besuchen; er möchte ihr aber gern etwas schicken, was er ihr als Weihnachtsgeschenk bringen wollte. Er wollte nicht, daß du wüßtest, daß es von ihm kömmt, daher bat er mich es dir abzugeben; aber ich muß schon ehrlich sein und meinen Freund verrathen.““

„Warum sollte ich nicht wissen, daß es von ihm kommt?“

„„Das weiß ich nicht! Aber bitte, Fräulein Möhren, fragen Sie ihn ja nicht darum, er würde mir seine Freundschaft kündigen, denn er ist sehr heftig, und ich möchte ihn nicht gern verlieren. Versprechen Sie es mir?““

„Ich begreife das alles gar nicht!“

„„Also Sie wollen mich verrathen?““

„Warum haben Sie eigentlich Ihren Freund verrathen? Es war ja unnütz.“

„„Unnütz? Hätten Sie die Bitte eines ganz fremden Menschen angenommen?““

„Ach ja so! — es ist wahr."

„„Geben Sie mir Ihre Hand darauf, daß Sie mich nicht verrathen wollen?""

„Aber meine Cousine wird mich ja fragen, von wem es kommt."

„„Die Cousine wird nichts fragen, denn sie erwartet das längst versprochene Geschenk.""

„Ah so!"

„„Sie versprechen?""

„Ja, dann natürlich!"

„„Gut, hier ist es. — Bitte — es ist das tiefste Geheimniß. Sie wissen, daß im Stift der Argus Wache hält und daß jedes Nichts dort zu einer großen Sache wird.""

„Darf ich das Geschenk sehen?"

„„Es ist die Copie eines Gemäldes, das er besitzt. Es ist der große Platz der Stadt, wo sie des Winters zusammen lebten: hier ist das Haus, wo die Eltern Ihrer Cousine wohnten, und hier ist das Haus, wo er mit seinen Eltern wohnte.""

„In der Mitte steht ein Theater?"

„„Ja, die Häuser liegen am Theaterplatz.""

„Da ist etwas geschrieben?"

„„Kinderei! Wie die Sechsjährigen, so spielen noch die Sechzehnjährigen! Briefe können leicht verboten werden; für dieses werden Sie Sorge tragen, nicht wahr?""

„Lassen Sie sehen! ich möchte das gern herausbringen:

B. C. w. a. g. T. m. d. E. i. s. E. v. d. S. r.

D. 24 F. VI.

Das ist ja förmlich eine Inschrift zu einem Monument!"

„„Nun, ein kleines Monument soll es auch sein!"'

„Ich habe wirklich indiskrete Regungen; ich möchte die Buchstaben zu entziffern suchen."

„„O es ist gewiß gar kein Geheimniß darin; ich habe herausgelesen: Boris Chutow wollte aus großer Theilnahme mit der Eingeschlossenen ihr seine Ergebenheit vor die Seele rufen. Den 24 .... Ha ha ha! das ist ein komisches Versehen! Er hat December setzen wollen und hat dafür ein F. gemacht!"'

„Soll man das nicht verbessern?"

„„Nein, das wäre indiscret!"'

„Zeigen Sie es ihm!"

„„Nein, es ist jetzt zu spät. Und was thut das auch zur Sache? Sie kann sich's ja denken daß es ein Versehen ist, da wir noch gar nicht im Februar sind, und mag es selbst ändern, wenn sie will. Es wäre nutzlos wenn wir uns Umstände damit machten."'

„Aber was bedeutet die römische Sechs?"

„„Das weiß ich nicht; ich denke, es mag die sechste Zeichnung sein, die sie von seiner Hand besitzt."'

„Ja, das ist wahr."

„„Verbergen Sie es schnell, Fräulein! Meinen besten Dank! Darf ich um den Cotillon beim nächsten Ball bitten?"'

„Gewiß! aber Ihr Name? —"

„Ah, mon cher comte, c'est par ici qu'il faut aller vous trouver? Venez, venez, j'ai des confessions à vous faire!"

„Die Wagen vor? — Gehen Sie! ich verbiete Ihnen mir zu folgen!"

„„Sie werden mich nie verrathen, nie — aber wiedersehen werde ich Sie bald und ohne Maske! — Den Schlag fest! — Fort! — — Ist die Maske nicht erhitzend?""

„Im Wagen nehme ich sie ab!"

„Darf ich dich an den Wagen begleiten?"

„„Sehr gern, aber du hast nichts davon, als daß ich dich auslache!""

„Leb wohl!"

„„Leb wohl! Um's Jahr sagen wir uns wieder Wahrheiten; bis dahin hat man Zeit zu Unwahrheiten!""

„Also erst um's Jahr! —"

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

„Immer und ewig diese Corridors!" sagte Therese heftig, als nach beendigtem Unterricht die Abend-Promenade in denselben begann, fügte aber sogleich lachend hinzu: „Ich wollte, sie würden einmal alle zu Glas; vorausgesetzt, daß Ida sie nicht gleich zersplitterte."

„In deiner heutigen Laune würdest du ihr darin zuvorkommen," sagte Irene.

„Was habt ihr an meiner heutigen Laune auszu-

setzen?" fragte Therese lustig; „ich bin mir immer gleich: heute gelacht und morgen getanzt, das hat mich bisher vor den Grillen verschanzt!"

„Du könntest hinzusetzen," fiel Irene spottend ein: „und einmal im Monat wird heftig geschmollt und jeder Elevin ihr Antheil gezollt."

„Ist das nicht liebenswürdig, daß es nur einmal im Monat geschieht?" fragte Therese vergnügt. „Und sieh nur, jetzt zieht die Sonne darüber und die Wolke schmilzt wie ein Nichts unter ihr hin." Sie legte mit höchst anmuthigem Lächeln ihre Arme um Irene und küßte diese mit herzgewinnender Zärtlichkeit.

„Seid klug wie die Schlangen .....," lernte im Vorübergehen Ida aus einem Hefte, und Irene rief lachend: „Das klang fast, als wäre es auf dich gemünzt, Therese!"

„Mag es!" erwiederte diese pathetisch, „es war ja nur eingelernt."

„Aber du windest dich heute wirklich wie jene kleinen goldgrünen Schlangen im Hoffmannschen Mährchen," fiel Adelheid neckend ein.

„Wie so?" fragte Therese schnell.

„Bald sind dir die Corridors zu enge, die Schulbänke zu hart, wir alle ennuyant ...."

— „Bald sind wir wieder Engel, die beschirmend um dich her flattern...." half Irene lachend nach.

„Was ist dir eigentlich? Ich habe dich nie so aufgeregt gesehen."

„Und so revolutionär!" ergänzte Irene.

„Nun, das ist kein Wunder, wenn die Phantasie ange-

regt wird," antwortete Therese harmlos; „nächstens wird noch ein Poet aus mir!"

„Ach ja nicht!" flüsterte Adelheid erschrocken. — Therese lachte.

„Aber was hat denn deiner Phantasie einen solchen Ballonschwung gegeben?" fragte Irene.

„Unwürdig eines solchen Complimentes," antwortete Therese mit einer tiefen Verbeugung.

„Nein, gar nicht unwürdig!" rief Irene laut lachend, „denn ein Ballon geräth oft gewaltig in's Schwanken, ganz wie du heute."

„Das geschieht nur wenn man das Feuer schlecht angezündet hat und die Wärme nicht gleichmäßig vertheilt ist," erwiederte Therese, ohne aus dem Concept zu kommen.

„Wer hat dich denn so ungeschickt geheizt?" fuhr Irene höchst belustigt zu fragen fort.

„Da ihr's denn wissen wollt, muß ich zum Verräther werden," rief Therese: „es ist meine Cousine!"

Lautes Lachen folgte.

„Ja, meine Cousine!" fuhr Therese im Schauspielerton fort. „Sie fliegt wie eine lustige Leuchtkugel durch das Leben! — O wie sehne ich mich aus diesen Mauern hinaus in die große Welt, wo es so herrlich ist! Ich möchte nur einmal den Pantoffel meiner Cousine küssen, der ein so glückseliges Loos gefallen ist!"

„Ist denn deine Cousine so glücklich?"

„Ueberschwänglich glücklich! Sie lebt nur in Ball und Theater! Für den Ira Aldridge hat sie geschwärmt! Und getanzt wird in diesen fürstlichen Häusern!... Alle Damen

werden als Feen gekleidet und bezaubern die Herren, die denn wieder ....

„Ach, Therese, du bist heute wirklich sehr phantasiereich," fiel ihr Adelheid in's Wort; „von dem allen hat dir Hermine gewiß nichts gesagt."

„Nein, Hermine schrieb mir nur das Exempel auf und ich setzte die Summe darunter. Aber jetzt will ich mir keine Mühe weiter mit Berechnungen geben, sondern ganz einfach erzählen. Sie sagte, der schönste Ball sei der Maskenball gewesen, den die Gräfin am Neujahrsabend gegeben. Die Damen sind da alle verlarvt, die Herren nicht, oder wenigstens nur ausnahmsweise — denkt euch nur, wie amüsant! Später kommt noch ein großer öffentlicher Maskenball, da wird Hermine schon sicherer sein; auf diesem lernte sie erst."

„Aber nichts muß doch schöner sein als das Theater!" sagte Adelheid.

„Ja, das denke ich auch. Doch die Freude hat nun bald ein Ende: nur noch acht Wochen, dann fangen die Fasten an."

„Die schöne Passionszeit meinst du?"

„Ach, das Fasten ist eine schreckliche Passion; und an eine andere denken gewiß nur wenige." — „Das schlimmste ist, daß wir mit euch hungern müssen," fügte sie zu Irenen gewandt hinzu.

„Therese, wie kannst du dich so versündigen?" antwortete diese eifrig. „Dankt es uns doch daß wir euch helfen selig zu werden!"

„Wir danken nur für einen Dienst um den wir gebeten haben!" sagte Therese lachend. „Und wenn ihr so

menschenfreundlich gesinnt seid, so könnt ihr ja für uns mit fasten."

„Ach, du bist albern!" antwortete Irene ärgerlich und ging davon.

Therese lachte. „Die weiß am allerwenigsten, warum sie fastet," sagte sie; „und dennoch ist sie überzeugt, daß sie mit einem Butterbrod ihre Seele todtschlagen würde."

„Aber, liebe Therese, wie kannst du so sprechen?" fragte Adelheid. „Du sagtest ja einmal, daß du Alles glaubtest und daß es ganz gleich sei, auf welchem Wege man zu dem Einen Gott komme!"

„Ach, laß doch diesen frommen Kram! Was soll der in unsern Ballgedanken? Wenn wir mit unserm Magen fasten müssen, dann wollen wir uns mit heiligen Gesprächen erquicken."

„Pfui, Therese!" rief Adelheid entrüstet, „du bist ja heute ein ganz anderer Mensch," und wollte ebenfalls fortgehen, aber Therese hielt sie fest, indem sie sagte:

„Bleibe doch nur, Adelheid! Warum läufst du gleich davon? Das ist ja ehrlich, wenn ich nebenbei auch mein Stückchen Heidenthum zeige; wer hat das nicht? Du bist ein albernes Kind; du weißt gar nicht, wie es unter solchen Menschen aussieht. Und dann ganz gewiß, Adelheid, ich achte die Religion viel zu hoch um sie in meine konfusen Gedanken hineinzuziehen; was kann ich denn dafür, daß heute alles in meinem Kopfe wirbelt und sich dreht?"

„Ich werde Herminen bitten, daß sie dir gar nicht mehr von solchen Dingen erzählt: sie verdreht dir nur den Kopf damit ...."

„Wie ich dir, Adelheidchen? — Was macht die Braut von Messina?“

Adelheid wurde verlegen. „Das ist weder Ball, noch Theater,“ sagte sie, „auch kein Roman.“

„Nein, das ist gar nichts Schlechtes,“ erwiederte Therese schlau; „aber es geht da noch ganz anders als auf dem Ball und im Theater zu. Warum sollte mich denn Hermine nicht mit so angenehmen Erzählungen, mit solchen Kleinigkeiten unterhalten? Das kann nicht einmal die Directrice verbieten.“

Adelheid schwieg zu dieser Demonstration; sie hatte auch Grund genug dazu.

„Ach, wenn erst die achte Woche da wäre!“ fing Therese wieder an.

„Was ist denn da?“

„Weißt du denn nichts von der Butterwoche, wo allgemeiner Jubel ist, weil es die letzte Woche ist vor den Fasten? Da ist die ganze Stadt ein Theater, — sagt man. Morgens und Abends fährt man in die Oper, in's Ballet; Diners und Soirées sind womöglich zweimal am Tage; und in dieser Freiwoche stecken wir auch einmal unsere Nasen feierlichst aus dem Kutschenfenster und zeigen sie dem Volk auf dem großen Platze.“

„Und an diese große Scene denkst du acht Wochen lang vorher?“

„Warum denn nicht? Ist sie nicht für uns Eingeschlossene schon ein großes Ereigniß? — Aber sage mir doch, was für einen Besuch habt ihr gestern gehabt im Saal? Das war ein schöner Mann!“

„Es war Graf Arthur," sagte Adelheid, „dem nun unser Binnerhagen gehört."

„Ist das nicht euer Onkel?"

„O wir haben ihn immer so genannt, als wir Kinder waren," sagte Adelheid, „aber er ist nur sehr entfernt mit uns verwandt. Papa hatte keine nahen Verwandten."

„Wie nanntet ihr ihn denn gestern?"

„Ich nannte ihn noch Onkel, weil ich mich so sehr freute ihn wiederzusehen und weil ich auch noch ein Kind sein kann."

„Aber Helene?"

„Sie that es nicht mehr."

„Warum?"

„Nun, sie ist schon eine Dame," sagte Adelheid eifrig, „sie konnte unmöglich noch Onkel sagen."

„Das finde ich sehr natürlich, aber nicht weil sie eine Dame ist."

„Weshalb denn sonst? Wir haben ihn ja sehr lieb!"

„O das glaube ich!" sagte Therese lachend.

„Nun, was meinst du denn? Glaubst du vielleicht, daß er uns nicht liebt? O er ist so gut wie ein Engel!"

„Du brauchst dich gar nicht zu ereifern, Adelheidchen; ich glaube das Alles, denn ich habe euch beobachtet!"

„Was willst du denn damit sagen?"

„Laß mich nur, ich will nichts sagen. — Was erzählte er euch?"

„Er kam aus dem Waldsteinschlößchen und brachte uns Nachricht von unsrer lieben Mama. Sie ist sehr schwach und wird noch lange dort bleiben müssen, viel-

leicht bis zum nächsten Herbst. O, ich habe schon so viel geweint!"

„Darum sah wohl auch Helene so traurig aus?"

„Freilich!"

„Fand Graf Arthur euch verändert?"

„Ja, er sagte wir seien sehr groß geworden, besonders Helene. Und dann fand er, daß Helene jetzt viel blässer und viel stiller sei."

„War sie denn zu Hause nicht eben so?"

„O nein! Sie war zwar auch früher nicht so ausgelassen lebendig wie ich und liebte schon damals mehr die Einsamkeit, während ich gern viel Gesellschaft um mich hatte; aber sie war doch immer heiter und fröhlich, wenn auch in ihren sanften Augen oft ein etwas schwärmerischer, schwermüthiger Ausdruck lag. Traurig ist sie erst, seit wir Binnerhagen verlassen haben."

„War denn das so schön?"

„Ja, sehr! — und wir lebten immer in der herrlichsten Gesellschaft. In allen Bäumen hatte Helene ihre lieben Geister, mit den Blumen konnte sie sprechen, und wenn wir Beide des Abends durch den Garten gingen, erzählte sie mir die schönsten Mährchen von allem, was umher war. Die Schlösser im See und die Genien in den Blumen, und der Mondschein als Maler durch den Garten wandelnd — Alles machte sie unaussprechlich glücklich. — Und nun ist das alles vorbei: da muß sie sich ja wohl viel verändert haben!"

„Darum sah Graf Arthur sie auch immer wieder an. Und Helene hatte sogar ein klein wenig rothe Wangen."

„Sie hat ihm viel erzählt, da hat er sie denn wohl mehr angesehen als mich.“

„Bleibt er noch lange hier?“

„Ein Paar Wochen; er kommt noch einige male wieder.“

„Er ist sehr schön!“

„So? Das habe ich nicht einmal bemerkt.“

Achtundzwanzigstes Kapitel.

„Weißt du, liebe Tante, ich möchte heute Abend gern zu Hause bleiben!“

„Nein Lilly, diese grillenfängerische Neigung muß einmal unterdrückt werden; du weißt, daß wir durchaus nicht wegbleiben können!“

Tante Mary stickte überaus eifrig an ihrem Rahmen, ohne aufzusehen. Ihr gegenüber an der andern Seite des Tisches saß ein sechzehnjähriges Mädchen mit kastanienbraunem, gelocktem Haar. Eine halbfertige Landschaft lag vor ihr, der man es ansah, daß sie mit besonderer Liebe gemalt war. Die Künstlerin spülte nachlässig die bunten Farbenpinpinsel in dem nebenbei stehenden Glase aus und sah gedankenvoll durchs Fenster. „Es schneit so stark!“ sagte sie dann mit einem Seufzer.

„Wir sind nicht mehr auf dem Lande,“ erwiederte Tante Mary, die zum dritten male einen Knoten in ihrer

Seide durchschneiden mußte; „da ist man schwierig in solchen Dingen, aber hier hat das nichts zu sagen — das ist die angenehme Geselligkeit der Stadt.“

„Du hast ganz Recht, liebe Tante, aber die Landschaft muß fertig werden und sie macht mir so große Freude: ich bin heute wieder einmal ganz zuhause. Sieh nur — das ist dein Fenster, und hier unsere Geisblattlaube und....“

„Ja, mein gutes Kind; in der Dunkelheit malt man aber nicht.“

„Nein, Tante,“ erwiederte Lilly schlau lächelnd, „dann liest man das Tagebuch eines armen Fräuleins.“

„Du thust noch immer als wenn du nicht über deine Puppenstube hinausgekommen wärest!“ eiferte die Tante wieder; „jetzt mußt du das Leben kennen lernen, mußt aus den Büchern in die Wirklichkeit hinaus.“

„Aber, gute Tante,“ sagte Lilly ungeduldig, „was habe ich denn für Gewinn davon, daß ich Fanny Pillnauer tanzen sehe? Du weißt ja, daß ich sie nicht leiden kann.“

„Was das für ein Ausdruck ist: nicht leiden können! — Und warum? Weil sie nicht still sitzt, wenn du von deinen Hühnern und Enten sprichst, und weil dein Stollheim kein Ideal für sie ist!“

„O nein, Tante, das vergebe ich ihr gern; aber sie kann nur von Gesellschaften sprechen und von Kleidern, und das ennuyirt mich auf's höchste.“

„Wenn du ein kluges Mädchen wärest, wüßtest du aus Allem zu lernen. Wir müssen überdies nicht vergessen, daß Doktor Pillnauer sich auf die Empfehlung der Gräfin un-

ſrer angenommen hat, daß wir ihm Rückſichten ſchuldig ſind, und daß es unverantwortlich wäre, wenn wir Fanny's Geburtstag überſehen wollten, zu dem man uns nicht nur beſonders eingeladen hat, ſondern ſogar den Wagen ſchickt. Es ſind immer viel nette junge Mädchen da, und ich wünſche ſolchen Umgang für dich."

„Ach, ich wünſche ihn gar nicht," murmelte Lilly: „ſie ſind alle ſo affektirt und geziert."

„Sprich doch nicht für dich allein, Lilly; ich möchte es auch hören."

„Nein, Tante Mary, das war nicht für dich, denn du ſagſt daß es Unſinn iſt. Aber müde bin ich, ach ſo müde! Geſtern bei Sternichts, vorgeſtern der Leſeabend, vor drei Tagen in der Singakademie — und ſo wenig Abende zu Hauſe! Ach Tante, wird das ſo fortgehen?"

„Du biſt ein undankbares Kind, Lilly! Dir fliegt alles zu, was andere nie erringen, und doch biſt du unzufrieden! Und du haſt's ſo nöthig. Du ſollſt dich einmal in fremden Häuſern bewegen — das iſt nicht leicht. Wenn man es nicht ordentlich gelernt hat, kann es übel ausfallen."

„Nun, ich will ja auch alles thun, gute Tante," ſagte Lilly, indem ſie aufſprang und die Papiere haſtig zuſammenſchob, „mache aus deiner Lilly was du willſt: ſie will ja ganz gehorſam ſein."

„Du biſt ein gutes Kind!" erwiederte Mary liebkoſend und ſtrich mit der Hand über ihr braunes Haar. „Morgen wollen wir auch in dem Tagebuche eines armen Fräuleins leſen."

Lilly schloß ihre Arbeitsmappe, trug ihre kleinen Toilettengegenstände zusammen und stellte sich vor den Spiegel, um ihr Haar zu ordnen. „Aber sage nur, Tante," hub sie plötzlich wieder an, „ich lebe doch eigentlich nicht so, als sollte ich das große Examen machen. Ich habe es mir eigentlich ganz anders gedacht."

Tante Mary wollte eben antworten, als das Mädchen mit einem Briefe in's Zimmer trat.

„Was ist das, Tante?" rief Lilly neugierig; „bitte, bitte, gieb her! — O, das ist herrlich!" jubelte sie dann, indem sie den Brief durchflog. „Also morgen Abend! Wie schön, wie schön! O ich möchte nun schon deshalb heute zu Hause bleiben, um mich länger freuen zu können!"

„Aber wie steht es denn da mit dem Tagebuch des armen Fräuleins?" fragte die Tante lächelnd.

„O, jetzt wird's morgen noch viel schöner!" rief Lilly.

„Wie deine Vorsätze doch wankend sind!" fuhr die Tante in neckendem Tone fort: „die drei Feiertag-Abende, die doch ihr Recht hatten, wolltest du nicht der Gesellschaft widmen, und morgen, an einem Werktage, giebst du gern den Abend für Gesellschaft hin."

„Laß nur gut sein, liebe Tante," bat Lilly schmeichelnd und schnitt den Tadel mit Umarmung und Kuß ab.

Die Toilette der beiden Damen war schnell beendigt. Wartend saßen sie schon da, als ein Diener in stattlicher Livrée den Wagen des wirklichen Staatsraths, Doktor von Pillnauer meldete.

Am folgenden Abende bot der freundliche kleine Saal der

gräflichen Wohnung, welche für jetzt Tante Mary mit ihrer Nichte inne hatte, das Bild der behaglichsten Gemüthlichkeit dar. Reiche silberne Armleuchter erhellten den Sophatisch, auf welchem elegante Tassen und gefüllte Kuchenkörbchen neben einer singenden Theemaschine bereit standen; ein knisterndes Kohlenfeuer im Kamine, bei dem Kastanien rösteten, verbreitete eine wohlthuende Wärme durch das Zimmer; in den Fenstern flossen dunkelbraune Gardinen von ihren Goldstäben in malerischen Falten bis zur Diele herab und verbargen das süße Geheimniß traulichen Beisammenseins vor den gegenüberliegenden Häusern. Tante Mary war am Kamin mit dem Rösten englischer Brodschnitte beschäftigt; Graf Arthur, Schotten und Doctor Phalander saßen um den Tisch her; Franziska und Lilly lösten mit gewandter Hand die Kastanien aus ihren Schalen. Eben hatte auch Doktor Bennert Platz genommen, und als es jetzt zum dritten male klingelte, trat Pastor Schwanthal in's Zimmer. Die beiden letztern Herren waren auf Johanna's Betrieb in den kleinen Familienkreis gezogen worden, Pastor Schwanthal zugleich als Beichtvater, Doktor Bennert als Arzt.

Da war nun die Gesellschaft beisammen, über die Lilly gestern so gejubelt hatte und der sie so gern ihre Lieblingsstunden gemeinschaftlicher Lektüre opferte. Doktor Bennert war mitten in dem Gespräche gekommen, das seit einer halben Stunde sehr lebhaft geführt wurde und an dem Tante Mary trotz ihrer wirthschaftlichen Geschäftigkeit eifrig Theil genommen hatte, vorzugsweise mit vielen Einwürfen.

„Ah, mein guter Pastor, Sie kommen mir sehr gelegen!“ rief sie jetzt dem eintretenden Pastor Schwanthal entgegen, „Die Herren da wollen mir überall den Weg vergraben: Sie müssen mir helfen!“

„Ihnen?“

„Freilich, mir; denn die andern haben ja fast alle Partei gegen mich ergriffen.“

„Ach, die Pastoren dürfen nie über die Neutralität hinaus!“ sagte Phalander lachend: „so ein schwarzer Rock zöge gleich die Wageschale herunter; und das Fatalste ist, daß er sich gar nicht bestechen läßt. Denken Sie denn auch, Fräulein Schotten, daß er bei uns bleiben würde?“

„Um was handelt es sich denn?“ fragte Schwanthal lächelnd.

„Ach, um ein herrliches Thema!“ rief Lilly: „daß ich nicht alle Einladungen anzunehmen brauche!“

„Das ist schrecklich unklar ausgedrückt, Lilly!“ eiferte Tante Mary. „Nein, mein guter Pastor, wir streiten über die Frage, ob man mit den Menschen leben, und wie man das thun soll. Ich hätte freilich nie darüber nachgesonnen,“ fuhr sie ehrlich fort, „aber hier mein Neffe maßt sich eine Vormundschaft über unsere Gedanken an, und ich kann den lästigen Tyrannen gar nicht los werden!“ Sie sah übrigens dabei recht versöhnlich lächelnd zu dem Neffen hinüber.

„Es ist von der Stadt die Rede,“ bemerkte dieser bescheiden. „Meine Tante besitzt alle Tugenden einer liebenswürdigen Geselligkeit: sie liebt die Menschen, sie ist zuvorkommend, freundlich, herzgewinnend; sie würde, wenn sie

die Mittel dazu hätte, in ihrem Hause der Gastfreiheit wieder zu der hohen Bedeutung verhelfen, welche dieselbe im Alterthum hatte; sie kann nicht genug lebendige Seelen um sich sammeln...."

„Jetzt bin ich begierig, wo nach solchen Elogen noch ein Angriff Platz finden wird," sagte Doktor Phalander, indem er sich in die behaglichste Positur setzte und in sich hineinlachte.

„Nun, und...?" fragte Schwanthal gespannt.

„Nun — und er bindet mir aus alle dem ein großes Bündel Ruthen!" fiel Mary lachend ein.

„Ich nicht, liebe Tante," sagte Schotten; „ich will gerade verhüten, daß es ihnen gebunden wird, und das Bündel ein wenig lösen. Meine Tante hat mehrere Häuser in ihrer Bekanntschaft, die mir für Lilly nicht gut scheinen," fügte er dann hinzu, indem er sich an den Pastor wandte.

„Es sind aber die liebenswürdigsten Menschen von der Welt!" betheuerte Tante Mary.

„Haben sie auch etwas mit dem Himmel zu thun?" fragte Schwanthal lächelnd.

„Da haben wir den Schwarzrock!" brummte Phalander, indem er unruhig in seinem großen Lehnstuhl umherrückte. „Immer gleich mit dem Himmel da! Das ist wahrhaft zur Leidenschaft bei ihnen geworden!"

„Nun ja, wenn sie mit diesem Leben fertig sind — gewiß!" antwortete Mary etwas ungeduldig dem Pastor."

„Ich glaube doch nicht, daß das so gewiß ist," sagte Schwanthal.

Mary sah ihn erstaunt an, als wollte sie sagen er sei ganz aus seiner Rolle gefallen. „Sie glauben also, daß man auf dem Sterbebett liegen und doch nur noch für die Erde Sinn haben kann?“ fragte sie endlich.

„Ich meine,“ fügte Phalander, indem er aufstand und im Zimmer auf und nieder ging, hinzu, „das Frommsein kommt am sichersten im letzten Augenblick, wo man es nöthig hat.“

„Nein,“ sagte Schwanthal bestimmt, „wer vorher nicht an sein Seelenheil gedacht hat, dem liegt es meist auch im letzten Augenblick fern!“

„Ich muß das als Arzt bestätigen!“ fügte Doktor Bennert hinzu.

„Es giebt doch Ausnahmen,“ meinte Tante Mary; „ich habe von manchen gehört.“

„Wer aber voraussetzt, daß er zu diesen Ausnahmen gehören werde, der täuscht sich gewiß!“ sagte Schwanthal fest.

Ein großes Warum stand in Mary's und Phalanders Zügen deutlich ausgeprägt. „Wie kann ein Pastor das sagen!“ rief Phalander ärgerlich. „Der liebe Gott ist lauter Barmherzigkeit und nicht so grausam, wie Sie es ihm andichten!“

„Er ist barmherzig gegen die, welche um Barmherzigkeit flehen,“ sagte Schwanthal ruhig; „Diejenigen aber, die auf Muthwillen gesündigt haben, die lebenslang mit Bewußtsein den HErrn verleugnet haben, oder sich von Ihm abwandten, weil sie im Glück Seiner nicht bedurften, oder ihr Spiel mit Ihm trieben und Ihn aufheben

wollten für den Augenblick der Todesnoth, wo sie alles Andere, dem sie gedient, würden aufgeben müssen — Die werden ihn weder hier noch dort finden, und nie, ich wiederhole es: nie — eine Gemeinschaft mit dem Himmel haben."

„Profession! Profession!" flüsterte Phalander Mary zu: „Der muß ja anders reden als die übrigen Menschen, sonst wäre er auch ganz unnütz auf dieser Welt."

Tante Mary schien aber nicht zufrieden. Sie hatte den Talar in respektvoller Ferne immer geehrt, seine Nähe indeß stets vermieden, da nach ihrer Meinung meistens Ansichten darin steckten, die wohl in die Kirche passen, aber gar nicht auf das Leben praktisch anzuwenden sind, wenn es sich nicht in Collisionen zerschlagen und endlich „den Kopf ganz hängen lassen will." Hier hatte sie schon einige Male an dem Rande dieses Abgrundes gestanden, der sie zu verschlingen drohte, wie Phalander ihr warnend zurief; aber bisher war sie weder hinabgestürzt, noch scheu vor der Gefahr zurückgewichen, denn wunderbarer Weise schreckte sie der Tod verkündigende Schlag, der über ihrem Haupte schweben sollte, nicht, vielmehr hatte ein Gefühl sie ergriffen, als liege in der Sache eine gewisse Berechtigung.

Mary war nicht unchristlich gesinnt — so meinte sie wenigstens. Sie ging recht oft in die Kirche oder las zu Hause eine Predigt, sie sang sogar aus dem Gesangbuche, natürlich nur in der Kirche, und wenn sie krank oder in Angst war, durfte Lilly ihr ein passendes Gebet aus dem Anhang zu den Liedern vorlesen, und sie hörte es still und ergeben an und freute sich, daß fremde Menschen so richtig

ihre Leiden kannten und viel besser als sie mit dem guten himmlischen Vater darüber sprechen konnten. Auf dem Krankenbette hatte sie ja nichts anderes zu thun: da hatte sie Zeit, da konnte sie wenigstens ruhig zuhören, — beschäftigt mußte sie doch einmal sein.

Aber freilich: wenn sie gesund war, dann war bei ihr alle Zeit mit wichtigeren Dingen besetzt, da konnte sie nicht „schwebeln und nebeln in heiligen Gefühlen," — und über das Gefühl hinaus hatte sie noch nie eine Wirkung empfunden. Täglich jammerte sie darüber, daß die Zeit viel zu kurz sei für alles, was das Leben fordere, — nicht einmal mit den Dingen für diese Erde konnte sie fertig werden, wo sollte da noch Raum für das herkommen, was sich gar nicht so lebhaft in die Ordnung und Interessen des Lebens drängt. Sie hatte den Grundsatz, Alles zu ergreifen, was sich ihr in den Weg schob, denn suchen — suchen ist ja Zeitverlust; wer so viel zu leisten hatte, wie sie, konnte unmöglich auf's Suchen sich einlassen! So war es denn gekommen, daß sie mächtige Zweige voll üppigen Laubes, voll grüner, saftiger Blätter erfaßt hatte und sich Hütten daraus baute; aber die kleinen Aeste mit ihren Blüthenknospen hatte sie nicht gesucht, nicht gesehen, nicht gepflegt: sie hatte sie in ihrem Eifer, da sie den großen Zweig bis zur Erde herabbog, zerbrochen und abgestreift, und so stand ihr voller Lebensbaum noch immer ohne Blüthen und Früchte da. Sie war den Blüthen nicht feind, aber sie vermißte sie nicht: sie dachte nur daran, daß ihre Blätterhütte sie vor Regen und Sonnenschein schützen sollte: an Schönheit zu denken hatte sie keine Zeit, und

vollends ob diese Schönheit ein höheres Lebenselement in sich schließe — o das ging ja schon in die Wissenschaft! — Die Früchte waren ihr auch nicht zuwider, aber da sie nicht da waren, begnügte sie sich damit Wurzeln aus der Erde zu graben — eine Nahrung gaben sie auch!

Somit war es nicht Feindschaft, sondern Zeitmangel, was Mary dem religiösen Gebiet entfremdet hatte; auch nicht Leichtsinn, sondern die trügerische Vielgeschäftigkeit, jene Parze des Unheils, die endlich mit Hohngelächter den Faden auf ewig durchschneidet. Sie glaubte ein edles Ziel, edle Motive und ein edles Herz zu haben, und das war auch so; aber bei dem Allen kann der Mensch geistig todt sein.

Ganz anderer Art war, was den Doktor Phalander vom Glauben trennte. Er trank den Sonnenschein des Lebens, weil derselbe auf ihn fiel; er spielte mit ihm wie der Uebermuth mit einem sicher geglaubten Besitz; in seinem leichten Sinn, auf den wechselnden Wellen seiner Laune spielte Alles fröhlich und ungehindert durcheinander. Sein Herz war durchaus nicht ein Pfuhl von Sünden, keine schauerlichen Geheimnisse, kein verknöchertes Element finstrer Gewohnheiten, kein verdüsternder Haß gegen das Andringen der Liebe war in seiner Seele; aber dieselbe war von Gott abgewandt. Er wollte wohl allenfalls in Diesem und Jenem von Gottes Gnade leben, aber Ihn als einen geheimen Wohlthäter betrachten, den er nicht anzuerkennen und dem er nicht zu danken brauche. Sein siegreichster Feind war sein Leichtsinn, seine Genußsucht. Wenn er einen Gott brauchte, so war es nur einer,

der ihn zum Froh- und Glücklichsein auf die Erde gesetzt. Leid und Ernst waren in seinen Augen furchtbare Ungestalten; nur die möglichst heitere Auffassung des Lebens hatte nach seiner Ansicht eine Berechtigung, und da der Gedanke an einen heiligen Gott und an eine Ewigkeit nach diesem Leben den höchsten Ernst in sich schließt und in kein heiteres Wortspiel sich auflösen läßt, war es sein eifrigstes Bemühen, ihn beständig aus seiner Nähe fern zu halten — und das war ihm auch bis jetzt gelungen. Ob unter solchem Bemühen dieser Gedanke in die Tiefe versunken war und dort ruhte, oder von den Wellen des Lebens weggespült oder vor der Sonnenwärme hinweggeschmolzen war — das alles wußte er nicht und wollte sich auch nicht darum kümmern. So lange es ging, wollte er ohne ihn leben.

„Nie!" erwiederte Mary halblaut, „nie!" — „Ist denn jene Gemeinschaft aber auch durchaus eine Nothwendigkeit?" fragten dann ihre Augen, indem wieder die vielen Bedürfnisse und Pflichten des irdischen Lebens an ihrem Geiste vorüberzogen.

„Ist denn damit etwas verloren?" wollte dagegen schon Doktor Phalander fragen und sich in diesem „harmlosen Witz" spiegeln; aber es war ihm plötzlich, als schimmerte eine Antwort hervor, die zu vielen Erklärungen führen, vielleicht in eine Tiefe hinabsteigen könnte, die er nicht ergründen wollte und so sagte er nur: „Aber wir sind ja von unserm Gegenstande ganz abgekommen; wenn so ein orthodoxer Wind drein fährt, verschlägt er gleich das Schiff des Gesprächs...."

„Immer besser als Windstille. Beim Stillstand stirbt das Leben!“ bemerkte Pastor Schwanthal mit tiefer Betonung.

„Ha, ha! Stillstand! Stillstand!“ rief Phalander lachend — „das Leben geht unaufhaltsam seinen Weg vorwärts, auch wenn die Herren Geistlichen noch so viel dagegen predigen! Aufhalten kann die ganze Hierarchie keinen Schritt, und sie müssen es sich schon gefallen lassen, so in ein brausendes Meer hineinzupredigen, ohne gehört, ohne beachtet zu werden. Es muß freilich gewaltig deprimirend sein, wenn ein Demosthenes seine Philippika vergeblich hält, und ein Cäsar sogar belächelt wird!“

„Wenn selbst Demosthenes und Cäsar, die doch nichts als ihre eigene Sache vertraten, vor solchem Mißgeschick sich nicht beugten und zuletzt zum Siege durchdrangen,“ sagte Schwanthal mit seiner festen, volltönenden Stimme, „wie sollten wir, die Boten des HErrn, uns fürchten vor dem Spotte der Menschen, denen die Augen gehalten und die Ohren verschlossen sind? Und wie sollte denen zuletzt der Sieg versagt sein, die in der Kraft des höchsten HErrn einhergehen und für Ihn ringen, um die zu demüthigen, die Ihm trotzen, und die selig zu machen, die Ihn suchen? — Ich wiederhole es Ihnen, Doktor Phalander, Stillstand im Leben ist Tod!“

„Ich begreife aber noch gar nicht,“ fiel Mary ein, „warum Sie von dem Tode anfingen, da wir doch Regeln für das Leben aufstellen wollten?“

„O, ich begreife es recht gut!“ sagte Doktor Bennert für sich hin. „Wir Aerzte haben den Schlüssel in Händen;

aber statt sie zu öffnen, verschließen wir nur gewöhnlich die Thür der Erkenntniß!"

Doktor Phalander zuckte die Achseln und ging leise pfeifend im Zimmer auf und nieder.

„Nicht der Tod, sondern was noch weiter liegt, das Leben nach dem Tode ist es, womit wir beginnen müssen;" sagte Schwanthal, „denn dem gehen wir mit dem ganzen irdischen Leben nur entgegen, es ist das Ziel dieses und muß vor allem, ja ganz allein in's Auge gefaßt werden, wenn man das irdische Leben vernünftig einrichten will. Lassen Sie uns nun einmal diesen Standpunkt festhalten, Fräulein Schotten. Sie wollen Ihre Nichte zur Gouvernante erziehen ...."

„Erziehen will ich sie allerdings dazu; aber ich weiß ja nicht, ob sie es wird."

„Nun gut: das ist ein Meilenstein auf dieser Erde, und zwar ein sehr naheliegender. Sie haben sich vorgesetzt, ihn zu erreichen, und zu diesem Zwecke alle Vorkehrungen getroffen. Sie lassen es an dem nöthigen Unterricht nicht fehlen, so daß dafür gesorgt ist, daß das große entscheidende Examen Ihre Nichte vollbereitet findet, daß sie ohne Zittern und Zagen ihm entgegengehen kann; Sie suchen auch eine gesellige Bildung zu vermitteln u. s. w. Für dieses kurze Ziel, von dem, wie Sie selbst sagen, noch ganz ungewiß ist, ob Sie es je erreichen, wenden Sie für jetzt Ihre Lebenskraft auf!"

„Es wäre ja unrecht, wenn ich das nicht thäte!" sagte Mary.

„Gewiß; ich kann auch Ihre Treue und Gewissenhaf-

tigkeit nur rühmen," erwiederte Schwanthal. „Aber verlieren Sie nur dabei nicht aus den Augen, Fräulein Schotten, daß Sie nicht wissen ob Ihre Nichte das Examen machen und Gouvernante werden wird; daß so viele Möglichkeiten da sind, die es hindern könnten; daß Sie nichts als eine Wahrscheinlichkeit dafür haben, dagegen aber daß sie einst sterben und in der Ewigkeit leben wird, eine Gewißheit ist, die nichts umstoßen kann, eine Gewißheit, bei der alles Glauben, alles Meinen, alles Fragen aufhört. Für Sterben und Ewigkeit giebt es nichts als ein ungeheures, welterschütterndes Ja! Hier heißt es: Du mußt sterben! Du mußt ewig leben! —"

Alles schwieg; selbst Phalander lehnte ruhig im Fenster, — ohne zu pfeifen.

„Nun ja, ich glaube es," sagte Mary endlich langsam; „was wollen Sie aber damit sagen?"

„Wenn Sie es wissen, daß Sie einst ewig leben müssen," erwiederte Schwanthal, „dann wird es Sie doch verlangen zu wissen, wie und wofür? Für's Examen, für den Gouvernantenstand halten Sie eine Vorbereitung für nöthig, Sie geben Jahre, Sie geben vielleicht ein halbes Leben dafür hin; und für den Tod, für die Ewigkeit wollten Sie sich nicht bereiten? Oder diese Vorbereitung sollte in einigen Stunden auf dem Sterbebette geschehen? Läßt sich solche Inconsequenz begreifen? Stunden für die Ewigkeit! — Stunden! Und Stunden auf dem Todbette, wo die Seelenkräfte erlöschen, wo die Sinne keine Herrschaft mehr haben und die Gedanken unter dem Druck des leiblichen Todes erliegen, — die sollen das wieder-

bringen, was ein Menschenleben hindurch versäumt worden ist?"

„Mein Himmel!" sagte Mary fast erschrocken, „Sie thun ja, als ob wir Heiden wären! Ich lese die Bibel, ich bete täglich ein Vaterunser ...."

Schwanthal fiel ihr lächelnd in's Wort: „Es ist das etwas, aber vielleicht auch nichts. Wissen Sie, wofür wir ewig leben sollen und wie?"

Mary schwieg; Franziska aber hatte, wie immer, schnell eine weise Antwort bereit. „Dazu sind nur wenige Worte nöthig:" sagte sie, „natürlich für unsere erhabene Seligkeit, und wie Geister, die noch etwas leichter sind, seitdem sie die Erde hinter sich haben."

Mary sah fragend aus; sie hatte zum ersten mal Zeit, über Dinge die hinter den Wolken liegen nachzudenken. Franziska wurde verlegen vor dem ernsten, seelenvollen Blicke des Pastors.

Der Lebensnerv eines Christen," sagte dieser mit tiefem Gefühl, „ist die Liebe zum HErrn. Daraus geht die Richtung und die Gestalt seines Lebens hervor. Er lebt nur Ihm. Er kann bei all seinem Denken und Thun der Beziehung auf Ihn nicht entsagen. Ihm dienen, Ihn loben, Ihm danken, in das Anschauen Seiner Herrlichkeit sich versenken — das ist seine Freude, das ist sein Leben, und das wird die Wonne unserer Ewigkeit sein!"

„Und womit werden wir Ihn wohl dort verherrlichen?" fragte Lilly, deren Augen feucht schimmerten.

„Alles, was wir hier als das Leben des Glaubens empfangen und geübt haben, das werden wir in der Ewig-

keit fortsetzen; hier beginnt es und währt nur kurze Zeit, dort geht es fort und währt ewig!"

„Was wir hier gethan?" fragte Mary, und ein unheimliches Gefühl ging durch ihre Seele.

„Gewiß!" bekräftigte Schwanthal. „Wenn das Kind beten lernt, so hat es als Mann und als Greis das Gebet im Herzen und geht damit hinüber. Wenn wir hier den HErrn loben, erkennen, hier um Seinetwillen handeln lernten; wenn wir hier die Seligkeit einer Gebetserhörung fühlten und wenn wir hier nicht unsere Ehre, sondern die Ehre Dessen suchten, dessen Geschöpfe wir sind, wenn wir Seinen Willen und den Gehorsam gegen Ihn lieb gewannen; wenn wir hier die Wunder des schaffenden, des gnädigen, des liebevollen Gottes, wie sie zahllos über die Erde ziehen, erkannten und unsere Seele mit jedem Tage neuen Grund zum Staunen, Loben und Preisen fand; wenn endlich der Blick, den die Uebung schärfte, schon hier auf der dunkeln, von Sünde gedrückten und von Nacht bedeckten Erde kein Ende der ewig neuen, der ewig schaffenden Güte Gottes fand, seitdem uns an Christo dem Gekreuzigten die Liebe Gottes zu uns klar geworden: wie wird es erst dort oben sein, wo wir offen und unverschleiert in den Verklärungsglanz der ewigen Liebe selbst schauen werden!"

„Ich möchte doch daß wir etwas bestimmter auf die Forderungen eines christlichen Lebens eingingen," sagte der Graf, „es muß ja allgemeine Regeln geben."

„Ja!" rief Mary, „das ist's auch, um was es sich handelt! Warum drehen wir uns immer wie im Kreise

um den Hauptpunkt herum, ohne ihn auszusprechen? Solche Regeln wären mir am liebsten."

Schottens Gesicht leuchtete vor Freude. Er hatte nicht geglaubt, daß die Tante so lebendig wünschen könnte eine Wahrheit zu hören, die sie bisher für Uebertreibung und Schwärmerei gehalten. „Was in Büchern steht, sieht immer schön aus, und was auf der Kanzel gesprochen wird zeigt die Fähigkeit des Sprechenden zum Redner," hatte sie stets gesagt, „aber wenn man auch klug daraus wird, vernünftiger macht es einen doch nicht."

Phalander, der seine Stellung in der Fensternische noch nicht verändert hatte, drehte sich hastig um und trommelte leise brummend an der Scheibe — seine treuste Bundesgenossin fing an ihn zu verlassen. In den Wirkungen ihrer Sinnesweise waren sie meist zusammen getroffen; ob sie aber auf demselben Grunde wurzelten, ob hier ein Einigungspunkt je möglich war, diese Frage war ihm stets zu tief, sie zu untersuchen zu umständlich gewesen; nur unbewußt hatte er die Wahrheit verstanden, daß Mary's Unbekümmertheit, die seiner Sorglosigkeit so ähnlich sah, aus einem viel kräftigeren, entschiednеren Geiste kam. „Wollten Sie nicht Fräulein Schotten Regeln für ihr Stadtleben geben?" fragte er in etwas spöttischem Tone, indem er sich umwandte und Schwanthal ansah; „das wäre ja das Nächstliegende."

„Da wir von dem Zusammenhang des irdischen und ewigen Lebens sprechen," sagte Schwanthal ernst, „und Fräulein Schotten darin mit mir einverstanden ist, daß uns dieses Leben zur Vorbereitung auf das jenseitige ge-

geben ist, so werden wir gewiß auch in unsern Ansichten über die Anwendung des erstern übereinstimmen."

„Das ist doch noch sehr ungewiß," meinte Phalander; „ich möchte es fast bezweifeln."

„Schweigen Sie einmal, Doktor!" rief Mary ungeduldig, „das Zweifeln ist ja meine Sache! — Nun, Pastor Schwanthal, ich bin neugierig, was Sie mir diktiren werden!"

„Sie sagten Sie beteten täglich Ihr Vaterunser," nahm Schwanthal wieder das Wort, „aber wie beten Sie es?"

„Nun, natürlich mit allen Lutherischen Erklärungen!" fiel Phalander spöttelnd ein.

„Ich meine," fuhr Schwanthal fort: „wie weit geht die Betheiligung, der Einklang Ihrer Seele mit den Worten dieses Gebetes aller Gebete?"

„Wie soll ich denn mein Herz zwingen mit zu beten?" fragte Mary rasch. „Ich bete aus Pflicht; die Seele in's Gebet treiben kann nur Angst und Noth; die habe ich aber nicht — woher sollte denn also eine besondere Betheiligung des Herzens am Gebete kommen?"

„Angst und Noth haben Sie nicht?" fragte Schwanthal erstaunt.

„Nein, durchaus nicht! Ich werde mit Allem selbst fertig, mein Verstand und meine Kraft haben bis jetzt noch ausgereicht, und ich halte mich für verpflichtet sie gewissenhaft zu benutzen. Nein nein, mich hat noch keine Sorge niedergedrückt!"

„Und ich habe so viel Angst und Noth schon allein

mit meinem Herzen," sagte Schwanthal, „alle andern Sorgen des Lebens abgerechnet."

„Aha!" murmelte Phalander, „ein Stückchen Heuchelei!"

Mary sah den Pastor halb erschrocken an, aber der fuhr ohne darauf zu achten fort:

„Wenn ich meinen Tag schließe und es zieht was ich gethan und gedacht noch einmal an meiner Seele vorüber, dann finde ich immer daß so viel gegen den HErrn gerichtet war, daß ich meine Hände in Angst ausstrecke und hundertmal rufe: HErr, HErr, erbarme Dich meiner und vergieb mir meine Sünden! Und wiederum sehe ich, daß Alles ohne den HErrn übel gerathen will: ich greife fehl, meine Entschlüsse stocken, meine Kraft reicht nicht aus, ich und meine Gemeinde müssen verloren gehen, wenn Er uns nicht hilft. Da strecke ich wieder meine Arme aus in großer Noth und großer Sorge und rufe hundert und hundertmal: HErr, hilf uns! wir verderben! — Und dann schaue ich noch einmal zurück und siehe! hier und da hat Er geholfen: hier ist ein Herz überwunden, und da ist es wohl gelungen, und dort ist es ganz anders und viel herrlicher geworden als ich meinte — da falle ich auf meine Knieen und lobe den HErrn, der so gütig und barmherzig ist, und preise den Namen Deß, der Israel erlöst aus allen seinen Sünden! — Ich will damit nicht sagen, daß mein Leben schon durchweg von diesem Gebetsgrunde getragen sei; aber durch die Gnade meines HErrn und Heilandes soll es das mehr und mehr werden, alles Denken und Thun von Liebe und Dank und Gebet zu Ihm getragen werden."

„Alles?“ fragte Mary und schüttelte den Kopf. „Bedenken Sie doch, ob das möglich ist, Pastor.“

„O Tante Mary,“ sagte Schotten, „wenn der Mensch ernstlich darnach strebt, erreicht er es schon.“

„Mein lieber Eduard,“ erwiederte Mary eifrig, „ich will gewiß das Gute und ich thue über meine Kräfte, um es zu erreichen. Unmöglich kannst du aber von mir verlangen, daß ich die Hände in den Schooß legen und denken soll: das läßt sich Alles erbeten. Daran habe ich nie geglaubt und das ist meiner ganzen Natur zuwider. Ich schiebe jeden Bettler von der Thür, aber einem tüchtigen Arbeiter gebe ich dreifach.“

„Und glauben Sie etwa, daß der ruht, dem die Seelen einer Gemeinde anvertraut sind?“ fragte Schwanthal, und seine dunkeln, ernsten Augen hatten einen wunderbar geistigen Ausdruck.

„O das ist eine ganz andere Sache!“ meinte Mary, „das ist Seelenpflege ....“

„Und Sie meinen, Ihnen sei nicht Seelenpflege anvertraut?“ fragte Schwanthal verwundert.

„Wenigstens nicht in solcher Ausdehnung,“ erwiederte Mary rasch und sich entschuldigend; „das kann ich nicht glauben, dazu hätte gewiß der liebe Gott nicht mir dieses Kind anvertraut, da Er ja weiß, daß ich davon nichts verstehe.“

„Tante,“ sagte Lilly zärtlich, „das hat Er gewiß gethan, um dich und mich in Seine Pflege zu nehmen!“

Mary schwieg; Schotten aber sah mit innig heiterem Blick zu den Beiden hinüber, die in so verschiedener Weise

sich ergreifen ließen. Phalander hatte sich, nachdem er eine Zeit lang unruhig auf und nieder gegangen war und zuweilen seiner Tochter Winke gegeben hatte, die aber unverstanden geblieben zu sein schienen, da Franziska mit fast unnatürlichem Eifer an ihrer feinen Blumenguirlande fortstickte, endlich am Kamin niedergelassen und wandte der ganzen Gesellschaft den Rücken zu, so daß er den Augen derselben entschwunden war und mit ihm auf eine Weile alle Störungen.

„Wem eine Seele anvertraut ist, der soll sie zum Himmel führen, und wenn er nicht führen kann, soll er mit ihr gehen: das ist immer und allein der Wille Dessen, der uns alle im Himmel um Sich sammeln möchte!" sagte Schwanthal.

„Ich denke schon einer der Apostel sagt: Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen," bemerkte Doktor Bennert bescheiden, „und an einer andern Stelle: Betet ohne Unterlaß! Es muß also eine Vereinigung nicht nur möglich, sondern sogar nothwendig sein, darin hat Fräulein Schotten ganz Recht."

„Das ist je die irdische Aufgabe des Menschen," ergänzte Schwanthal; „aber jeder ziehe nur das in seinen Arbeitskreis, was ihm nicht hinderlich ist, nur so viel als sein Geist tragen und überwältigen kann."

„Das ist's eben, was ich nicht recht für möglich halte, und wohl nie werde zustande zu bringen verstehen," warf Mary ein.

„Nun, Sie wollen Kunst und Wissenschaft in Ihrer Nichte nähren, und das ist schön; aber lassen Sie nicht

jeden Gedanken und jede Zeit davon hingenommen sein, wahren Sie ihr Viertelstunden der Ruhe, die ihr angehören, ihr oder Ihnen, damit auch ein heiligeres Interesse Wurzel fassen und alles andere durchdringen kann. Sie wollen sie durch Lektüre bilden, und das ist schön; aber prüfen Sie mit heiligem Blick den Sinn des zu lesenden Werkes, ob es nicht thörichte, eitle, oder gar frivole Gedanken in die Seele einer jungen Leserin senken kann. Sie suchen edle Vergnügungen, um einen offenen, freien Blick zu bewahren und das Leben ohne Askese zu genießen: thun Sie das; aber das Maaß, auf dem da noch Segen ruhen kann, ist sehr klein! Nicht bloß die großen, rauschenden Belustigungen sind es, die ein junges Gemüth verwirren und befangen machen, die ihm den rechten Maaßstab nehmen: auch die kleinen, einfachen Freuden, in Uebermaaß genossen, verwöhnen die Seele und machen sie reizbar und empfindlich gegen das fordernde Wort des Ernstes. Es ist schon nicht gut viel kleine, auch noch so hübsche Erzählungen zu lesen, die einer leichten Lektüre angehören, denn der Geist wird dadurch weichlich und verlernt tiefere Gedanken zu fassen. — Sie suchen Umgang, und das ist recht: der Mensch ist in die Welt gesetzt, nicht daß er allein sei, sondern daß er Einfluß empfange und ausübe; ein allgemeines Band soll ja die ganze Christenheit umschlingen, die Gemeinschaft jede Seele fesseln und vorwärts tragen, eine Kraft die andere drängen, daß Glied an Glied hingezogen werde zu Dem, von dem alle ausgegangen: das ist die Bestimmung der Gesellschaft, das die Forderung jedes Umgangs."

„Das ist eine viel zu bestimmt gefaßte Forderung," warf Mary ein, „dann käme unser Umgang auf lauter Conventikel heraus!"

„Da müssen wir armen Pariahs wohl lieber gleich in den Kaminpfuhl springen!" ließ Phalanders Stimme sich hinter der Stuhllehne vernehmen. „Ja, ja, Fräulein Schotten, vor dem Doktor Phalander hüten Sie sich, der übt Einfluß wie eine schwarze Kohle."

„Doch kann man Kohlen die erkaltet sind wieder entzünden," sagte Schwanthal lächelnd, „und Kohlen die noch schwärzen sind weich und empfänglich!"

„Der tausend! Pastor! haben Sie denn noch eine Hoffnung für mich?" rief Phalander, indem er aufsprang; „Halten Sie mich für einen Menschen, der ...."

„— Gewonnen werden kann?" ergänzte Pastor Schwanthal. „Ja, Doktor Phalander, Sie zuerst werden davon Rechenschaft geben können, welcher Segen in einem Umgange liegt, der uns an Erkenntniß und an Lebensweisheit überragt. Sie sind weise gewesen, ohne es zu ahnen: ein noch nicht verlornes Etwas in Ihnen hat der Anziehungskraft einer Gesellschaft nicht widerstehen können, die doch nur durch Glaubenstreue das ist, was sie ist, und Sie angezogen und festgehalten hat — und was Sie jetzt unbewußt ehren, werde Sie einst lieben."

„O ho!" lachte der Doktor verlegen, eine Abwehr suchend; „Warum sind die Menschen so fatal liebenswürdig? All ihren Himmelskram hätte ich ihnen gern erlassen!"

Schwanthal lächelte, als Phalander jetzt neben seinem Stuhle stand. „Und doch können Sie, hoffe ich, ihn nicht

mehr lassen," sagte er, „er ist Ihnen wichtig und hochnöthig geworden; unter andersdenkenden Menschen würden Sie gerade das vermissen, was Ihnen jetzt so werthlos erscheint!"

„Vom Pastor muß man sich viel Dinge sagen lassen," antwortete Phalander vergnügt und begann wieder seine Zimmerpromenade. „Wenn's auch nichts hilft, so schadet es doch nichts."

„Das kommt denn drauf hinaus, daß die schlechten Christen, wie wir," sagte Mary, „immer nur mit guten Christen verkehren, und die guten Christen nur schlechte Christen suchen sollen. Ist das so, Pastor?"

„Nicht ganz so," antwortete Schwanthal: „es giebt Verhältnisse, wo man mit Allen verkehren muß; aber wenn es ganz von unsrer freien Wahl abhängt, so würde ich jedem, der es ernst meint, rathen, nicht auf die Sicherheit seines Christenthums zu bauen und sich in eine Gefahr zu begeben, die es langsam und unmerklich untergraben könnte. Fühle ich aber und bin gewiß, daß ich in jenen Häusern meinen gereiften Einfluß nur dazu anwenden werde, sie, die meine Freunde und Gottes Feinde sind, dem HErrn zu nähern, daß ich mein Ziel nicht aus dem Auge verliere und nicht selbst von ihrem Trouble fortgerissen werde, daß sie nicht verderblichen Einfluß auf mich gewinnen und meinen Glauben körnerweise davon tragen: bin ich dessen gewiß, dann mag ich wohl versuchen, ob ich vielleicht durch meinen Umgang Gutes dort stiften kann. Wo aber diese Gewißheit fehlt, da hüte man sich: und kann man daselbst den Umgang nicht vermeiden, so

nehme man wenigstens nicht an dem bunten Treiben Theil, in welchem alles Edlere untergeht, sondern halte sich an die einsamen Stunden des Hauses, wo die Personen einem bessern Geiste zugänglich sind."

Mary seufzete tief auf, als hätte sie einen Felsen durchgraben. „Aber wenn ich nun viele solcher Häuser habe und in diesen sich zuweilen Gelegenheit zu einem kleinen Vergnügen für ein lebensfrohes junges Mädchen findet," sagte sie, „was kann ich dann dabei thun? Sollen wir in unsern Zellen sitzen bleiben? oder soll ein sechzehnjähriges Mädchen ernst wie eine Trappistin unter fröhlich lachenden Altersgenossinnen umherwandeln?"

„Ich kenne Ihren Umgang nicht," antwortete Schwanthal. „Sind es Häuser voll Unglaubens oder Leichtsinns in Dingen des Glaubens, dann würde ich Sie unbedingt bitten, das verletzbare Heiligthum einer jungen Seele nicht solchen Versuchungen auszusetzen. — Wie gering auch das Wort erscheint, so bedenken Sie doch, daß Worte oft genug Seelen gewinnen und stürzen!"

„Das ist nun wieder ein Punkt, der mir sehr anstößig unter denen ist, die sich für fromm halten," sagte Mary, glücklich ihr ganzes Register von Erfahrungen einmal ausbreiten zu können. „Unglaube! Unglaube! damit werfen sie wie mit einem Spielball umher, diese sogenannten Gläubigen, und wen sie damit an der Stirne zeichnen, der muß ohne Glauben sein! Das ist doch eine entsetzliche Anmaßung! Wer von uns ist denn so herzenskundig, daß er's gleich herausfühlen und sagen kann: der ist für die Hölle und der für den Himmel?"

„Niemand auf der ganzen weiten Erde!" sagte Schwanthal mit fester Stimme.

Mary stutzte. „Heißt denn das aber nicht urtheilen, wenn ich sage: Du bist ein Gläubiger und Du bist ein Ungläubiger? Heißt das nicht verdammen, wenn jene sprechen: Wir Gläubige! und natürlich: Ihr Nichtgläubige! Sind sie eine geschlossene Macht? Und sind sie nicht härter, liebloser und hochmüthiger als die, welche sie verachten?"

Schwanthal lächelte über Mary's Eifer; Lilly sah erschrocken die Tante an, die sie noch nie so lebhaft über religiöse Dinge hatte sprechen hören; Phalander rieb sich die Hände und nickte wiederholt stummen Beifall. Es kostete Schotten Mühe zu schweigen, aber der Angegriffene konnte sich ja am allerbesten selbst vertheidigen.

„Glauben Sie, daß es einen Unterschied gibt zwischen Glauben und Nichtglauben?" fragte Schwanthal.

„Sonderbare Frage! Reden und Nichtreden sind doch nicht Eins!"

„Gewiß nicht. Wenn einer nun sagt: Ich glaube von dem allen nichts und will davon nichts wissen, — wer hat ihn dann einen Nichtgläubigen genannt? Ich meine, nur er selbst; und wie er sich nennt, so nennen wir ihn."

„Das thun sie aber nicht immer," fiel Mary ein, „die meisten sprechen gar nicht davon!"

„Dann spricht ihr Leben für sie, denn das Leben trägt den Stempel der Ueberzeugung, oder soll ihn wenigstens tragen. Nach seinem Leben richtet man auch den Christen."

„Es ist aber die Aufgabe der Gläubigen, Seelen zu gewinnen, wie Sie sagten," warf Mary ein; „das werden

sie jedoch nie, wenn sie sich hochmüthig abschließen mit jenem: Wir Gläubige! das jeden Verdacht fern hält, als könnte je dies fürstliche Geblüt mit jener Klasse der Verdammten Gemeinschaft machen!"

„Aber Tante," sagte Schotten erstaunt, „das hast du in unsern Kreisen nicht gehört, sollte das vielleicht schon..."

„— Hier gewonnen sein!" gab Mary zu. Schotten schwieg.

„Es ist übel wenn man denen, die dem HErrn dienen wollen, Hochmuth gegen ihre Mitknechte vorwerfen kann," sagte Schwanthal betrübt: „da liegt es so nahe zu fürchten, daß der HErr nun auch die ganze Schuld von ihnen fordern werde."

„Nicht wahr?" rief Mary.

„Wir Gläubige," fuhr Schwanthal fort, „kann immer gemißdeutet werden, denn obschon es auch seine Berechtigung hat, so fassen die andern dieselbe doch nicht; aber: die Gläubigen, das muß überall gesagt werden, wo es Ungläubige giebt."

„Worin könnte aber eine Berechtigung für die Vermessenheit liegen zu sagen: Ich bin ein Gläubiger?" fragte Mary.

„Sollte das Vermessenheit sein," wenn ich sage: Ich weiß und glaube ganz gewiß, daß mein Heiland mich erlöst, erworben und gewonnen hat? Ich weiß, daß ich der Erbe und Reichsgenosse meines Herrn Christi bin, denn Er hat mich frei gemacht von allen meinen Sünden! Darf ich das nicht sagen, wenn ich es glaube?"

„Die Gläubigen meinen aber wirklich frei von allen

Sünden zu sein und desto greller fallen nur ihre großen Fehler und Schwächen und Irrthümer in's Auge — das ist eben das, was man angreift!" erwiederte Mary.

„Ja, das ist eben der große Irrthum jener Feinde, die so gern die Steine zusammentragen, wenn einer, der vom Glauben spricht, gesteinigt werden soll. Das wäre Vermessenheit, die ihn in den Tod brächte, wenn der, welcher sich der Erlösung rühmt, sagen wollte: Ich sündige nicht mehr! — Haben Sie das aber je gehört? Ist Jemand hier, der bezeugen kann, es von einem wirklich Gläubigen gehört zu haben?"

Mary schwieg; Phalander aber meinte, das sei ja doch einerlei.

„Es giebt freilich viele Menschen in der Welt, die es mit dem Wort nicht so genau nehmen," sagte Schwanthal. „Denken Sie nur an die, welche von dem HErrn bezeugten: Er hat gesagt, diesen Tempel, der von Händen gemacht ist, wolle Er zerbrechen und in dreien Tagen wieder aufbauen — das war ein Zeugniß, das es mit dem Worte nicht genau nahm, ein falsches Zeugniß gegen den HErrn. Und so geht es seinen Dienern auch. Ihre Worte werden falsch wiederholt und falsch gedeutet, es wird falsch Zeugniß wider sie abgelegt!"

„Aber was soll denn das heißen," fragte Mary schüchterner, „wenn sie sagen, sie seien frei von ihren Sünden? Das heißt ja, daß sie nicht mehr sündigten."

„So lange der Christ auf der Erde lebt, wird die Sünde in ihm wohnen," sagte Schwanthal tief ernst, „und er wird oft unterliegen, sie wird noch viel Raum in

seinem Herzen finden, wenn sie auch in seinen Handlungen beschränkt wird. Aber — es giebt dennoch einen Unterschied: — der Christ kämpft und ringt mit ihr bis zum letzten Athemzuge, er ruft den HErrn zu Hülfe, er will sich nicht unterjochen lassen, er möchte ihr widerstehen und mit der Kraft seines HErrn gelingt es ihm auch oft, viel öfter als denen, die diese Kraft nicht gebrauchen. Aber frei und erlöst von seinen Sünden ist er vielmehr in einem andern Sinne: denn wenn er der Sünde nicht dienen, sondern ein Kind des HErrn sein will, so nimmt der HErr seine Schuld auf sich und sühnt sie und rechnet sie ihm nicht an — das heißt: und Er erlöset Israel aus allen seinen Sünden! Gestatten Sie es jetzt, daß der, welcher an Christum den Versöhner glaubt, sich seines Glaubens freuen und sprechen kann: ich bin frei von allen Sünden? Liegt darin eine Vermessenheit, wenn er von keinem einzigen Verdienst auf seiner Seite, sondern von lauter empfangener Gnade redet?"

„Es ist doch nicht recht, dies: Wir Gläubige!" meinte Mary, die nie rasch zu überzeugen war: „es wird nun einmal mißverstanden; viel eher will ich das: Die Gläubigen zugeben, das mich nicht in dem Grade verletzt."

„Immer aber fühlen Sie sich doch auch dadurch schon verletzt," sagte Schwanthal; „ich glaube indeß, der Grund liegt nur in dem eigenen Gewissen der Verletzten, das einen Stachel darin fühlt."

„Aber geben Sie denn gar nicht zu, daß diese sogenannten Gläubigen, von denen Sie selbst sagten daß sie noch immer fort sündigten, auch Unrecht haben können?" fragte Mary.

„O gewiß," erwiederte Schwanthal, „sie fehlen tausendfach, am allermeisten durch Hochmuth. Sie fehlen oft indem sie den Schein nicht meiden, denn weil sie freier in ihrem Gewissen sind, legen sie nicht genug Gewicht darauf, daß übel über sie geurtheilt wird; sie fehlen durch hartes und scharfes Urtheilen, und das unendlich schwer, weil es gegen die Liebe ist — und sind so schuld daran, wenn die gute Sache verkannt, entstellt und verlästert wird."

„Und dann giebt es auch welche, die man nicht ansehen kann, ohne sie der Heuchelei zu beschuldigen," sagte Mary; „und im Grunde glaube ich, daß in all dem äußerlichen Formenwesen viel Heuchelei ist. Ich bin sehr ehrlich, Pastor — ich habe nun auch Alles gesagt, was ich denke."

„Das freut mich," antwortete Schwanthal, „Beides — daß Sie offen sind und daß es nun Alles ist. Vergessen Sie aber nicht, daß es meistens eben die Nachkommen der Verkläger des HErrn, die es mit den Worten nicht so genau nehmen und, ohne mehr Herzenskündiger zu sein als die, von denen Sie es bezweifelten, hart und unbarmherzig alles Recht Andersdenkender darauf, daß man sie für aufrichtig halte, verhöhnen — daß die es meistens sind, die Seine Diener vor ihr Gericht ziehen. Gewöhnlich sind es dieselben, die ohne Bedenken falsche Gerüchte über die Gläubigen verbreiten und dadurch ihren Namen verunglimpfen, ihren Ruf beflecken, ihnen die Ehre nehmen, die auch am meisten von ihrem harten Urtheil sprechen!"

„O, lieber Pastor, Sie reden da von Ausnahmen, als von der Regel!"

„Ausnahmen? Nein, es ist das die allgemeine Regel.

Sucht nicht die Welt täglich mit ihrer Zunge den Christen zu schaden so viel sie irgend vermag?"

„Es ist doch aber auch gewiß," sagte Mary, „daß die sogenannten Christen oft recht schroffe, eckige, unliebenswürdige Menschen sind, während es unter den Andern liebenswürdige Naturen giebt, die viel mehr Tugenden besitzen als jene — wie soll man sich das erklären?"

„Indem Sie," antwortete Schwanthal, „von liebenswürdigen Naturen sprechen, deuten Sie selbst unbewußt schon auf die Erklärung hin. Es ist das Gebiet der natürlichen Anlagen, das in dieser Beziehung tausendfache Veranlassung zu falscher Beurtheilung giebt!"

Mary horchte hoch auf. Das war ein neues Kapitel, in das sie noch nicht eingeweiht war. „Natürliche Anlagen — nun, desto ungekünstelter!" dachte sie — „liebenswürdig bleiben sie doch immer."

„Sie sprachen von Tugenden und Liebenswürdigkeit," fuhr Schwanthal fort: „der Christ kennt nur eine Tugend, das ist die, seinem HErrn mit aufrichtiger Seele zu dienen. Eine Tugend die nicht aus dem Glauben an die Gnade Gottes in Christo, aus dankbarer Liebe zu Ihm entspringt, ist keine, ist nur der Schatten einer Tugend; eine Liebenswürdigkeit die an mir hängt wie die Blätter am Baum, die ich mit auf die Welt gebracht habe, die zu meiner Organisation gehört, kann mich wohl schmücken, aber sie ist kein Ertrag meines Seelenlebens, ich habe in ihr noch keine Frucht aufzuweisen."

„Das begreife ich nicht," sagte Mary: „wenn ich gut bin, so soll das kein Verdienst für mich sein?"

„Tante Mary," rief Schotten, „war es dein Verdienst daß du mit einem hübschen Gesicht auf die Welt kamst, daß du so schöne Talente besaßest daß du in vielem eine Meisterin wurdest?"

„Gewiß nicht, guter Neffe; aber was willst du mit solchen Aeußerlichkeiten?"

„Talente sind keine Aeußerlichkeit, Tante Mary. Aber das ist vielleicht dein Verdienst gewesen, daß du so eifrig beim Unterrichte warst, daß du nie ungeduldig beim Wiederholen wurdest, wie deine Schwestern, daß du so klar wiedergeben konntest was du meintest, daß du ruhig ausharrtest bis du dein Ziel erreicht?"

Mary sah ihn erstaunt an. Wenn er es nicht als Verdienst anerkennen wollte, wie sollte sie es selbst thun? So wenig Anerkennung war ihr noch nie zu Theil geworden. „Ich bin eine eifrige und geduldige Natur," sagte sie endlich: „mir wird das leicht, was Andern schwer fällt; träge sowohl wie ungeduldig zu sein, wäre ein Zwang für mich."

Schotten lächelte.

„Wenn es dir so leicht wird, Tante, so ist doch das Verdienst nicht groß, wenn es überhaupt ein's ist."

„Nun, bei mir mag es immerhin kein Verdienst sein, weil es mir so leicht wird," sagte Mary treuherzig; „aber wenn meine Cousine Emma Tornau ihre ganze ungeheure Heftigkeit ablegte, um in ihrer Ehe glücklicher zu werden und ihren Kindern kein schlechtes Beispiel zu geben, so ist das doch wohl Verdienst? Die hat eine Willenskraft, daß ich ihr nicht Unrecht geben kann, wenn sie behauptet sie brauche keinen Mittler und Versöhner, denn gut machen

könne sie sich selbst. Es klingt unbescheiden, aber es ist so: sie bringt es von selbst dahin alle Fehler abzulegen."

„Nur nicht den Fehler der Selbstüberhebung und des Unglaubens!" sagte Schotten.

„Es ist doch wahr, die Christen sind ungerechte Menschen!" rief Tante Mary gereizt, „sie sind eifersüchtig auf alles, was die Andern können, weil sie durchaus meinen, einen Vorrang haben zu müssen!"

Phalander lehnte mit gekreuzten Armen an einem Gueridon, dessen glänzender Candelabre wie eine gezackte Krone über sein Haupt hervorragte. Mary's Ausruf des Unmuths gab seinem Blicke in diesem Augenblicke etwas Triumphirendes; „Sie sind ungerecht und wollen doch Christen sein!" hörte man fast aus seinem Gesichte heraus, über das sich ein spöttisches Lächeln verbreitet hatte.

„In den Werken des Schöpfers ist überall Ordnung," sagte Schwanthal freundlich, „sollten wir nicht auch diesen Gesetzen Seiner Welt nachgehen?"

„Mit Gelehrsamkeit denken die Herren Alles zu übertünchen," fiel Mary ein, „und uns Frauen gegenüber gelingt es ihnen auch gewöhnlich; aber ...."

Ein finstrer Zug ging über Schottens Gesicht, den die Tante wohl verstand; es lag darin ein tiefes Verletztsein an der Stelle des Pastors, ja eine Entrüstung gegen so schmachvolles Mißtrauen. „— Aber lassen Sie doch hören," fügte sie deshalb schnell mit versöhnendem Scherze hinzu, „vielleicht sind wir nicht ganz so blind und können die Sache durchschauen!"

„Wenn ich das nicht hoffte," sagte Schwanthal, „so

würde ich nicht davon reden," und fuhr dann fort: „Wie Erde und Himmel, so giebt es natürliche Gaben und himmlische Gaben, dem Menschen verliehen; doch der Keim, den der Geist Gottes bei der Taufe in uns gelegt hat und der sich kräftig entwickeln soll, kann auch die natürlichen Gaben allmälich durchdringen und verklären, und wenn er wächst so wachsen sie dann gewiß mit in das reinere Sonnenlicht der Nähe Gottes hinein, — denn Alles, worin der Geist Gottes wirkt, geht der Seligkeit entgegen! Aber die natürlichen Gaben können auch von den himmlischen getrennt bleiben, wenn sie sich von denselben nicht wollen emporheben lassen, es kann sich auf diese Weise eine unübersteigliche Kluft zwischen beiden bilden — die natürlichen Gaben können ewig von Gott fern bleiben!"

„Das ist mir ein Räthsel!" murmelte Mary.

„Freilich, es scheint so," sagte Schwanthal; „denn Gabe ist Gnade, und je reichere Gnade, desto schneller müsse der dem sie verliehen gewonnen werden, sollte man meinen. Und das würde bei einer heiligen Natur auch der Fall sein; aber die von Sünde durchdrungene strebt einzig nach dem: eritis sicut Deus! und je mehr sie empfangen hat, desto näher glaubt sie diesem Ziel ihrer Hoffahrt zu sein!"

„Können Sie das beweisen?" fragte Mary.

„Der älteste Beweis führte uns bis an das Paradies zurück," sagte Schwanthal; „aber wir wollen in der Gegenwart bleiben. Schönheit ist eine wunderliebliche, eine tief bedeutungsvolle Gabe, da sie so recht auf das Reich Gottes hinweist, den ungetrübten Gedanken Gottes darstellt. Wie viel Ursache zum heißesten Danke hat also nicht der, wel-

chem sie verliehen ist! Und doch wird gerade sie so oft von unheiligem Sinn entstellt, gibt gerade sie schnöder Vermessenheit Nahrung, streift sie alles Herrliche das in ihr liegt ab und stempelt sich selbst zu einer Naturgabe, die nichts mit dem HErrn zu thun haben will. — Talent, genialer Geist, die mit raschem Fassungsvermögen mehr als Andere ahnen und genießen können von den Wundern hier und dort, die den Geheimnissen des höhern Lebens so nahe stehn; Phantasie von den Flügeln einer himmlischen Kraft getragen; Poesie, in der sich die tiefsten Wahrheiten offenbaren — sind wohl köstlichere Gaben zu finden? können Menschen mehr Anlaß empfangen, als durch sie, Gottes Gnade zu rühmen und seine Barmherzigkeit zu preisen, die sie mit solchem Ehrenkleide angethan hat? Und doch war es gerade ein Schiller, der Ihn nicht finden, ein Goethe, der Ihn nicht über sich dulden konnte, ein Voltaire, der sich frech neben Ihn stellte. — Es ist eine wunderbare Gabe, eine starke Willenskraft zu besitzen, oder ein sanftes, weiches, theilnehmendes Gemüth zu haben, immer heiter und gefällig im Umgange zu sein, die Leiden Anderer mitempfinden zu können, eine Lebendigkeit des Gefühls und eine Frische des Gemüthes zu bewahren, die Andere erquickt — und doch finden wir gerade unter den also Begabten jene Helden, die nur ihre eigne Kraft anstaunen und in derselben vom HErrn sich abwenden, oder in ihrer natürlichen Liebenswürdigkeit, in der moralischen Haltung, zu der ihre Natur sie hintreibt, Veranlassung zu einem angenehmen Cultus ihres eignen Ichs finden und sich lossagen von dem Verdienst Christi und der

Erlösung durch dasselbe. Nicht die Christen allein stehen also in Gefahr des Hochmuths, sondern auch die Nichtchristen, und bei diesen ist derselbe meistens ein viel vermessenerer und unedlerer als bei jenen."

„Wenn es so große Gefahr mit den schönsten Gaben hat," sagte Mary nachdenklich, „dann ist es keine Gnade, daß Gott sie giebt!"

„Wollen Sie sagen, daß, weil Judas den HErrn verrieth, es nicht Gnade des HErrn war, die ihn so hoch gehoben hatte?"

„Aber ich würde wenigstens durch Strenge die Gefahren der Versuchung verringern," sagte Mary; „sehen wir etwa daß das geschieht?"

„Gewiß, das thut auch der HErr: wo Er Gnade gibt, läßt Er es an Strenge und scharfem Ernst nicht fehlen; wir Fernstehenden hören es nur nicht immer, wie Er zu den Herzen jener Reichbegabten spricht, wir wissen nicht, wie Er sie faßt von außen und von innen. Und vielleicht hätte oft dasselbe Maaß von Strenge, das einen solchen Reichbegabten nicht zur Umkehr bringt, jedem Aermeren seine Mängel und Fehler und oft wiederkehrende Sünde längst klar zum Bewußtsein gebracht, ihn lange schon so erschreckt, daß er weinend den Erlöser angefleht hätte ihn Verstoßenen zu Gnaden zu bringen, ihn, das zerbrochene Rohr, wieder aufzurichten; aber dort ist der Widerstand zu stark. Der HErr weiß natürlich auch voraus, daß sehr viele von denen, die Er reich begabte, Ihm nie angehören, daß sie der Verstockung anheimfallen werden wie Pharao; aber Er ist die Liebe, und daher kann Er auch diejenigen Sei-

ner Geschöpfe, die sich einem andern Herrn zuwenden, nicht leer ausgehen lassen, Er muß Seine Liebe auch an ihnen üben, ja an ihnen dreifach, damit sie nicht sagen können: Er hat uns versäumt und deshalb sind wir abgefallen!— damit sie, die einst ewig unselig sein werden, wenigstens hier auf Erden etwas von Seiner lieblichen Nähe gewahr werden."

„Aber wie furchtbar, wenn sie gerade dadurch verloren gehen sollten!" sagte Mary.

„Das braucht," erwiederte Schwanthal, „eben so wenig der Fall zu sein, als daß die Armen immer in das Himmelreich kommen. Abraham, die Weisen des Morgenlandes, Joseph von Arimathia und Nikodemus waren auch reich an weltlichen Gaben. Und dann sind es ja nicht die Reichen allein, die vielen Gefahren ausgesetzt sind; auch die Armen, die Unliebenswürdigen, die Talent- und Geistlosen, die Häßlichen, sie Alle haben gefährliche Klippen zu umgehen. Aber wenn der Unliebenswürdige mit seinen Schroffheiten, seinem leicht verletzenden, harten und lieblos scheinenden Wesen, seinem unbeugsamen Charakter ringt, wenn er in dem Gefühle, daß er ganz besonders der Erlösung bedarf, aus Liebe zu seinem Erlöser seine Miterlösten lieben lernt, wenn er sein heftiges, mißmuthiges Gemüth zu zähmen, milder und weicher zu werden sucht: so wird, selbst wenn es ihm nur ganz unvollkommen gelingt, diese Zucht um Christi willen: die er täglich an sich übt, von dem HErrn nicht unbemerkt bleiben und mit freundlicher Liebe angenommen werden; etwa wie ein Vater die Arbeit der kleinen Hände seines Kindes, so unvollkommen,

so armselig, so häßlich sie auch sein mag, so daß er gar keinen Gebrauch davon machen kann, doch freundlich annimmt und aufbewahrt, als ein theures Zeichen von der Liebe des Kindes zu ihm."

„Aber wenn nun der Unliebenswürdige als Christ ganz unverändert bleibt?" fragte Mary.

„Ganz?" wiederholte Schwanthal, „nein, das ist nicht möglich! Wenn das Christenthum den natürlichen Menschen ganz unverändert läßt, dann ist es kein wahres Christenthum, was er hat."

„Ist das nicht eine etwas übertriebene Behauptung?" fragte Mary mit einer Miene, als hätte sie viele Beispiele dagegen aufzuweisen.

„Nein, das nicht!" antwortete Schwanthal fest; „aber übertrieben sind freilich oft die Forderungen, die man an Solche stellt, welche sich ernstlich dem Christenthum zugewendet haben. Wie voreilig wird oft schon nach ganz oberflächlicher Beobachtung, nach einigen wenigen Erscheinungen auf ihre ganze Herzensstellung geschlossen und ein hartes Urtheil über sie gefällt. Ein solcher Mensch kann ja immer noch einmal hart und scharf sein, verwunden: wenn nur nachher ein bereuendes Herz sich in ihm kund gibt, wenn es ihn nur drängt es wieder gut zu machen und die Abbitte nicht wie früher mit kaltem Blute geschieht; er kann noch eben so höflich, so verbindlich, so zuvorkommend und gewinnend sein, wie vorher: wenn er es jetzt nur nicht mehr ist um sich zu dienen, um das Lob der Liebenswürdigkeit zu erndten, sondern weil er in Andern seine Miterlösten liebt. Die Oberfläche kann bei ihm fast

unverändert geblieben sein, wenn nur seine Herzensstellung eine andere geworden ist.“

„Wie können wir aber eine veränderte Herzensstellung erkennen, wenn wir denselben Menschen vor uns sehen, den wir bisher kannten?“

„Sie offenbart sich freilich oft zuerst nur den nächsten Freunden, und oft diesen sogar vollständig nur in traulichen Stunden, wo das Herz überfließt, Fernerstehenden aber nur in ganz kleinen Zügen, die indeß doch dem scheinbar Unveränderten schon manches geben, was auf eine veränderte Temperatur seines Herzens schließen läßt, auf einen Frühling, der in demselben angebrochen ist. Es weht leise ein neues Leben durch seine Worte, die zwar im Ganzen noch dieselben sind wie früher, aber doch einen andern Ausdruck bekommen haben. Diese geringste, erst nur leise abzufühlende Veränderung an dem Christen geht aber mit der Zeit in eine ganz andere, viel hervortretendere über. —“

Alles schwieg. Mary sah im Geiste in dem kleinen Kreise umher. Wie liebenswürdig waren alle ernsteren Christen in demselben und wie viel wünschenswerther — sie mußte es sich gestehen — erschien es ihr, zu diesen gezählt, als für eine Genossin Phalanders und seiner Tochter gehalten zu werden. — Lilly hatte schon lange nicht mehr gearbeitet: sie lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit dem Gespräch, und oft standen Thränen in ihren Augen. — Franziska war bei ihrer Arbeit emsiger als je; in ihrem gesenkten Gesichte war nicht zu erkennen, welchen Eindruck das Gespräch auf sie gemacht hatte.

„Wir haben einen harten Kampf durchgefochten,

Pastor," sagte Mary endlich, indem sie Schwanthal die Hand hinreichte; „aber glauben Sie nicht, daß es aus Feindschaft geschah: es lag mir vielmehr daran, besiegt zu werden, und damit alle die Einwürfe fallen zu sehen, die ich unter den Menschen gesammelt hatte. Ich danke Ihnen! Frühling kann es bei mir nicht so schnell werden: ich habe eine harte, schwerfällige Natur; aber glauben Sie es mir: ich freue mich jetzt ordentlich darüber, daß ich zu den Unliebenswürdigen gehöre und daß es mir deshalb nicht leicht werden wird mich zu ändern. Denn wenn ich auch nicht träge oder zornig bin, so bin ich doch nur eifrig durch Anlage und geduldig durch die Zähigkeit meines Wesens, und das zu überwinden ist nicht leicht."

„So führen Sie den Kampf fort unter Gottes Beistand," sagte Schwanthal; „aber glauben Sie nicht, daß man bei diesem Kriege mit der Unliebenswürdigkeit nicht auch in Selbstüberhebung fallen könne — sehen Sie nach beiden Seiten: es sind Klippen überall!"

„So wäre es ja fast unmöglich, ein rechter Christ zu sein!" rief Mary aus.

„Für den, der auf seine Kraft baut, ganz unmöglich; wer aber nur dem HErrn stille hält, Ihn an seinem Herzen arbeiten läßt und Ihm glaubt, daß er erlöst sein soll — für den ist es nicht schwer."

Mitternacht war vorüber als die Gäste sich entfernt hatten. Die herabgebrannten Lichter erhellten nur noch matt das einsam gewordene Zimmer, in welchem die großen Lehnstühle verschoben um den gedeckten Tisch umher-

standen, der nur noch die halbgeleerte Krystallvase mit Früchten trug. Lilly sah am Kamin gedankenvoll in die ausglimmenden Kohlen. „Tante," sagte sie nach einiger Zeit, indem sie in die Thür des Nebenzimmers trat, wo Mary sich zur Nachtruhe bereitete, „Tante, ich bin doch sechzehn Jahr ...."

„Ja, Lilly — wie kömmst du darauf?" erwiederte die Angeredete.

„Ich denke daß ich confirmirt werden muß!"

„Das ist noch zu früh, Lilly; überdies wäre es zu spät, jetzt erst einzutreten — wir müssen es bis zum nächsten Jahre lassen: dann wirst du auch gereifter sein."

Lilly holte tief Athem. „Ich will doch den Pastor fragen, ob ich nicht wenigstens die Vorbereitungsstunden mit besuchen könnte."

„Du wirst keine Zeit dazu haben, Lilly: du mußt jetzt ernstlich für's Examen arbeiten."

„Liebe Tante," sagte Lilly sehr weich, „sollte ich dazu keine Zeit haben? —"

Zu jeder andern Zeit hätte Tante Mary an ihrer Meinung festgehalten; jetzt schwieg sie. „Geh zu Bette, Lilly," sagte sie endlich und küßte das Mädchen, wie sie alle Abende that; aber es wehte heute etwas Besonderes durch dieses Liebeszeichen und das „Gute Nacht, mein Kind!", welches ihm nachfolgte, hindurch — das fühlte Lilly.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Ueber den großen Platz vor dem Palais war ein heller Sonnenschein ausgegossen und nach allen Seiten hin erscholl hier der Jubel einer vergnügungshungrigen Menge aus den bretternen Gebäuden, die ihn jetzt bedeckten, etwa als wollten die Töne einer ungeheuern Drehorgel, wiewohl dazu bestimmt eine Harmonie zu bilden, doch nicht zu einer solchen sich zusammenfinden. Denn unter der Nothwendigkeit, unter welcher hier Hunderte, deren musikalische Leistungen sich nie über widerliche Schnarrtöne erhoben hatten, ihre Kehlen anstrengten, brach sogar auch mancher Wohllaut mit einem schneidenden Mißtone ab. Schon allein die Aufgabe: „Jetzt fasse alle deine Fähigkeit für Freude und Lust zusammen; nur acht Tage lang liegen sie vor dir, stürze dich hinein! Heute und morgen nur noch dauert das Lustgewirr, und dann kommen die langen, trostlosen Fastenwochen mit ihren bleichen Wangen!“ — schon diese Aufgabe allein vermag ja alle wahre Freude zu zerstören. — Unter bunten Bretterdächern mit rohen Dekorationen dreheten sich hier Boot- und Schlitten- und Reit-Partieen im wilden Carroussel wirbelnd im Kreise herum; schwenkten sich dort in tollem Tanze ausgelassene Paare in fremden Costümen umher, mit lautem Jubel, der wie ein zündender Stoff unter die gaffende Menge fiel; stand da wieder ein langhaariger Alter, dessen schneeweißer künstlicher Bart und enorme Perrücke von gleicher Farbe

kaum einen Ausweg für Augen und Nase übrig ließen, ein sonderbarer Bajazzo nationaler Art, und sammelte mit platt-komischen Vorträgen mit lauter, schnarrender Stimme ein Publicum, das er von seinem Budenkatheder aus in hinreißender Weise belustigte. — Aber vom fernsten Ende her pfeift plötzlich eine Lokomotive; wirbelnder Dampf fliegt in schwarzen Säulen empor; man glaubt ein neues Maschinenwunder sei zu sehen; Haufen von Menschen drängen sich hinzu und — gellend lacht das eiserne Ungeheuer die getäuschte Menge aus, nur der Marktschreier für eine Bude voll wilder oder fremder Thiere, der die Zuschauer herbeilocken soll.

An den Stirnen der breiten Holzbuden, die ihre ausländischen Geheimnisse wohl verborgen halten und nur für blanke, klingende Bitten sich öffnen, hängen wie mächtige Binden enorme Schilder. Hier lockt Julie Pastrana im goldgeränderten Balletkleide, dort die thierbändigende Jungfrau, welche junge Tiger in ihren Armen hält und mit dem Löwen vertraulich thut; da wirkt der Zauber einer Theater-Entrée auf ein kunstwitterndes Publikum, hier reizen die Wunder einer Menagerie den Wissensdurst. Stolz aber, wie zwei mächtige Burgen der Volkslust, erheben sich im Vordergrunde die gewaltigen Eisberge von Holz, deren glattgefrorne Schienen an einander vorübergehen. In beiden Bahnen zugleich sausen von den hohen Thürmen herab die kleinen Schlitten mit den bärtigen Inhabern pfeilschnell und unaufhaltsam bis zu den Stufen des Nachbars, der diese Abgesandten seines vis-à-vis aufnimmt, um sie mit der Botschaft einer glücklichen Ankunft

wieder hinüberzusenden. Und rings um diese Bretterstadt herum bildet ein langer Zug von Equipagen, aus denen Tausende von Augen, welche einem gebildetern Publikum angehören, mit lächelnder Hoheit auf das Gewühl hinabblicken, einen weiten Kreis, in den immer wieder neuhinzukommende sich eindrängen und die wegfahrenden ersetzen.

So sah es auf dem Platze aus, den einerseits das Palais mit seinen hochragenden Statuen und seinen stillen Boulevards überschaut, andrerseits ein ungeheures Gebäude mit weitgreifenden Aermen, der Palast des Generalstabs, in anmuthigem Halbkreise begränzt.

An einer der stattlichsten Equipagen in jener unabsehbaren Wagenreihe, ausgezeichnet durch die wohlbekannten Scharlachlivréen und langgeschirrten Schimmel, wurde eben ein Fenster gesenkt, um einigen lustigen Mädchengesichtern einen Blick auf die großen Begebenheiten des Tages zu gestatten.

„Sieh! sieh!" rief an demselben Therese lachend in den Wagen zurück, „das ist ein prachtvoller Harlequin! Sieh schnell her, Adelheid!"

„Nein, der gefällt mir gar nicht," erwiederte die Angeredete, „alle seine Sprünge sind so burlesk! Aber in die Menagerie ginge ich gar zu gern, ich habe die Löwen nur im Bilderbuch gesehen. — Ach! was ist das, Fräulein Alwine? Das ist doch nicht wirklich? Ein junges Mädchen unter den Thieren?"

„Ja, wirklich, Adelheid!"

„O das arme Mädchen! das wird gewiß zerrissen!"

„Nein, Adelheid: sie hat einen Blick der den Thieren

das Herz bewegt; wenn sie sie ansieht, so müssen sie den Geist ehren, der aus ihren Augen blickt."

„Wirklich —? Geht es ihr mit den Menschen ebenso, Fräulein Alwine?"

„Mit den Tigermenschen vielleicht!" sagte Therese lachend; „man muß sie nach Amerika in die Pflanzungen schicken!"

„Nein, das ist zum Todtlachen!" rief jetzt Irene dazwischen. „Sieh nur, Therese, diesen Menschenaffen! Das ist doch das Schönste von Allem!" Sie fuhren gerade langsam an dem Schilde der bärtigen Ballettänzerin vorüber, wo eine Menge von Schaulustigen in die Bude strömte. „Ach, Fräulein Alwine, können wir nicht halten? Bitte, Fräulein Alwine, lassen Sie uns ein wenig halten, ich komme vor Neugier um — bitte bitte!"

„Nein, Irene, Sie vergessen, daß es eine Volksbelustigung und für gebildete junge Damen nicht passend ist, in dieses Menschengewühl sich zu mischen."

„O sie ist aber gar zu kurios, diese Julie Pastrana! Einmal im Leben dagewesen — und doch sie nur im Bilde gesehen! — Ich will nur wissen ob es wahr ist, ob sie wirklich so aussieht! Schicken Sie nur den Diener hin, — er soll blos hineinsehen — bitte bitte, Fräulein Alwine!"

„Bedenken Sie doch, Irene, daß es ein armes junges Mädchen ist, das so elend und entstellt auf die Welt gekommen; kann es Ihnen denn eine Freude sein, ihre Mißgestalt anzustaunen? Ergreift Sie nicht vielmehr das tiefste Mitleid, wenn Sie daran denken wie viel roher, herzloser Bewunderung sie preisgegeben ist?"

„O Fräulein Alwine, wie kann man so sentimental sein! Sie ist gewiß stolz darauf, daß man Geld zahlt um sie zu sehen. Ich finde es ganz lustig, daß es auch solche Subjecte giebt, die andere Menschen amüsiren!"

„Fräulein Alwine glaubt wirklich, daß solche Wesen Gefühl haben!" sagte Therese lachend.

„Warum sollte sie, wenn sie auch in ihrer äußern Erscheinung halb zum Thiere herabgesunken ist, nicht doch menschlichen Verstand und ein menschliches Herz haben können?"

„Nein, nein," rief Therese, „das glaube ich nimmermehr! Diese mißgeformten Wesen sind gewiß auch geistig anders organisirt als wir. Ihre Denkweise steht gewiß mit ihrem Aeußern in Zusammenhang. Ich glaube sicher, daß schon der Harlequin so lange er in seiner Jacke steckt ein ganz anderes Herz hat, als in einem gewöhnlichen Anzuge."

„Darum mag ich auch weder den Harlequin, noch die Julia Pastrana sehen!" sagte Adelheid, „mir wird ganz unheimlich dabei zu Muthe!"

„Was das für zarte Menschen sind!" rief Irene lachend. „Arme Adelheid, du hast ja dann nur halb so viel Genuß in der Welt, als andere Menschen!"

„Die sensitiven Naturen haben eine viel größere Fähigkeit des Empfindens als wir mit unsern groben Nerven," sagte Therese in belehrendem Tone zu Irenen: „wir genießen alles obenhin, sie aber das Wenige dreimal so stark! — Habe ich das richtig erklärt?" wandte sie sich nach den letzten Worten ironisch an Alwinen.

„Sensitiv in der Wahl des Genusses,“ erwiederte diese, „sollte das Alter, in dem Sie stehen, immer und ausnahmslos sein; nur durch eigne Schuld können Sie diesen Vorzug eingebüßt haben.“

Schon hatte Therese eine spitze Antwort auf der Zunge, da rief es aus einer stattlichen Equipage, die an der äußern Seite der Wagenreihe schnell daherkam und plötzlich anhielt: „Adelheid! Therese!“

„Wohin?“ erwiederte Letztere, die eilig das andere Fenster herunterließ.

„In die Oper! Benefiz von Tamerlik!“

„Nehmt mich mit!“

„Komm herüber!“ antwortete Hermine ironisch lächelnd, wobei ihre Mundwinkel unter den durchsichtigen und mit Steinen durchflochtenen Lockengeweben sich tief herunterzogen.

„Wo seid ihr heute Abend?“

„Im Ballet!“

Therese seufzte schwermüthig.

„Das ist wohl deine Cousine, Hermine?“ fragte drüben im Wagen eine klangvolle Damenstimme.

„Es ist meine Nichte, Gräfin, ein entschiedner Liebling der Directrice,“ antwortete ein sonorer Baß, den Therese augenblicklich erkannte.

„Onkel, ich möchte so gerne mit in's Ballet!“

„In zwei Jahren, mein Kind. — Aber wir kommen zu spät — laß gut sein, Hermine! das Fenster in die Höhe!“ Und fort brausten die Rosse dem großen Theater zu.

„Es ist ja eine Tortur, so in Schritt neben diesem Spektakel hinzufahren!" dominirte eine scharfe Stimme in der zweiten Auflage der scharlachblinkenden Equipagen; „machen Sie das Fenster zu — mein Zahnschmerz ist unerträglich!"

Das Fenster wurde rasch geschlossen, vorher aber noch flog schnell eine kleine Silbermünze in den Hut eines armen Knaben, der bittend hinter der Einfassung des Budenraumes stand.

„Was das wieder für eine kindische Thorheit ist, Helene, diesem Jungen Geld zu geben! Wissen Sie denn nicht, daß er es auf dem nächsten Carroussel verthut?"

„Ich that es ja nur, Fräulein Elvire, um ihm diese Freude zu verschaffen; das arme Kind sah so verzweifelt darüber aus, daß es allein bei der Lust leer ausgehen sollte."

„Diese dumme Barmherzigkeit, einem Taugenichts ein Vergnügen zu machen!" sagte die Klassendame verdrießlich — der Knabe aber saß, als der Wagen kaum einige Schritte weiter gekommen war, bereits jubelnd auf dem nächsten Reitcarroussel und schwenkte dankbar grüßend seinen Hut, als Helene zum Fenster hinaussah.

Zehn Minuten später fuhr an derselben Stelle ein Wagen vorüber, der als „ein Löwe" des vorigen Jahrhunderts gelten konnte. In hochgewölbten Federn schwankend, bot das weite Gebäude eine Fülle von Raum, die in schroffem Gegensatze zur Enge der jetzigen Equipagen eine halbe Hochzeitgesellschaft zu sich einzuladen schien. Dabei legte Alles, bis zu den karmoisinrothen, goldbefranzten Gardinen, die über den weiten Fenstern wogten, Zeug-

niß von einer Zeit ab, wo man mit Eifer und großer Gewissenhaftigkeit aller plastischen Künste sich bediente, um dem Leben ein anmuthiges Kleid zu geben, während auf der andern Seite die steinharten Polster und geraden, überhohen Rücklehnen in schroffem Contrast zu unserer raffinirten Genußkenntniß standen. In frischen Farben prangte ein stolzes, gekröntes Wappen auf dem Schlage, das fast bis in die Fenster des Palais leuchtete; wenigstens zeichnete es sich vor allen übrigen aus. Drinnen aber saßen nur vier Damen, vielleicht weil zwei von ihnen immer mehr Platz einnahmen als einer Person zukömmt, die Mama um ihrer stattlichen Gestalt, die Tochter um ihrer Garderobe willen, die, eben so wie die überflüssigen Gedanken ihres Herzens, sich nicht auf den naturgemäßen Raum beschränken lassen mochte. Hinterher fuhr ein Cabriolet, welches mehr den Forderungen eines Lebens entsprach das in beständiger Fortentwickelung begriffen ist. Zwei Herren von sehr verschiedenem Alter saßen darin.

„„Heda, Minowsky!“‟ rief jetzt der eine.

„Zu dienen, Excellenz!“

„„Louis, heraus aus der Reihe!“‟

„Gleich, Papa!“

„„Wohin, junger Fant?“‟

„Da hinein, Herr Staatsrath!“

„„Noch nicht gesehen?“‟

„Zehnmal; aber hier ist sie das einzig Sehenswerthe.“

„„Ha ha! ein drolliges Naturspiel!“‟

„Ja, ein Affenkopf auf einem Menschenkörper und mit

Menschenverstand — und ebenso eitel wie ein Mensch: das ist das Drolligste!"

„„Wie das, mein lieber Freund? Eitelkeit ist ja gerade eine Tugend der Affen!""

„Aber eine Untugend bei Menschen, das werden Sie doch gewiß zugeben!"

„„Ja, sehen Sie, mein junger Gelehrter, das ist der große Zusammenhang der Natur, wie es da stufenweise hinaufgeht: die Tugenden der Thiere — ich nenne sie Tugenden, weil es Beweise von Verstandesgaben sind — sind erst das, was bei Menschen Untugenden sind. Welch ein hohes Geschöpf ist der Mensch! Und die Tugenden der Menschen ....""

„Aber, Papa, wir sind aus der Reihe und der arme Winowsky bekommt gewiß keinen Platz!"

„„Ja da weiß ich nicht zu helfen. — Wollen wir nicht auch hinein?""

„Nein, Papa, wenn Sie erlauben .... der Wagen ist schon sehr weit voraus ...."

„„Ich weiß gar nicht, was du immer nach dem Wagen gukst! Was tausend hast du an ihm?""

„Kutscher, weiter voran! dicht hinterher! in die Reihe!"

„„Was macht dich denn so unruhig und beweglich? Siehst du die Damen nicht oft genug?""

Louis seufzte; „Ach, nur zu oft!"

Der alte Doktor lachte schlau. „„So werde ich doch dafür sorgen, daß der Wagen nicht so oft nach dem Orontow'schen Quartier in Bewegung gesetzt wird! Mein armer Sohn, ich wußte nicht daß dir diese Gesellschaft so

grundzuwider ist. Nettes Mädchen! — hätte gern solch eine Tochter!'''

„Papa, haben Sie das nur so obenhin gesagt?"

„,,Wie obenhin? Das Mädchen ist ja meine kleine Schönheit, mein Herzblatt, hat sogar mich alten Greis wieder ganz zur Courmacherei belebt!'''

„Sie ist aber doch viel zu ernst für uns?"

„,,Ist sie das gegen dich? Vielleicht spröde? — he? Der kleine Schlaukopf drehet sich nach dem Winde! — Ist sie nicht lustig und übermüthig wie ein sechzehnjähriger Wildfang? — Aber natürlich, wer ein Vorurtheil und eine entschiedene Abneigung hat, wie du, mein lieber Sohn ....'''

„Ach, Papa, können Sie nicht sie zu Ihrer Tochter machen?"

„,,Wie —? soll ich sie adoptiren?'''

„Sie foltern mich!"

„,,Das müßte ich allerdings zu thun befürchten, wenn ich so gegen deinen Geschmack handelte.'''

„Ach, ich liebe ja das Mädchen bis zur Tollheit!"

Der alte Doktor lachte laut auf. „,,Und ich soll der Freiwerber sein? — Nein, mein alter Kamerad, solche verzagte Amants waren wir zu alter Zeit nicht.'''

„Aber ich habe keine Hoffnung; ich bin ganz trostlos!"

„,,So, so! und da soll der alte Papa die Rose brechen, damit nur er nöthigenfalls sich die Finger zersticht. Hübsche Idee das! Sie soll ja nicht den Papa heirathen, sondern den Sohn.'''

„Aber der Sohn hat heißes, rasches Blut, er wird sich an der Wunde verbluten."

„„Höre, Louis, du bist ein toller Junge! Nimm meinen väterlichen Rath an. Bei Tante Mary bekommst du das Mädchen gleich; aber die Kleine mit all ihrer Geschmeidigkeit hat doch ihren ganz bestimmten Willen für sich, und der ist sehr ernst. Ich habe so aus der Ferne ein wenig sondirt: ich fürchte sie will erst confirmirt sein. Für uns ist das unnöthig; aber sie besucht den Religionsunterricht und denkt noch nicht an dich.'''

„Da haben wirs! O wie Sie grausam sind, Vater! Erst schließen Sie mir das Herz auf und dann geben Sie mir Wermuth ein."

„„Nun, beruhige dich nur, Herr Brausekopf! Es ist einmal Geduld nöthig. Du selbst sagtest, daß sie dich nicht mag, — benutze die Zeit wie ein weiser Haushalter und baue ein klug behauenes Steinchen auf das andere: das hält viel fester, als unpolirtes Material. Etwas Selbstverleugnung und kühler Gleichmuth dazwischen ist der sicherste Cement: denn ohne Mörtel geht es nicht.''' —

„Da fährt ja unser Pastor!" rief es mit jugendlichem Wohllaut in dem hohen Staatswagen und ein brauner Lockenkopf grüßte freundlich heraus. Es war in der That Pastor Schwanthal, der, mit dem Barett über seiner hohen Stirne, auf welcher Gedanken sehr ernster Art ruhten, in Amtsgeschäften vorüberfuhr. Er erwiederte den so herzlich gebotenen Gruß in gleicher Weise und verschwand schnell wieder hinter den nachdrängenden Equipagen.

„Das ist ein Pastor!" rief Madame Pillnauer in höchster Begeisterung; „auf der Kanzel, vor dem Altar, im Hause, in der Gesellschaft, überall ein Ideal! Diese Pre-

digten! Sagen Sie, Fräulein Schotten, haben Sie schon etwas Aehnliches gehört?"

Fräulein Schotten, die überhaupt selten viel auf Predigten gehört hatte, konnte mit um so vollerer Wahrheit „Nein" sagen, da sie jetzt erst recht erfahren hatte, was eigentlich in der Kirche am dringendsten zu besprechen sei: die Unterhaltung jenes Abends war in vieler Hinsicht nicht ohne Bedeutung für sie geblieben."

„Ja, das glaube ich!" fuhr Madame Pillnauer fort. „Das ist eine Deklamation! ein Feuer! ein rhetorischer Schwung! Ganz ein Redner, wie man ihn in einer großen Stadt braucht!"

„Das Schönste ist doch, daß er einem so wunderbar in's Herz zu sprechen weiß," sagte Lilly; „Alles an ihm redet; er ist wahrhaft eine wandelnde Predigt!"

„Fanny lachte laut auf. „Ich kann nicht sagen," meinte sie, „daß mich diese wandelnde Predigt immer sehr angesprochen hätte. Erinnern Sie sich, Mama, wie er einmal in den Confirmationsstunden so sehr gegen das übermäßige Tanzen geeifert hatte, womit man in unserer großen Stadt so oft sündige, und den Sonnabend darauf in unsern Wochenball einfiel und im großen Damenzimmer eine Stunde von der Vorbereitung zur Confirmation und von dem heiligen Vorabend eines Sonntags sprach? Da haben Sie sich doch schwer ennuyirt, Mama — und ich wünschte ihn in's Pfefferland."

„Ach, mein liebes Kind, das verstehst du nicht!" eiferte Madame Pillnauer. „Alles was er sagte war sehr hübsch, ja wunderschön, und auf der Kanzel hätte sich das zum

Entzücken gemacht. In den Häusern, und namentlich an einem Ballabend, paßte es freilich nicht; aber das war eine kleine Taktlosigkeit, die man einem Manne zu gute halten muß, der in so etwas seine Lebensaufgabe erkennt und übrigens so viel Gutes wirkt mit seinen Worten!"

„Das Beste war nur, daß Sie sich gar nicht daran kehrten," sagte Fanny lachend, „und unsern nächsten Sonnabend wieder eben so schön einrichteten!"

„Nein, seine Confirmationsstunden! — das ist etwas Prachtvolles!" wandte sich Madame Pillnauer an Mary, „die sollten Sie hören! Man weiß eigentlich ganz genau, wie man leben soll: fast jede Stunde hat eine Vorschrift. Alles ist klar wie Sonnenlicht! Man begreift gar nicht, weshalb man es nicht thut."

„Ja, Tante Mary," sagte Lilly, es thut mir so leid, daß du nicht hin willst. Madame Pillnauer, die so gütig mir einen Platz im Wagen angeboten hat, würde dich gewiß auch noch mitnehmen!"

„Mein liebes Kind," versicherte Tante Mary, „ich bin lange über die Confirmation hinaus; was für euch Kinder gut ist, paßt für mein Alter nicht mehr, und ich würde wichtigere Geschäfte versäumen. Es gibt zu Hause so viel zu thun; du weißt am besten, wie wenig Zeit mir übrig bleibt!"

„Ach, Madame Pillnauer, bitte, Sie sind eine ältere Dame, sagen Sie doch Tante Mary, ob für sie nichts mehr in den Stunden vorkömmt!"

„Madame Pillnauer ist eine Mutter, mein Kind, die kann ihre Tochter nicht allein fahren lassen ...."

„Und du bist jetzt meine Mutter, gute Tante!" fiel Lilly ein, indem sie bittend sie ansah und ihre Hand küßte.

„Nein, Lilly," sagte Mary, indem sie das Mädchen zärtlich lächelnd abwehrte und auf Madame Pillnauer wies, „ich habe dich gewissenhaft guten Mutterhänden für diese Stunden übergeben; du weißt ja auch, ich bin so trocken, ich verstehe das Schöne nicht herauszufinden...."

„Nun, nun!" drohte Madame Pillnauer lachend, „ich nehme Sie in meine Schule und bringe Sie dazu, daß Sie noch eine Schwärmerin werden!"

„Ich?" rief Mary erschrocken.

„Ja, mein gutes Fräulein Schotten. Ihr Scharfblick ist zu fein, der hat Sie gleich das Ueberspannte, das nicht ganz Gesunde herausfinden lassen; aber, mein Herz, was thut das? Der Prediger muß ja so sprechen: es wäre Pflichtverletzung, wenn er es nicht thäte — sehen Sie, das ehre ich gerade so sehr an ihm! — Da gehört nun ein besonders geübter Blick dazu, das Richtige, das man befolgen kann, das wirklich praktisch anwendbar ist, herauszufinden und nach seinen Verhältnissen zuzuschneiden. Unmöglich kann er diese für jedes Haus berechnen: er gibt nur den Stoff und wir müssen denselben den Verhältnissen anpassen."

„Ich denke, was das christliche Leben anbetrifft, so gibt es dafür nur eine Nationaltracht in der ganzen Welt!" fiel Lilly lebhaft und mit glühenden Wangen ein.

Madame Pillnauer lächelte mitleidig. „Guter Kindeseifer! — Hat noch nicht lange auf dieser Erde gelebt, das junge Herz — das hört man gleich! Wir, die wir Erfah-

rung haben, wissen, daß jeder Mensch seine Gesinnung seinen Verhältnissen anpassen muß, nicht wahr, meine Liebe?"

Mary schwieg verlegen.

„Sehen Sie, ich mache es, seit ich mein eigner Herr bin, immer so. Der alte Pastor war auch ganz zufrieden damit: mit dem verstanden wir uns schon, der begriff meine Maxime und fand die Lebensklugheit heraus; — aber dieser junge ist noch ungeheuer eifrig: der denkt es sei seine Aufgabe, den Himmel auf die Erde zu versetzen! Wir Alten kennen das, wir loben es auch, aber wir sind durch unsere Jahre und unsere Kenntniß von der Welt schon weise genug, die Unmöglichkeit einzusehen: darum nehmen wir nach wie vor das mögliche Gute aus seinen Reden uns an und leben übrigens ruhig nach unserer Ueberzeugung fort."

„Wäre es denn möglich, daß es ein Leben giebt, an dem nichts zu ändern ist?" fragte Lilly hastig und bis zum Erschrecken verwundert.

„Die Kleine hat wirklich gute Anlage zur Schwärmerei!" bemerkte Madame Pillnauer behaglich, „die wird gewiß nächstens Missionarin!"

„Nein, nein!" rief Lilly lebhaft, „ich will nur mein eigner Missionar sein und der ...." sie stockte.

„Nun, mein Herzblättchen, und der ...?"

Lilly schüttelte den Kopf.

„Sprich doch, Lilly," sagte Tante Mary ermunternd. „Was wolltest du sagen? Wessen Missionär außer dein eigener willst du noch sein?"

„Deiner!" — antwortete Mary und ihre purpurbedeckten Wangen beugten sich über die Hand der Tante, die nicht blos von einem Kuß, sondern auch von einigen Tropfen aus Lilly's großen, dunklen Augen berührt wurde.

Dreißigstes Kapitel.

In den Hauptttheilen der Corridors des Stifts fing schon das während der Abenddämmerung halb eingeschlummerte Leben des Tages wieder flüssig zu werden an, bei dem Scheine der Lampen, die unter den Händen geschäftiger Livreediener hier und da aufleuchteten, während in den entfernteren Theilen, die vielarmig in den großen Ausgang einmünden, noch Dunkelheit und Stille herrschte. Da öffnete sich in einem dieser letztern leise die Thür eines Dortoirs; eine verschleierte Gestalt trat heraus, wandte hastig den Kopf nach allen Seiten, horchte einen Moment und schlüpfte dann mit unhörbaren Schritten die breiten Stufen der noch nicht erhellten Treppe hinunter. Es mußte ein Gang voller Eile sein, denn die bittende Stimme, welche hinter der Verschleierten herschallte: „Madame Montclus! — meine theure Madame Montclus! — wollen Sie mich nicht einen Augenblick anhören .... ich habe eine große Bitte ...." war nicht im Stande ihre Schritte zu hemmen. Madame Montclus hatte wohl immer

einen Regimentsschritt, aber heute schien sie mit Flügeln versehen zu sein; und dazu erfüllte der dick wattirte Kaper, der die gute Dame, indem sie ihren freien Tag benutzte, gegen das Schneegestöber schützen sollte, seine Pflicht so gut, daß er den Augen kaum einen Raum zum Sehen, den Ohren kaum eine Lücke zum Hören ließ.

Madame Montclus hatte einmal, wie sie mitunter erzählte, behaupten gehört, daß je weniger Sinne zum Empfinden der Mensch besitze, desto mehr Fähigkeit zum Glücklichsein in ihm sei, und diese Behauptung, indem sie ihre Erfahrungen musterte, durch ihr ganzes Leben vollkommen bewährt gefunden. Ihre seligsten Momente waren die gewesen, wo sie einzig und allein sich selbst gelebt hatte. Nach dieser Maxime handelte sie nun seitdem wo es ging, und ganz besonders, wie es schien, heute; die Erholung von gestern mochte ihr jetzt als die einzige dringende Pflicht vorschweben. Sie mußte es wohl gleich gemerkt haben, daß die Stimme hinter ihr sie nicht ohne ein Anliegen verfolge und es daher für das Gerathenste halten, den lästigen Bittsteller abzuschütteln. Wurde sie doch durch die dicke Watte vollkommen entschuldigt. Solch ein Benehmen war an Madame Montclus, die noch nie ein fühlendes Wesen verwöhnt hatte, nichts Befremdendes, und Alwine — der die nachrufende Stimme angehörte — hätte gewiß von ihr abgelassen, wenn ihr nicht so viel an der Erfüllung ihrer Bitte gelegen hätte. So aber rief sie von neuem: „Die Arbeit wurde erst um Mittagszeit fertig — Sie waren nicht zu Hause — wenn Sie nicht so gütig sein wollen, wie Sie es mir früher versprachen, sie gleich

an den Papparbeiter zu geben, so kann sie nicht mehr fertig werden, und Sie wissen wie viel dran liegt!"

Madame Montclus schwieg aber auch jetzt beharrlich und machte nur eine ungeduldige Bewegung.

„Ach, meine gute Madame Montclus, es thut mir so leid, daß die Kinder sich mit der Arbeit verspätet haben, — ich weiß ja, daß es nur ein zufälliges Glück ist, daß ich Sie eben noch finde, — ich habe Ihre Gefälligkeit nicht verdient, weil sie heute Morgen versäumt wurde — aber — ein Geburtstag wartet nicht — der ist viel unerbittlicher, als Sie, meine theure Madame Montclus — und die Directrice würde sich doch über die Aufmerksamkeit freuen, — da — bitte, nehmen Sie ...."

Mit diesen Worten war Alwine ganz nahe an die Forteilende herangekommen und Beide befanden sich den hohen Glasthürflügeln des Einganges gegenüber, durch die eben eine dunkle Männergestalt eintrat, welche einige Worte mit dem Schweizer wechselte, der die Thür geöffnet hielt und bedächtig sein graues Haupt schüttelte, kaum aber Alwinens ansichtig wurde, als sie sich hastig umwandte und zu entfliehen suchte.

„Balthasar!" rief da die Verschleierte ängstlich und eilte aufs schnellste nach.

Einen Augenblick stand Alwine wie eingewurzelt, dann sprang sie rasch entschlossen nach, faßte den weichen Atlaspelz der Dame so fest, daß sie nicht entschlüpfen konnte und schlug die Glasthür heftig zu, daß es bis an das Ende des Corridors dröhnte.

„Lassen Sie mich! lassen Sie mich!" bat die Aufge-

haltene mit halberstickter Stimme, „geben Sie mir rasch ihre Arbeit — ich darf den Diener meiner Freundin nicht warten lassen — Sie sahen wie ungeduldig er war — meine Freundin sitzt im Wagen —!“ Ihre Stimme stieg dabei mit jedem Satz bis zur höchsten Tonart, und mit einer verzweifelten Anstrengung suchte sie sich zuletzt, indem sie Alwinen die Arbeit aus den Händen nahm, plötzlich loszureißen und hinauszustürzen; aber Alwine, die sanfte, zarte Alwine war wie umgewandelt. „Es ist unmöglich, daß man eine Einladung der Directrice ausschlägt,“ sagte sie plötzlich mit verändertem Tone, wie mitten in der Unterhaltung; „die Generalin, welche seit dem Mittagsessen heftiges Kopfweh hat, wünscht einen Zeitvertreib in Ihrer Gesellschaft — es thut mir leid, daß ich Sie finden mußte. Der Diener, den sie auf Ihr Zimmer geschickt hatte, kam mit der Nachricht zurück, daß Sie nicht zu Hause seien.“

Sie hatte unter diesen Worten den Arm der Dame gefaßt und in den ihrigen gezogen, und rief, indem sie dem Zwange, mit dem sie dieselbe wieder nach der Treppe zog, den Anschein eines freundschaftlichen Wegführens zu geben suchte, in gleichgültigem Tone dem Schweizer zu: „Sie können dem Diener sagen, daß Madame Montclus heute zum Thee zur Directrice beschieden ist und unmöglich die gewünschte Ausfahrt machen kann!“

Der alte Mann nickte gehorsam und öffnete die Thür; aber man hörte bereits den Wagen davonrollen und der verwunderte Portier murmelte für sich hin: „Ich denke, der steht am Schlage und wartet auf Madame, weil er

sieht daß sie kommt — mag der Mond wissen, wie ein Diener so klug sein kann!"

Unterdeß stiegen die beiden Damen schweigend die Treppe hinauf, nur daß Alwine, als einige Elevinnen an ihnen vorüberhuschten, so that als erzählte sie eben recht lebhaft, was sie übrigens nicht nöthig gehabt hätte, denn jene gaben, ihrer alten Gewohnheit treu, gar nicht auf die Klassendamen acht. Und jetzt waren sie an demelben Dortoir, aus dem die Verschleierte gekommen war.

„Bemühen Sie sich nicht weiter," sagte dieselbe, als sie die Thür öffnete, „ich habe wider Gewohnheit meine Kleider hier gewechselt, weil ich der Einladung der Directrice zu entgehen wünschte und deshalb mein Zimmer verschlossen hielt. Sie werden mich nicht verrathen, ich kenne Ihren Charakter."

Alwine ließ sich aber nicht abwehren: sie drängte ihre Gefährtin in's Zimmer, schloß hastig die Thür und schob den Riegel vor. „Therese!" rief sie dann mit zitternder Stimme, „nun machen Sie diesem Spiel ein Ende!"

In demselben Moment flogen Pelz und Kaper davon und Therese in eleganter Abendtoilette lag auf den Knieen vor Alwinen. „Verrathen Sie mich nicht!" rief sie, die Lehrerin krampfhaft umklammernd; „ich bin in ihren Händen! machen Sie mich nicht unglücklich!"

Alwine stand einen Augenblick wie erstarrt da, dann fragte sie mit gedämpfter Stimme: „Was wollten Sie nur anstellen?"

„O das ist's ja eben! — ich wollte nichts, gar nichts, als einmal in's Theater fahren! Ich habe die Lust nicht

mehr bändigen können, bis endlich meine Freundin mich abzuholen versprach! — Ach es war sehr leichtsinnig von ihr und von mir — aber es war doch gar nichts Böses dabei...." Heftiges Schluchzen unterbrach hier ihre Rede.

„Alles Heimliche und jeder Ungehorsam ist böse, Therese, das wußten Sie genau; — Sie wissen auch, daß Sie so sehr gegen das Stift und die Directrice gefehlt haben, daß ...."

„O mein Himmel! Sie werden mich doch nicht verrathen?" rief hier Therese im höchsten Schrecken, immer heftiger weinend, „Dann ist's aus! Dann muß ich mit Schimpf und Schande fort — und was fangen dann meine armen Eltern an? Ach, denken Sie an meine armen Eltern! Die werden ja wirklich glauben, daß ich habe entfliehen wollen; und das werden Alle glauben, wenn Sie die Geschichte erzählen. — O welche Schande! Wollen Sie mich an den Pranger stellen?" Sie war ganz aufgelöst in Verzweiflung.

„Sie haben," sagte Alwine ernst, „einen ungeheuren Leichtsinn! — Ob Sie jetzt die Wahrheit sagen .... ich weiß es nicht — ich zweifle fast daran."

„O weshalb wollten Sie bezweifeln," antwortete Therese, „daß ich Lust hatte das Theater einmal zu sehen? — Sie können sich freilich keine Vorstellung davon machen, mein liebes Fräulein: Sie sind frei genug, Sie können überall hin und haben es satt, und sind dazu kein solcher Wirbelkopf wie ich!" Hier schluchzte sie wieder.

„War es gewiß nichts Anderes? Darf ich sicher auf Ihr Wort trauen?" fragte Alwine.

„Nein, gewiß nichts Anderes, Fräulein Alwine!“ betheuerte Therese.

„Ich will es Ihnen glauben, aber — beschweren Sie mein Gewissen nicht!“

„Sind denn selbst Sie so mißtrauisch, Sie, der Engel unseres Stiftes!“ sagte Therese, indem sie Alwinens Hände mit Küssen bedeckte. „Ach nein,“ fuhr sie immer weinend fort, „das kann Ihr Gewissen nur erleichtern, wenn Sie ein armes Mädchen vor dem Verdacht der Flucht bewahren!“

„Aber Sie sind wenigstens noch zwei Jahre im Stift — darf ich da schweigen? — Wissen Sie welche Verantwortung ich auf meine Seele lade, wenn Sie in Ihrem Leichtsinn fortfahren? wenn Sie die Herzen Ihrer Cameradinnen mit fortreißen?“

„O ich weiß es! Sie werden aber gewiß keine Ursache wieder haben, über mich zu klagen — Sie sollen gewiß nicht durch meinen Leichtsinn leiden: ich schwöre es Ihnen.“

„Ihre Versprechungen machen mir das Herz nicht leicht, Therese; aber ich will dennoch schweigen; nur seien Sie überzeugt, daß ich Sie jetzt mit zehnfacher Aufmerksamkeit beobachte!“

„Ja, das begreife ich!“ schluchzte Therese.

„Aber sagen Sie mir noch Eins: warum haben Sie sich in Madame Montclus' Toilette geworfen und wie sind Sie dazu gekommen?“

„Ein andres Costüme mußte ich doch haben,“ antwortete Therese, „und da der Madame Montclus freier Tag war, an dem niemand ihr das Ausfahren verwehren kann,

dachte ich in ihrer Kleidung fortkommen zu können. Ich wußte genau, daß sie zu Mittag durch die Eingangsthür gekommen und am Nachmittag durch die Corridors nach dem andern Flügel zu einem Abendbesuch gegangen war, so daß es den Schweizer nicht Wunder nehmen konnte, wenn sie jetzt wieder durch die große Eingangsthür hinausging, um in die Stadt zu fahren. — Und dann," fügte sie hinzu, „dachte ich, wenn die Sache unglücklich abliefe, so würde auf diese Weise wenigstens zugleich ein Verdacht auf Madame Montclus gelenkt, der ich eine Strafe dafür, daß sie die arme Adelheid und Helene so verschwärzt hat, gönnte!"

Alwinens Gesicht, das sich zu Anfang dieses Bekenntnisses sehr verfinstert hatte, gewann hier plötzlich, ohne daß sie selbst es ahnte, einen andern Ausdruck, und Theresens feines Ohr wußte aus ihrem scharfen Tadel das Interesse für ihre Lieblinge hindurchzuhören.

„Madame Montclus konnte Ihnen unmöglich zu dieser Maskerade verholfen haben," sagte Alwine endlich; „woher haben Sie das alles?"

„Durch das Mädchen, das ich glauben gemacht hatte, Madame Montclus habe, ehe sie ausging, mir erlaubt den Schlüssel zur Garderobe von ihr zu holen."

„Bestochen?" fragte Alwine hastig, „also das Mädchen ist auch im Complott?"

„O nein, nein!" betheuerte Therese, „sie hat mir nur auf's Wort geglaubt; sie weiß auch gar nicht, was ich in der Garderobe gethan habe. Sie ist ganz unschuldig!"

„Es thut mir leid, Therese, daß wir nicht länger mit

einander sprechen können: ich bin auf Tiefen bei Ihnen gestoßen, die ich ergründen möchte," sagte Alwine, indem sie nach der Uhr sah; „aber wir müssen Beide eilen, man wird unsre Abwesenheit ohnehin schon bemerkt haben. Seien Sie rasch, es ist bald Zeit in den Eßsaal zu gehen. — O ich wünschte, ich könnte diese unglückliche Stunde auslöschen!" Mit diesen Worten verließ sie das Dortoir.

„Mißlungen!" murmelte Therese, indem sie sich in die Lippe biß; „und noch zwei Jahre mindestens!"

Sie warf heftig ihre Toilette von sich, brachte rasch alles in's Gleis und trat mit heitrer Unbefangenheit unter ihre Mitschülerinnen, denen sie von ihrem eifrigen Lernen zum Examen erzählte.

Die Butterwoche hatte ausgetobt und mit der Passionszeit zog eine Stille ein, die manchen Seelen als Friede erschien, andern als langweiliger Ernst, andern wieder als eine traurige Zeit der Entsagung, wo nur noch dem Gehör das Recht des Genusses zugestanden wird. Nie giebt es so viel Predigt und so viel Musik, als in dieser Zeit. Predigt und Musik sind laut und doch stören beide nicht die andächtige Stille dieser Zeit, nicht sich unter einander; sie können sich nahe stehen, können einander dienen, wie Engel und Menschen sich vereinigen in der Anbetung, in dem Rühmen Gottes: die Predigt als Gottes Dienerin mit ihrer heiligen Botschaft, die Musik als das Kind der Erde, das zwar eine himmlische, unsterbliche Seele hat, die der Verklärung der Ewigkeit angehört, aber mit seinem

irdischen Leibe gleich dem Menschen allen Abirrungen, allen Irrthümern, allen Entstellungen und Vergehungen preisgegeben ist. Die Musik kann sich nicht in himmlischer Sphäre allein erhalten, sie muß irdisch, sie muß menschlich unter den Menschen sein, und wird es oft nur zu sehr; die Predigt aber, ob sie mit Menschen- oder Engel-Zungen über die Erde zieht, berührt den Boden mit Seraphsflügeln, nur um die Welt aus ihrem Schlafe zu wecken und sie an ihren heiligen Zusammenhang mit dem Himmel zu erinnern.

Auch Ostern war endlich da! — Die Glocken klangen von den Kirchthürmen, Jubel zog vielgestaltig durch alle Straßen und Häuser, in das Innere der Gemächer, in den Grund der Herzen; in allen Augen war er zu sehen, überall drang er wieder hervor in die befreite, wieder auferstandene Welt!

Selbst in dem stillen, einförmigen Stift weckte der Osterkuß eine Eintracht der Freude, eine Gemeinsamkeit warmen Empfindens, fröhliche Gedanken, welche die Kinder und ihre Vorgesetzten für eine kurze Zeit freundlicher zu verbinden schienen als sie sonst verbunden waren.

Beim Hauche der Frühlingsluft wurde es den Städtern um's Herz, als würde es ihnen unter den Steinwänden zu eng, als rückten die Thürme zusammen und drohten, über ihnen einzustürzen, und in allen Richtungen rollten die Wagen zu den Thoren hinaus.

Aus einem derselben, einer Kutsche mit fürstlichem Wappen, welche fröhlich auf der stattlichen Chaussée hinflog, drang lebhafte Unterhaltung durch die geöffneten

Fenster und vermischte sich mit dem Rasseln der schweren Räder. Das Lachen der Natur schien sich den Gesichtern der Reisenden mitgetheilt zu haben, von denen vier eifrig beschäftigt waren den grauen Schleier der Zukunft mit goldnen Fäden zu durchweben und mit Jauchzen jeden neuen Stich an ihrem Werke verkündeten. In einer Ecke aber saß eine fünfte Gestalt, den Kopf tief in die blauen Atlaskissen hineingedrückt, die Augen von Schwermuth starr, ohne an der Unterhaltung Theil zu nehmen, ohne in das Lachen mit einzustimmen, welches der sprudelnde Witz der einen Dame bei den übrigen hervorrief. Es war die Baronin Möhren, die mit ihrem Manne und ihrer Tochter die Gräfin Sonnenberg zu einem Sommeraufenthalt auf deren Güter begleitete.

Nur vor den Thüren des Stifts sah man keine Reisewagen mit Koffern beladen: hier wohnen keine von den Zugvögeln, die mit dem Frühling kommen und nach einigen Monaten wieder die Flügel nach einer anderen Heimath in Bewegung setzen; nein, hier werden die kleinen Bewohnerinnen zu Paradiesvögeln erzogen, müssen erst lange stattliche Federn gewinnen, und dazu gehört beharrliche Ausdauer. Dazu scheint das Grün des Gartens so eifersüchtig das große Gebäude zu umgeben, dazu der alte Wächter, der Strom, so still mit seinen freundlichen Augen märchenhaft rauschend hinauf zu sehen, dazu die Luft hier erquickender, lebensvoller als in den Straßen der Stadt; und dazu bleibt auch der Stift unberührt von den Bewegungen der Saison: es soll eine rechte Heimath, eine sorgsame, nur auf die Erziehung ihrer Töchter bedachte

Mutter, eine eifrige Bildnerin sein; es hat seine Rechte an die Zöglinge und will Ehre von denselben ernten.

In seltener Ausnahme von der Stiftsregel wurde Adelheid schon im Sommer zur ersten Klasse übergeführt, wie es versprochen worden war. Auch Ida, die man ein Jahr zu lange in der zweiten Klasse zurückgehalten, folgte, und Therese, die von Rechtswegen noch drei Jahre im Stift hätte bleiben müssen, schlüpfte im Vorrechte eines Lieblings der Directrice mit den Beiden in die erste Klasse hinüber, glücklich, daß sie dem Schicksal entging „noch im Stift graue Haare zu bekommen".

Einunddreißigstes Kapitel.

Das einsame stille Zimmer des jungen Künstlers, wo für gewöhnlich die Gedanken einer sinnig alles Gute umfassenden Liebe sich zu edlen Gestalten zu formen suchten, hätte man heute für die Werkstätte einer wild zersplitterten Phantasie halten können. Halbfertige Arbeiten, von ungeschickten Händen gemalt, lagen auf den Tischen umher, während die Wände mit manchen Zeugnissen einer wahren Künstlerschaft geschmückt waren. Mitten in dem Zimmer stand ein Epheutisch, an dessen schlankem Pfeiler eine mit Blumen gefüllte Ampel hing. Mit freien, ungebundenen Ranken griff der vollblättrige Epheu an dem Pfeiler umher und schlang seine saftig sprossenden Triebe um Tisch und Ampel und bis zur Erde hinab; halb verborgen aber

unter seiner üppigsten Blätterfülle stand ein Bild — ein frommes, liebliches Mädchenangesicht, das sich schüchtern unter den grünen Gewinden zu verstecken schien, als ob es von profanen Blicken, die da errathen aber nicht verstehen, entweiht zu werden fürchtete!

Der Künstler, welcher eben die Farben eines untauglichen Bildes fast gänzlich weglöschte, um neue aufzutragen, ließ zuweilen den Pinsel ruhen und richtete seine Augen auf jenes Antlitz, aus dem er Muth zu sammeln schien. Einmal hob er sogar die Ranken mit leichter Hand von dem Bilde weg, beugte sich zu demselben nieder und ließ seine schwärmerischen Blicke an dem friedeleuchtenden und doch von Wehmuth umflossenen Angesichte sich festsaugen — bis er plötzlich die Hand auf die Augen preßte und seufzend für sich hin sagte: „Noch nicht! — du bist noch nicht mein!“ In demselben Augenblick schreckte ein Klopfen an der Thür ihn auf. Er bedeckte das Bild wieder mit dem Epheu und öffnete. Graf Arthur trat in's Zimmer. Ein Blick in diese tiefen Augen sagten dem Künstler, daß hinter denselben eine Seele wohne, die der seinigen nicht fern stand, während des Grafen Blicke verwundert über die schönen Gemälde glitten, welche die Wände bedeckten, dann aber plötzlich auf die chaotische Welt unten auf den Tischen fielen, wo Rahmen ohne Bilder und Bilder ohne Rahmen, und größtentheils auch keiner Rahmen werth, umherlagen, während Pinsel und Palette daneben von einem Kampfe Zeugniß ablegten, der hier gegen falsche Farbenmischungen, gegen sich aufdrängende Gewitterwolken, gegen unartikulirten Baumschlag, dessen massenhafte Laub-

partieen weder dem Sonnen- noch dem Mondschein einen Durchblick gewähren wollten, geführt wurde. Der Graf ließ die Hand welche das Portefeuille hielt sinken und richtete einen fragenden Blick auf den jungen Künstler.

„Dort sind meine Bilder!" sagte dieser, des Grafen Blick wohlverstehend, indem er auf die Gemälde an der Wand wies.

Arthur athmete auf; er hielt sich nicht für berufen, weiter zu forschen, auch genügte ja diese Antwort vollkommen für den Zweck seines Besuchs. Er öffnete sein Portefeuille und nahm zwei Bilder heraus.

„Es ist dies eine Dame, die Sie vielleicht nie gesehen," sagte er zu dem neugierig hinblickenden Künstler, „aber das Bild ist treu. Ich wünschte es in vergrößertem Maaßstabe zu besitzen und komme um Sie zu bitten, es mir so zu copiren. Dieses lebendige, tief leuchtende Auge, dieser redende Mund, dies warme Ergriffensein, das wie Sonnenlicht die edeln Züge durchdringt, all diese weibliche Zartheit, welche von den Jahren des Lebens nicht abgestreift worden ist und nie abgelöst werden kann von dem wundervollen Kern ihrer Seele, die möchte ich auf das sorgfältigste gewahrt sehen: darin liegt die Schönheit, darin der Schmelz der nicht zerrinnenden Jugend, an dem sie jedem, der sie einmal gesprochen hat, immer kenntlich sein wird, ihr ganzes Ich." „Und hier ist noch ein Bild ...." fuhr er nach einer kleinen Pause langsamer fort.

Es waren zwei lächelnde Kindergestalten, die einander umschlungen hielten und doch so verschieden in die Welt hinaus sahen.

„Das sind mir bekannte Züge,“ sagte der Maler, „und doch wüßte ich nicht .....“

„Ja,“ fiel der Graf ein, „es sind Schülerinnen von Ihnen im Stift; Ihre Kunst wird die Vergangenheit und die Gegenwart richtig verschmelzen.“

„Und das Bild soll groß werden?“

„Ja.“

„Die Damen werden in acht Tagen schon aus dem Stift entlassen und die Gemälde ...?“

„Ich wünschte sie recht bald.“

„Leider nehmen die Correcturen dieser von Schülerinnen gezeichneten und gemalten Bilder meine Zeit bis zur Entlassung ganz in Anspruch.“

„Ist das eine Correctur?“ fragte Arthur erstaunt, auf ein halb verlöschtes Bild weisend.

„Leider, ja,“ antwortete der Maler, indem ein höheres Roth seine Wangen bedeckte.

„Und das prangt in der Ausstellung?“

Der Maler zuckte die Achseln.

„Ich habe fünf und dreißig Bilder umzugestalten,“ sagte er.

„Und das soll als Schülerarbeit gelten?“ fragte der Graf mit steigender Verwunderung, indem er eine umgewandelte Landschaft mit Mondbeleuchtung aus dem Haufen hervorzog und neben die vielen als gänzlich unbrauchbar erscheinenden stellte.

„Man nimmt sie dafür!“ sagte der Maler.

„Und man glaubt es wirklich?“ rief der Graf, „und Sie können Ihr Gewissen mit dieser List beschweren?“

„Erfahrung ist die Richterin des Lebens," antwortete der Künstler trübe, „und sie hat mich freigesprochen."

Des Grafen Gesicht verdüsterte sich.

„O glauben Sie nicht, daß ich mich so leicht hineingefunden," fuhr der Maler fort; „ich habe vielen Kampf durchgemacht, aber endlich mich selbst überwunden!"

„Das thut mir leid!" erwiederte der Graf fast hastig; „es ist keine Ehre, mit seinem Gewissen zu ringen — und keine Ehre in diesem Kampfe den Sieg davonzutragen."

„Man hat mich gezwungen, mich zu dieser Täuschung herzugeben; und allerdings: welch eine Rolle würden wohl diese Werke der jungen Damen, wie sie von Hause aus sind, vor den Augen eines viel erwartenden prüfenden Publikums spielen? — Ich konnte nur mich fügen oder meine Existenz verlieren."

„So opfern Sie lieber Ihre Stellung auf, als daß Sie mit solchem Mummenspiel Ihr Gewissen verletzen!"

„Mein edler Herr, so redet der Reiche, der sicher Geborgene — ein Leben, das nirgends eine feste Stütze hat, muß sich beugen."

„Sie haben ihre Kunst, Sie haben ein Mittel in Händen ...."

Der Maler schüttelte traurig den Kopf. „Die Kunst wird nur bezahlt, wenn sie sich nach den Launen derer richtet, die sie bezahlen können.

„Aber Knecht — Knecht eines falschen Spiels zu sein um leben zu können! Mitgehülfe eines traurigen Blendwerks, um dem Publikum von den Leistungen des Stifts eine glänzende Vorstellung zu geben! Mitarbeiten zu müssen

an der Verflachung der Gewissen der Schülerinnen; dazu beizutragen daß diese in bewußter Selbsttäuschung sich an dem Gedanken erquicken, daß man ihre Fertigkeiten bewundere, ohne daß sie solche besitzen; seinen Künstlernamen mit einer Klasse von Stümpern theilen zu müssen, um etwa gleich andern Menschen mit einer Familie von seiner Arbeit leben zu können — das ist denn doch ein allzu trauriges Loos! Suchen Sie doch einen andern Weg um sich zu ernähren!" Mit diesen Worten drückte der Graf herzlich die Hand des Malers und verließ bewegt das Zimmer.

In dem großen Klassensaale sah es überaus lustig aus. Drei lange Jahre hatten nichts an seinen polirten Bänken geändert; aber die jugendliche Schaar, welche darauf saß, war reifer, stattlicher und ungleich selbstbewußter geworden. Wenn nicht die dunkelgrünen Kleider und die weißen Schürzen daran erinnert hätten, daß es Elevinnen seien, welche die vorgeschriebene Unterrichtsstunde hier versammelte, so hätte man eine Gesellschaft von jungen Damen zu sehen geglaubt, so sehr schien der Zweck des Beisammenseins Vergnügen und tändelnde Geschäftigkeit zu sein. Auch zeigte der entschiedene Ton, mit dem die Klassendame, welche am fernen Fenster ganz in „Die alten Schlösser von St. Roche" versunken schien, in gewissen Schranken gehalten wurde, sehr deutlich, daß die Zeit nahe war, wo alle diese Fürstinnen, Gräfinnen und edlen Freiherrinnen aus ihrer Verpuppung heraussteigen und der Sonne ihrer Bestimmung entgegenfliegen sollten.

An den langen, mit verschiedenartigem Material bedeckten Tischen präsidirten Frauen untergeordneter Stellung, deren Gehülfinnen mit ihren Attributen: Scheere und Fingerhut, wieder in die einzelnen Gruppen vertheilt waren. Es waltete ein lustiges Treiben. Freundschaftliche Geheimnisse und wichtige Schülermittheilungen in buntem Wechsel mit den hundertfältig gestalteten Bildern, welche die Voraussetzung, die unumstößliche Gewißheit einer glänzenden Zukunft zu erfinden pflegen, rauschten und wogten in dem Kreise der jungen Arbeiterinnen umher.

„Es ist doch wahr, der Mensch ist eine amüsabele Person!“ rief jetzt eine der schlankesten unter denselben, deren volle Flechtengewinde und große lichtbraune Augen nur Theresen angehören konnten, „man mag Verse oder Puddings, Kleiderschnitte oder liebenswürdige Gesichter von ihm erwarten, man mag ihm ein Potpourri von Allem zur Tagesunterhaltung vorsetzen — er ist immer au fait und immer à son aise.

„Ja, besonders wo man von ihm sagen kann, was Molière vom Himmel sagt: il y a des arrangements avec lui!“ antwortete Ida's volltönende Stimme.

„Du arrangirst Dich aber etwas zu leicht?“ rief Adelheid lachend dazwischen, indem sie einen verkehrt genähten Aermel, den Therese eben beendigt hatte, in die Höhe hob.

„Zu leicht? —“ fragte Therese, indem sie sich bemühte, den Aermel anzuziehen, um den Beweis zu liefern daß er passe, und fuhr, als dies nicht ging, lachend fort: „Das ist ja eben der große Vorzug eines elastischen Menschengeistes, daß er unbefangen durch die Anfechtungen des Un=

geschicks geht!“ indem sie das entstellte Werk einer Nadelkünstlerin in ihrer Nähe übergab. „Da, meine liebe Sölter, unter Ihren Händen wird gewiß alles wieder gut.“

Das Schneiderfräulein nahm demüthig aber seufzend den Zuwachs für den Trennberg hin, welcher bereits vor ihr aufgethürmt lag, um heute Abend in ihrer stillen Schlafzelle umgeschmolzen zu werden, so daß morgen alles schön und glänzend als baare Münze des Stiftsfleißes, mit Wappen und Inschrift versehen, vor den Augen der Klassendamen erscheinen könne.

Jetzt brachte die Schneiderpräsidentin, Madame Françoise, einige eingerichtete Taillenstücke, an denen ihre geschickte Hand bereits die Hälfte vorgearbeitet hatte.

„Was?“ rief Therese, „mir, mir, Madame Françoise, trauen Sie das zu? Und wissen Sie, wie das werden wird?“

„Ich habe ja schon fast alles gethan,“ entschuldigte Madame Françoise, „aber es soll doch Ihre Arbeit sein!“

„Meine Arbeit? Ha ha ha! Das ist lustig! Glauben Sie wirklich, daß ich mir selbst die Kleider machen werde?“

„Soll ich denn die Taille ganz nähen?“ fragte Madame Françoise bescheiden.

„Freilich, meine liebe Madame Schneiderin — natürlich! Ich werde doch nicht all den Firlefanz von Hinterstichen und Vorstößen und all den fingerstechenden Kram machen sollen? Wenn es nur nach mir aussieht, das ist Alles, was man verlangen kann?“

„Madame Françoise,“ sagte Ida, „bitte, geben Sie mir die Aermel, mit der Taille bin ich so weit fertig!“

„Fertig?“ fragte Madame zweifelnd, und fuhr nach-

dem sie die Arbeit einen Augenblick betrachtet hatte fort: „Wie, Fräulein, haben Sie das allein gemacht?“

„Das sieht wohl ganz allerliebst aus? Zeigen Sie doch einmal!“ riefen mehrere Stimmen durch einander.

„Jedenfalls wird es einer Ausstellung werth sein!“ meinte Therese lachend.

„Allerliebst ist es nicht,“ sagte Madame Françoise, „aber es ist sehr gut für eine junge Dame Ihres Standes.“

„Das ist aber sehr unrecht,“ fiel wieder eine Elevin ein; „an dem Unterschiede wird man gleich merken, daß diese Dame mehr selbst genäht hat als wir. Es ist abscheulich, so aus Eitelkeit oder aus kindischer Gewissenhaftigkeit, oder aus Heuchelei seine Cameradinnen zu verrathen!“

„Laß sie doch!“ rief hier eine andere, „das ist es alles nicht: sie hat nur kein Geld zum Bezahlen wie wir. Die Pauvren sind immer heilig!“

Ein lautes Lachen folgte.

„Nein,“ rief Adelheid, indem sie entrüstet aufstand, „das ist nicht wahr! Ida will gar keine Heilige sein und arm ist sie so wenig wie wir!

„Ich habe noch nie Jemanden verrathen, weder aus Eitelkeit, noch aus Mißgunst,“ sagte Ida ruhig, „aber ich werde auch nie gegen mein Gewissen handeln!“

„Närrin, dieses Mädchen!“ rief eine, wie es schien in dem Elevenkreise sehr angesehene junge Dame, „wenn sie wirklich glaubt, daß auch nur ein Mensch sich darum kümmern werde, wer es genäht hat!“

„Das glaubt sie ja eben auch gar nicht!“ betheuerte

Adelheid, deren Freundschaft stets warm und aufopfernd war, sehr eifrig; „Sie weiß recht gut, daß sie euch mit ihrer Arbeit durchaus nicht schaden wird!"

„Viel eher könnte es passiren, daß man fragte, welche ungelehrige Hand dieses unvollkommne Werk geliefert habe!" rief wieder eine Stimme.

„Natürlich, und Du allein hättest die Schande!" fiel die Erste wieder ein.

„Das weiß ich!" sagte Ida kurz.

„Das weißt Du? Also Du willst ausgelacht sein?"

„O nein!" antwortete Ida und ihre Wangen flammten.

„Aber warum bist Du denn so eigensinnig wie ein Amboß!" rief wieder die Erste.

„Mein Gewissen ist wie ein Ambos, und kein Hammer unbarmherzigen Spottes wird es erweichen!" antwortete Ida düster.

„Ich will barmherzig wie die Liebe selbst sein, Idachen," rief Therese lustig, „ich werde Sorge tragen, daß man das Kleid gar nicht sieht!"

„Die ist schlau!" rief eine Andere, „die weiß immer gleich für sich und Andere zu sorgen!"

„Aber ich habe doch wirklich sehr viel gethan!" rief Therese, „einen ganzen Rock zusammengenäht!"

„Den Madame Françoise gefalten und Mademoiselle Fölter mit dem Stoß und Mademoiselle Rohrfach mit einer Tasche versehen hat," fielen Andere ein.

„.... Die beiden Aermel ....," fuhr Therese sehr ruhig fort.

„Von denen der eine wieder ausgetrennt und der an=

dere umgenäht werden muß, ...“ halfen die Anderen ein;

„Und jetzt werde ich noch Knöpfe und Franzen annähen;“ schloß Therese sehr zufrieden, „ich habe das Möglichste geleistet.“

„Ja ja! die Kleider haben wir doch selbst genäht!“ riefen mehrere Stimmen, „Madame Françoise hat immer nur Taillen gehabt ....“

„Und getrennt!“ fiel Madame Françoise lächelnd ein.

„Und sie werden alle wie aus dem Magazin einer Modistin aussehen, wenn sie so dahängen!“ rief wieder eine andere Elevin.

Helene saß still an einer fernen Ecke des Tisches. Sie hatte an dem ganzen Gewirr keinen Antheil genommen und nähte unbemerkt und unbeneidet jedes Stück, das die Schneiderin ihr hinlegte. Madame Françoise nahm jetzt die von ihr zusammengeheftete Taille in die Hand und sagte: „Sie sind sehr fleißig, mein liebes Fräulein, soll ich Ihnen nicht helfen? Diese Naht ist äußerst mühsam.“

„Ich danke Ihnen, Madame, ich möchte mich daran üben.“

„Dieser Theil ist aber nicht ganz glatt, mein Fräulein!“

„Ich werde ihn auftrennen.“

„Ueberlassen Sie das Mademoiselle Rohrfach, es ist eine unangenehme Arbeit.“

„Ich danke Ihnen — sie wird müder sein als ich; ich will meine Fehler schon allein gut zu machen suchen.“

„Das wird Ihnen schwer fallen, denn es fehlt Ihnen die nöthige Uebung: der Unterricht hier im Stift ist zu

kurz und zu ungründlich, um eine wahre Kenntniß von der Sache zu geben."

„Weißt Du, Therese," rief eine Nachbarin, „wir wollen alle diese selbstgemachten Produkte an einen besonderen Stock hängen lassen, rechts die guten und links die schlechten; dann ist doch Sinn und Verstand darin!"

„Freilich!" antwortete Therese, „man wird dann gleich herausmerken, daß das die Arbeiten der faulen Schülerinnen sind."

Alle lachten, nur Adelheid schwieg und rückte verlegen Helenen näher. Bei ihr war die Eitelkeit keine geringe Triebfeder: ganz hinter den Andern zurückzustehen wäre ihr unerträglich gewesen und sie hatte sich daher nicht unbedeutend helfen und ihre Arbeit verbessern lassen; doch hatte sie es nicht so weit in einer gewissen nonchalance des Gewissens gebracht wie die meisten ihrer Freundinnen. Bei ihrer großen Lebendigkeit hatte sie von jeher wenig Vortheil von den Nähstunden gehabt, ja sie hatte sich ganz von ihrer entschiedenen Abneigung dagegen beherrschen lassen: es war also kein Wunder, daß ihr heutiges Probestück ganz nach einem Schülerstück aussah, aber auch kein Wunder, daß sie nicht in die Reihe der scheinbar faulen Schülerinnen gehören wollte, die mit ihrem Fleiße lieber weniger gute Selbstarbeit lieferten, als jene scheinbar fleißigen, welche ihr Lob aus fremdem Verdienst sammelten. Eitelkeit und Ehrgeiz lagen in Adelheids Brust zwar verborgen unter der kindlichen Unbefangenheit, die mit reinem Sinne auch nur den reinen Glanz der Welt sieht, und erinnerten, wenn sie zuweilen doch hervorblickten, nicht im entfern-

testen an jenes dunkle Metall, aus dem die Schwerter der Zwietracht und des Mordes geschmiedet werden: denn das Kindliche, Liebliche und Fromme, das, seit sie Gedanken fassen konnte, ihre Mutter mit Gebet über sie ausgegossen hatte, durchdrang so vollständig ihr ganzes Wesen, daß jene Fehler bei ihr nicht eigentlich wuchern und nicht in schroff verletzender Weise auftreten konnten, wie bei denen, wo der Einfluß eines in's Leben gedrungenen Christenthums fehlt; — aber immer sündigte sie hier und da durch dieselben, mit und ohne Bewußtsein, und war in den drei Jahren im Stift mit raschen Schritten auf dieser Bahn vorwärts gegangen, obgleich ihr Gewissen nie aufgehört hatte zu versuchen, der Sünde den Weg zu vertreten. So konnte sie es denn auch jetzt nicht über sich gewinnen, mit dem Schein der Ungeschicklichkeit im Kleidermachen aus dem Stift zu scheiden. „Madame Françoise," sagte sie halblaut, „meinen Sie nicht ...."

„Meinen Sie nicht, daß diese Naht Ihrer Schülerin wenig Ehre machen würde?" fiel Therese, die lustig und unbekümmert unter den Arbeitenden umherstreifte, um mit ihrem Witz den verkehrten Aermel zu rächen, ihr in das Wort und zog dabei die höchst unsichern Stiche Adelheids in einer so komischen Weise an das Licht, daß auch die ungeschicktesten Näherinnen sich zu lautem Lachen befugt glaubten, Madame Françoise aber mitleidig das Stück rasch in den Trennberg gleiten ließ und freundlich entschuldigend sagte: „das ist ja eine Kleinigkeit, das ist schnell umgenäht und geglättet und dann kommt es sicher an den Magazinstock!" und als sie einen Augenblick dar-

auf fortfuhr: „Da Fräulein Warndof, Ihre Aermel sind wieder gerade!“ verdrängte ein neues Lachen das frühere, diesmal auf Theresens Kosten, der es aber gar nicht schwer fiel auf das herzlichste mit einzustimmen. Und als dann mit dem Glockenschlage Madame und Mademoiselles von der Scheere mit all ihren Aermel-Hügeln und Taillen-Bergen sich zum Abziehen fertig machten, rief sie: „Ach welch ein Verlust, Madame Françoise! — morgen hört Ihr Glück und unser Unglück auf: dieses schreckliche Glück und dieses süße Unglück! Arme Madame Françoise, wir weinen um Sie!“ ohne daß die volle und stattliche Schneiderdame in ihrer Weltkenntniß und natürlichen Gutmüthigkeit den unfeinen Scherz übelgenommen hätte.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

„Nun endlich, endlich diese abscheuliche Arbeit fertig, die eine so reiche Erndte an sauren Gesichtern eingetragen hat!“

„Also aus dieser Arbeit schöpfen Sie die vielen sauren Gesichter, Fräulein Elvire?“ fragte Therese mit einer so maliciösen Unbefangenheit, daß die eilf jungen Stickerinnen umher kaum ein lautes Lachen unterdrücken konnten.

Elvire aber machte ein saures Gesicht von der besten Sorte und riß die Fäden mit solcher Gewalt aus dem Rahmen, daß die schöne Arbeit wirklich in Gefahr zu sein schien. „Freilich aus dieser Arbeit!“ rief sie mit bebender Stimme, denn seit Therese in ihrer Klasse saß, war sie

durch den naseweisen Humor derselben in steter Gereiztheit. „Wenn Fräulein Olga oder Fräulein Therese zu träge zum Lernen sind, dann sind natürlich immer die Broderien schuld; wenn heute ein Dutzend junge Damen und morgen ein Dutzend exercices fehlen, so sind natürlich die Teppiche schuld; und dann soll man sich wundern, daß jeder Lehrer nur finstere Blicke mitbringt und diese Amorspfeile auf die Klassendame abschießt!"

„Ach so!" sagte Therese gedehnt; „ich dachte, Sie sprechen von Ihren Gesichtern!"

„Nein, die habe ich Ihnen allein zu verdanken!" rief Elvire zornig.

„Freilich wäre es angenehmer, wenn die Amorspfeile in ihrer natürlichen Gestalt kämen," fuhr Therese ruhig fort, ohne auf Elvirens Antwort zu achten; „aber trösten Sie sich, Fräulein, sie bleiben auch in dieser rauhen Hülle immer Amorspfeile und in der kleinen Klasse werden Sie wieder süß!"

Die Mädchenschaar suchte diesmal verzweiflungsvoll nach einer Begründung ihrer lauten Lustigkeit, der sie keinen Zwang mehr anzuthun vermochte, und fand ihn endlich in einem verzogenen Zwirnfaden.

Therese war die Vertreterin der allgemeinen Stimmung der ersten Klasse, die Elvirens ewiges Kritteln und Gouverniren haßte. Wenn auch in dieser Klasse durchgängig ein Geist der Auflehnung und zu früh gefühlter Selbständigkeit herrschte, so wußte doch Niemand so gut die vermeintliche Unterdrückung seitens der Klassendamen an diesen zu rächen als Therese; Niemand hatte ein so

scharfes Auge für die verwundbarsten Stellen derselben und wußte sie so fortgesetzt mit unbedeutenden Stichen zu reizen, wobei sie den Anschein der heitersten Unbefangenheit zu wahren verstand. Elvirens Einfluß dagegen zersplitterte an ihrer eignen Aufregung: alles was sie sagte floß an dem vorgeblichen Respekt der jungen Damen wie ein Wasserguß an einer Marmorplatte ab.

„Es ist doch eigentlich eine ganz lustige Einrichtung!" sagte eine der Elevinnen, die ein an der Stirn der Klassendame heranziehendes Doppelgewitter fürchtete; „ob man wohl noch irgendwo in der Welt wieder so besorgt für unsere Liebhabereien sein wird?"

„Das kann wohl deine Liebhaberei sein," fiel eine andere ein, „ich aber fühle mich durchaus nicht behaglich, wenn ich den ganzen Tag am Rahmen gesessen und meine Augen bei Tapisserien angestrengt habe, und dann die Nacht zu Hülfe nehmen muß, um für all die versäumten Lehrstunden nachzuarbeiten!"

„Ha, ha!" lachte die Erste, „das thun auch nur Thörinnen wie du, die ihre Sache nicht zu führen wissen!"

„Meine Sache? — Nichts ist mehr meine Sache als mein Verstand, für ihn thu ich alles Mögliche; aber wozu diese Teppichmacherei gut sein soll, begreife ich nicht."

„Das ist nun wieder pure Eitelkeit! Du willst immer etwas Apartes haben. Wenn nur die Kaiserin deinen Namen in Perlen gestickt auf dem Teppich lesen könnte, dann würdest du alle Syntax lassen und dich wie die erste Hofdame betragen."

„Das kann wohl sein; weil ich aber diese Genugthuung

nicht habe, so muß ich immer an die Tage denken, die mir für den Unterricht verloren gehen; wenn ich sie zusammenzähle, so macht das gerade aus ......" sie zählte an den Fingern — „täglich zwölf Mädchen den Tag ......"

„Nun ja!" fiel die Erste wieder ein, „und am andern Tage wissen sie nichts von den Vorträgen der Lehrer! Das ist ja ganz erlaubt, das ist unser Privilegium! Wenn man drei Jahre Zeit hat Teppiche für ein kaiserliches Haus zu nähen, dann kann man doch wohl alle zwei Monate einen Lectionstag auf diesem Altar unterthäniger Zöglingsliebe opfern! — wir, die Coryphäen an den Stufen des Thrones!"

„Freilich!" rief Therese, „solche Liebe wiegt wenigstens ebenso schwer als — die Liebe zu den theuren Lectionen!"

„Natürlich! Darum braucht auch der Kopf nie nachzuholen, wenn die Hand statt seiner sich angestrengt hat," erwiederte die Erste lachend.

„Gewiß," antwortete die Zweite ruhig, „aber die sauren Gesichter der Lehrer, die täglich zwölf Ignoranten in ihrer Klasse zu versorgen haben ...."

„Die geniren mich gar nicht!" rief die Erste, „auf Zwölf vertheilt macht der Verdruß sehr wenig für die Einzelne aus!"

„Und dann werden auch diese kostbaren Entréebillets in die Gemüths-Panoramas gelehrter Herren nur der Würde einer Klassendame zuerkannt, und wir lassen bei diesen Vorstellungen immer gern dem Alter sein Vorrecht," sagte Therese mit feierlichem Pathos, das Elviren zugewandt war.

„Vergessen Sie nicht," rief diese, „daß unsere Würde nur einer größern vorausgeht, die auch den Trotz zu brechen weiß!"

„O mein theures Fräulein," entgegnete Therese, „wie sollten wir das vergessen, was wir durch Ihre gütige Bemühung täglich erfahren! — Nur eins ist mir recht ärgerlich," fuhr sie fort, als sie bemerkte, daß Elviren die Stimme versagte: „daß man unsere schönen Ballets abgeschafft hat! Ich tanze wie eine Taglioni und soll das nicht zeigen dürfen!"

„Die Kaiserin muß bemerkt haben, daß du furchtbaren Hang zur Eitelkeit hast!" sagte eine andere Elevin.

„Vielleicht bezweifelt sie auch deine Tanz-Muse!" fiel eine dritte ein.

„Nein, nein, das ist nicht möglich," betheuerte Therese; „sehen Sie nur, Fräulein Elvire, heißt das nicht Grace?"

Sie stellte sich mit der größten Unbefangenheit vor Elviren hin und schwebte in den anmuthigsten Bewegungen eines improvisirten Charaktertanzes eine Weile umher, die wiederholten: „Hören Sie auf, Sie sind nicht im Theater!" Elivens ganz unbeachtet lassend. Die Elevinnen fanden die Scene höchst amüsant und gaben ihr stürmischen Beifall und die junge Ballettänzerin hätte gewiß ein Dutzend Nachahmerinnen gefunden, wenn nicht Elvire, die mit alles überbietender Eile eben mit dem Herausziehen der Fäden fertig geworden war, schnell den letzten und größten Teppich auf die Erde ausgebreitet hätte. Da lagen sie in dem Saal umher, alle die jahrelangen Arbeiten von verschiedener Größe, die, wie bei jeder

Entlassung, als Andenken an die jetzt scheidenden Zöglinge der kaiserlichen Protectrice in dankbarer Verehrung dargebracht werden sollten. Die jungen Mädchen bewunderten ihren Fleiß, ihre Ausdauer, ihre regelmäßige Aufopferung von so und so viel Lehrstunden, ihren guten Geschmack, von dessen Dasein sie nie etwas gewußt hatten — und kosteten so wenigstens einmal das süße Gefühl des Bewundertseins, für den Fall daß es ihnen außerdem nicht weiter im Leben zu Theil würde.

„Das sind unsere Siegespalmen!" sagte Therese, indem sie auf die üppige Vegetation der Muster wies. „Acht oder neun Jahre der Verbannung überwunden, das ist wohl eines Siegeskranzes werth!"

„Das begreife ich nicht, warum du unsern Aufenthalt hier eine Verbannung nennst?" sagte Adelheid.

„Nun, du gerade hättest doch wahrlich Grund genug dazu!" warf Therese ein.

„Ich?" sagte Adelheid mit einem Seufzer. — „Nun, es sind zwei Jahre her, daß ich den dornigen Boden verlassen."

Therese verstand den Ausdruck in Adelheids Ton und Blick wohl, aber sie war gewohnt, jede Gewissensregung hinwegzulachen.

„Und jetzt bin ich recht glücklich gewesen," fuhr Adelheid fort.

„Glücklich?" lachte Therese laut auf, indem sie Arm in Arm auf den Corridor hinaustraten, um die gewöhnliche Promenade zu beginnen. „Hast du je auf Rosen gewandelt, seit du im Stift bist? Du frommes Kind steigst über die kleinen Rosenblätter hin und wenn die Dornen

darunter dich blutig stechen, so meinst du, das müsse durchaus Täuschung sein, du seist ja einzig über Rosen gegangen."

„Du machst mich unglücklicher als ich bin," antwortete Adelheid.

„Als du bist? Nun ja, du bist es gar nicht, dich kümmert die Ungunst unserer dirigirenden Sonne nicht, weil du ihre Gunst nicht gekannt hast. Aber das hältst du doch gewiß für ein Unglück, daß du jetzt ein ganz andres Mädchen geworden bist, daß du dich zu einer Selbständigkeit durchgearbeitet hast, daß du dir nicht mehr Alles verbieten lässest, was vernünftige Menschen erlauben, daß du in kleine Geheimnisse der Literatur gekukt hast, daß du ..."

„Therese!" sagte Adelheid, die den leisen Hohn und den halben Triumph dieser Schilderung nur dunkel durchfühlte, erschrocken — „das ist freilich kein Glück! ....."

„O das gerade ist es!" unterbrach Therese lachend ihre Freundin, „gerade das ist eins! Wie ganz anders wirst du jetzt in der Welt stehen! So fest, so sicher, so geübt im Wollen, so scharfsichtig im Erkennen, so bewandert in den Ansprüchen einer guten Gesellschaft ...."

„Therese," fiel Adelheid rasch ein, um das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen, „du bist mir noch immer etwas schuldig, weißt du es?"

„Dir? was könnte das sein? Ich habe dir je und je mehr gethan als du verlangtest?"

„Ach, Therese, quäle mich nicht mit diesen ewigen Anspielungen auf meine Gewissenlosigkeit. O ich wollte, ich hätte den Don Carlos erst später bei der Mutter gelesen;

jetzt muß ich die ganze Kette von Uebertretungen mit herumtragen!"

„Wenn du nur wüßtest, wie liebenswürdig du dich darin machst, meine kleine Adelheid!" schmeichelte Therese einlenkend. „Du bist jetzt eine junge Dame comme il faut, du hast jetzt den Fond, über die Maaßen anziehend und charmant zu sein. — Du warst damals ein ganz lächerliches Naturkind — siehst du, ich bin ganz stolz darauf, dir zu etwas Edlerem verholfen zu haben!"

„Ich glaube nicht, daß Mama ebenso dächte, wenn sie es wüßte," sagte Adelheid niedergeschlagen. „Ach ja — auch meine Offenheit, meine Unbefangenheit gegen sie — Alles ist anders geworden!" fügte sie seufzend hinzu.

„Wolltest du ewig ein Kind bleiben, das sich an der Mutter Schürze hält?" spottete Therese. „Sonderbares Mädchen! so befangen in wandelloser Kindheit. Andere sehnen sich, endlich einmal herauszukommen, endlich einmal frei zu sein und nicht von jedem Wort Rechenschaft ablegen zu müssen; sie sehnen sich darnach, endlich einmal ein ganzer Mensch zu sein, und du — weinst immer nach Mama! Du mußt doch eine schrecklich weiche und unselbständige Natur haben! — Aber sage mir doch," fuhr sie darauf schnell fort, „was für eine Schuld habe ich an dich?"

„Du wolltest mir einmal ein Geheimniß anvertrauen, — es sind über zwei Jahre her, — aber immer wenn ich davon anfing, hast du schnell abgebrochen. Jetzt werden wir uns trennen: willst du nicht nun zum Schluß dein Wort halten?"

„Ach trennen," sagte Therese lachend, — „nein, nein,

mein Liebchen, damit hat es keine Noth! Der Onkel Möhren hat mich schon auf einige Monate zu sich geladen, dann sollst du Alles erfahren; nur hier im Stift muß ich noch schweigen. Siehst du, wenn jetzt Feuer ins Dach kommt, dann verbrennen wir Alle mit!"

„Das klingt ja wie eine Verschwörung," sagte Adelheid trübe lächelnd.

„Es klingt so," antwortete Therese wichtig; „aber fürchte dich nicht, du kommst nicht um!" — „Laßt uns doch auch hören," rief sie dann Irenen zu, die mit einer Freundin an ihnen vorüberging; „du erzählst ja Mährchen wie aus Tausend und einer Nacht!"

„Nein," antwortete Irene stolz, „das sind Mährchen aus den Tagen der Zukunft!"

„Aha, jetzt wo die Vögel flügge werden, fangen sie wie die großen Vögel zu zwitschen an!" sagte Therese lachend. „Ja ja, kommt nur, das ist just was ich auch möchte!"

„Ich möchte nur nicht, daß es ein Mährchen wäre," wandte die Freundin ein, „das würde mir für Irene leid thun!"

„Es könnte sein, daß gerade das für sie gesund wäre!" bemerkte Therese; „sie ist sich immer ungeheuer vornehm erschienen."

„Irene machte eins ihrer hochmüthigsten Gesichter und maß ihre joviale Anklägerin. „Du denkst gerade so wie ich," sagte sie, „nur hast du weniger Grund dazu!"

Therese lachte hell auf. „Grund?" rief sie, „ich habe gar keinen Grund; aber ich werde wie eine Königin durch

die Welt gehen! Siehst du, Irene, Fürstenkinder giebt es wie Ameisen auf der Welt, besonders bei uns; eine Fürstin ist gar nichts, nur ein Titel; aber Verstand, Irene; Verstand, den sucht man eifrig auf, und der ist eben so rar wie die Fürstinnen alltäglich sind!"

„Nun so putze deinen Verstand ordentlich auf!" erwiederte Irene gereizt, „ich brauche den meinigen nicht zu einer passenden Stellung; ich werde gleich in die Kreise bei Hofe eingeführt, und später komme ich auch an den Hof selbst. Wenn ich aus dem Stift komme schenkt mein Vater mir einen Brillantschmuck, und meine Großmutter hat mir einen Brautschleier sticken lassen, der tausend Rubel kostet; vielleicht sprichst du einmal gütigst bei mir vor."

„Einen Brautschleier?" fragte Adelheid erstaunt, „bist du denn Braut, Irene?"

„Nein, noch nicht, aber wenn ich aus dem Stift komme werde ich sehr bald heirathen: ich habe ja zwei Millionen. Ich denke ich werde nur einen alten Fürsten nehmen, der funfzig oder sechzig Jahre alt ist."

„Warum denn einen alten?" fragte die Freundin.

„Weil der mit allem zufrieden sein wird, was ich thue. Dann ziehe ich jeden Tag ein andres Kleid an, das heißt drei Mal am Tage. Dann will ich auch nur um zwölf Uhr aufstehen ..."

„Um zwölf Uhr!" rief Adelheid fast erschrocken, „o der schöne Tag!"

„Nun, manchmal auch um elf; ich glaube wohl, um zehn Uhr niemals. Und dann laß ich mich täglich von Herrn Petit koiffiren. Darauf mache ich Visiten oder em-

pfange welche, am Abend aber fahre ich ins Theater oder habe Soirée bei mir ...."

„Und wenn dein Mann damit nicht zufrieden ist?" fiel die Freundin ein.

„O, der muß wohl!" sagte Irene entschieden, „ich will nur einen solchen haben, der seine Frau immer in Gesellschaft führt oder sie wenigstens gehen läßt und alles thut, was ich wünsche. Nur so werde ich ganz glücklich sein."

„Ja, das muß sehr schön sein!" seufzte die Freundin.

„Armes Mädchen, du wirst wohl zu Hause auf recht harten Stühlen sitzen!" sagte Irene herablassend mitleidig.

„O nein!" erwiederte die Freundin schnell mit feuerrothen Wangen, „das kann ich nicht, das habe ich Mama schon geschrieben; ich bin an ein zu gutes Leben gewöhnt! Warum hat Mama mich hierher gegeben. Ich möchte am liebsten gar nicht nach Hause; was soll ich in der Einsamkeit machen? Ich werde gewiß melancholisch."

„Du kannst zu mir kommen und mir vorlesen!" sagte Irene.

„Und ich weiß nur eine Seligkeit: wieder zu Mama zu kommen!" sagte Adelheid leise mit Thränen in den Augen.

„Ja, du bist einmal so ein rechtes Mutterkindchen!" spottete Therese.

„Du hast ja deine Mutter seit zwei Jahren immer hier gehabt, sie ist oft bei dir gewesen," sagte Irene, „und immer thust du, als wenn zehn Jahre dazwischen lägen!"

„O das ist etwas ganz Anderes!" sagte Adelheid, „es war auch so wunderschön, aber ...."

„Ja, du bist eine Gräfin Seville," sagte Irene's Freundin, „dir fehlt nichts, du weißt nicht, was das heißt, wenns zu Hause armselig aussieht!"

„O ich weiß aber, daß wenn Mama in einer Bretterhütte wohnen würde und Brodrinden essen," rief Adelheid glühend, „ich doch alles was ich habe darum geben wollte, um nur bei ihr zu sein und mit ihr zu darben!"

„Das ist eine heroische Kindesliebe!" sagte Therese feierlich. „Nun, es mag wohl auf die Mutter ankommen. Ich weiß nur, daß ich mich unendlich darauf freue, erst einige Monate beim Onkel Möhren zu sein; von da setze ich einen Fuß in die Sonnenberge — von da geht es in die Königsburg —."

„Das ist eine Heldin im Phantasiren!" sagte Irene verächtlich.

„Ich werde mich immer in ausgezeichneter Gesellschaft bewegen und die Fürstin Irene Aphanasjewa wird vielleicht um die Gunst bitten, in dieselbe aufgenommen zu werden!" antwortete Therese hoch herab.

„Montire doch deine arme Einbildung nicht so sehr," sagte Irene mit einer Empfindlichkeit, welche sie die ganzen noch übrigen letzten acht Tage hindurch nicht wieder los werden konnte.

In diesen acht Tagen war es, als stritten im Stift der Geist der Freiheit und der Geist des Zwangs in wechselnder Hoffnung mit einander.

Einer Auflösung ging dieses räthselhafte Treiben, dieser Krampf entgegen, das fühlte man klar; man wußte auch das Resultat voraus; aber es gab ein point de vue

das die Directrice eifersüchtig bewachte, das Entlassungs-examen, und ein andres das von den Zöglingen einzig und allein ins Auge gefaßt wurde, das Leben jenseits der Mauern. Und jeder Theil faßte die Bulletins seiner Tagesaufgabe von seinem Standpunkte aus ab; die von der Directrice bezogen sich auf das arbeitende Thun, die der Elvinnen auf Conversation und Betragen. Es war mit einem Male, als wären alle Palais der großen Stadt vor den Augen der Entlassungs-Candidatinnen abgedeckt, als bildeten diese aufgedeckten Geheimnisse des Luxus und des Wohllebens ein Kosmorama um sie her, das die geblendeten Zuschauer mit umschloß und in seine engsten Kreise zog; wenigstens schwebten alle ihre Gedanken, Neigungen und Wünsche mit ausgebreiteten Flügeln über jenen Stätten des Reichthums und Glanzes.

Hier wollte sich der Satz durchaus nicht bestätigt finden lassen, daß die Extreme sich berühren: denn wie extrem auch die Vorbereitungen für ein glanzvolles Examen und wie extrem die Hoffnungen und Erwartungen für den zweiten Lebensabschnitt in den unerfahrenen jugendlichen Gemüthern gespannt waren, — diese beiden Extreme wollten nirgends einen Berührungspunkt bieten, und es kostete von beiden Seiten viel Anstrengung und Mühe, sie nothdürftig so weit zu verbinden, wie es behufs des Examens durchaus nöthig war.

In dem kleinen Salon au rez de chaussée sah es wie in der Wohnung des Friedens aus. Ein voller Son-

nenstrahl fiel über die große Bibel mit Goldschnitt, die auf dem Tischchen am Fenster lag. Sie war nicht neu, sondern ein alter bewährter Hausfreund, der im schlichten Kleide einherging, weil er viel in dem Hause zu ordnen, einzurichten und zu bestimmen hatte. Einige Cellas mit ihren edeln weißen Blüthen schauten sinnend darüber hinaus, als hätten sie Blatt und Griffel nur empfangen um das Wort jenes Hausherrn darauf zu schreiben. Am andern Fenster stand noch ein Tisch mit einer Vase voll duftender Blumen.

„Ich weiß nicht, ob ich es darf!" sagte die Gräfin, welche über die Blumen hinweg sinnend zum Fenster hinausschaute.

„„Oder wohl ob Sie es vermögen? Aber sucht nicht die Liebe ewig Erinnerungen?""

„Es giebt Erinnerungen die dem Herzen zu wehe thun!"

„„Ich dringe nicht in Sie, Gräfin! — Ich habe drei lange Jahre ein Glück geträumt — ich hoffte, es sollte einst kein Traum mehr sein. —""

„Sie sprechen in Räthseln, Graf; nur für uns könnte ja ein Glück darin liegen — aber ...."

„„Sie fürchten den Schmerz! — und ich hatte kein Recht zu meiner Bitte!""

„Nein, lieber Arthur, es hat Niemand ein größeres Recht an uns — lassen Sie meine Töchter selbst entscheiden, machen Sie ihnen den Vorschlag, — stimmen sie für Vinnerhagen, so ziehen wir auf den Sommer zu Ihnen."

„„Das Waldsteinschlößchen könnte mir den Prozeß machen,"" sagte der Graf glücklich lächelnd.

„So wollen wir theilen," bestimmte Johanna mit ihrer alten Lebendigkeit, „erst ...."

„„Erst zu mir!"" bat der Graf dringend.

„Gut, erst zu Ihnen und dann ins Schlößchen!"

„Ins Schlößchen, Gräfin!" rief eine eifrige, wohlbekannte Stimme, deren Inhaberin eben eilig ins Zimmer trat. „Das ist ja herrlich, da kommen wir Alle zusammen!"

„Ja, meine liebe Mary, ich freue mich darauf!"

„Ach denken Sie aber nur, das seltsame Kind, die Lilly, hat ihre eignen Pläne!"

„Nun?"

„Sie hat sich schon bei der Gräfin Orontow als Gouvernante engagirt und will nichts von Sommerferien wissen. Ist das nicht ein trauriger Eigensinn?"

„Liebe Mary, Lilly's Beweggründe sind immer edel! Ein Kind, das für Mutter und Schwester seine Kräfte und sein Vergnügen opfert, verdient nur Anerkennung!"

„Ach ich fürchte ...."

„Was fürchten Sie, Mary, die nie etwas fürchtet?"

„Es ist wahr, es ist dazu noch nicht Zeit; — aber es ist doch ein thörichtes Mädchen! —"

„Warum kam Lilly nicht mit Ihnen?"

„Das gute Kind vergräbt sich in letzter Zeit in Religionsbücher; heute lebt sie eigentlich gar nicht, heute ist sie nur für morgen da!"

„Der Tag wird an ihr nicht ohne lebenslänglichen Segen vorübergehen! Ich fürchte bei Herminen ist es anders!"

„Ich fürchte aber Lilly wird eine Schwärmerin —

das geht zu weit! — Und diese Schuld tragen Sie, Gräfin, — warum haben Sie uns zu diesem Andachtsbrunnen hingedrängt, zu diesem Hyper-Pastor Schwanthal!"

„Diese Anklage kommt Ihnen doch nicht aus der Seele, Mary," sagte Johanna lächelnd; „ich weiß, daß ein verkappter Dank dahinter steckt."

„Nun, mit dem Dank ...." begann Mary zögernd, wurde aber durch die Ankunft noch eines Besuchs unterbrochen.

„Ach, meine liebe Möhren!" rief Johanna der Neueintretenden entgegen, „wie schön, daß Sie kommen! Bringen Sie nicht auch einige Vorwürfe für den Pastor Schwanthal mit, etwa den, daß er nur Schwärmerinnen bilde?"

Die Baronin schüttelte leise den Kopf.

„Ich glaube, das ist ihm noch nie widerfahren," sagte sie sanft; „ein kräftiges, gesundes Christenthum, wie er es giebt, kann nicht so falsch führen."

„Falsch? nun, das meinte ich auch nicht!" sagte Mary etwas verlegen; „ich finde es nur viel richtiger, wenn man wie Ihre Tochter die alte Lebensweise jederzeit beibehält. Ich bitte Sie um Alles in der Welt, wäre das nicht ganz abscheulich, für einen Tag im Jahr, allein weil ich morgen das heilige Abendmahl nehme, ganz besonders fromm und heilig zu sein? Das wäre doch pure Heuchelei! Und heißt das nicht sich selbst ins Angesicht behaupten, daß man dreihundertvierundsechszig Tage im Jahre ein Heide gewesen, wenn man es nicht wagt an diesem einen Tage, wo man nothwendig fromm sein muß, ebenso zu leben wie an den andern? Nein, nein, das ist alles Heu-

chelei, und die Schwärmer kommen am schnellsten dazu. Ihnen, Baronin, ists darin mit Ihrer Hermine viel besser gelungen; mein Kind ist jetzt wie aus dem Gießofen gekommen, rothglühend vor Eifer!"

„Mir?" sagte die Baronin, und der Schmerzenszug um ihre Lippen theilte sich dem ganzen Gesicht mit.

„Nun, confirmirt wird Ihre Hermine als Griechin freilich nicht, aber sie hat auch die ganze Fastenzeit hindurch Gesellschaften mitgemacht wie immer, und ich habe mir das zu Herzen genommen und Lilly ebenso vernünftig machen wollen, denn sie kann unmöglich wünschen, eine bessere Christin zu sein als die Baronin Möhren; aber da bin ich nicht von der Stelle gekommen: die kleine Confirmandin sagte immer: Nein, Tante, das kannst du nicht verlangen!"

„O wenn Hermine das nur einmal gesagt hätte!" flüsterte die Baronin. „Fräulein Schotten, bitten Sie um keinen andern Segen für Lilly: sie hat Alles empfangen, was sie braucht!"

„Aber das sind immer nur Sentenzen, Sentenzen!" rief Mary eifrig; „sagen Sie mir wie? warum? Kann niemand mir eine Antwort auf meine Einwürfe geben? Lilly ist ein Engel, aber wenn sie eine Heuchlerin würde, was hülfe dann all ihr Gutes?"

„Worin liegt denn die Heuchelei?" fragte der Graf.

„Seit sie Confirmationsstunden hat schlägt sie alle Einladungen zu Tanzvergnügungen aus; das Theater haben wir ohnehin selten besucht — jetzt ist gar nicht die Rede davon. Sie will nur still leben, liest und lernt viel, schließt sich oft stundenlang ein und kommt dann ernst

wie ein Heiligenbild wieder zum Vorschein. Wenn sie mit mir spricht, fängt sie immer von diesem und jenem an was sie in der Stunde gehört hat, oder sie liest mir ein Buch vor das Pastor Schwanthal empfohlen hat. Warum ist sie denn sonst zum Tanz gegangen, in Gesellschaft und Theater? warum konnte sie sonst andere Dinge reden und lesen?"

„Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über!" sagte der Graf.

„Das ist ja eben die Heuchelei!" rief Mary rasch, „das ists ja eben! Warum ist das Herz für diese Zeit anders? warum soll man in dieser Zeit weniger lachen und sich in ernsten Gesichtern üben?"

„Mary," sagte die Gräfin, „ich habe sie eine Zeitlang gesehen, da sahen Sie ganz anders aus als jetzt: Sie haben nie gelacht und sehr viel geweint, Sie haben nur ernste Worte gesprochen und hatten den Sinn für alles Lustigsein verloren. Erinnern Sie sich dieser Zeit?"

„O wie sollte ich nicht!" sagte Mary eifrig. „Aber wie können Sie davon reden? Wenn man so voll Schmerz ist, wenn man ein theures Familienglied zu Grabe getragen hat und bedenkt, wie es nun ohne dasselbe so leer und einsam sein wird.... ja, Gräfin, da fühlte ich ja den Schmerz, ich war ganz voll, ganz ergriffen davon, — ich habe den Mann meiner Nichte so sehr geliebt!"

„Aber doch nicht nach seinem Tode mehr? wenn es auch in solcher Zeit leicht so scheint," sagte der Graf.

„Nein, nein! vorher und nachher immer gleich!" rief Mary und ihre treuherzigen Augen wurden feucht.

„Und doch können Sie wieder lachen und fröhlich sein,

ohne daß es Ihrer Liebe zu ihm Eintrag thut, sagte Johanna; „nur wenn Sie an ihn denken, werden Sie ernst — können Sie denn Ihren Ernst und Ihre Trauer Heuchelei nennen?

Mary sah sie erstaunt an.

„Ich heuchele nie!" rief sie beinahe entrüstet, „aber Lilly hat keinen Grund zur Trauer!"

„Aber zum Ernst!" sagte Johanna. „Es ist für sie eine Zeit da, wo sie über ihr Herz klar werden, wo sie sich entscheiden soll, ob für oder wider Gott, — dazu gehört für ein aufrichtiges und wahres Gemüth tiefes, ernstes Nachdenken. Sie will nicht mit oberflächlichem Fürwahrhalten in die Christenschaar aufgenommen werden, sie will von ihres Herzens geheimsten Regungen Rechenschaft geben Dem, der Rechenschaft von ihr fordert, und will mit vollem Bewußtsein und unbeschränkter Zustimmung sich an das Bekenntniß derer schließen, die da den Namen ihres Hauptes, den Namen Christi tragen!"

Mary schien noch nicht überzeugt.

„Ich kann mich auf Ihre eigene Erfahrung berufen," sagte Johanna zu ihr: „denken Sie sich einmal in die Zeit der Entscheidung eines jungen Mädchens hinein. Wenn Jemand um Ihre Hand würbe und Sie wüßten nicht gleich einen Entschluß zu fassen — oder vielmehr, wenn Sie es ahnten daß ein Mann kommen wollte und um Ihr Herz bitten, wenn er Ihnen durch Wort und Blick und sein ganzes Wesen diese Absicht lange vorher verriethe und Ihnen so Zeit gäbe, sich auf die Antwort vorzubereiten, die Sie zu seinem Eigenthum machen sollte: glauben

Sie daß Sie in dieser Zeit so leichten Sinnes, so lachend, so fröhlich sein könnten wie sonst immer?"

Mary dachte einen Augenblick an ihre Jugendzeit zurück — da lagen viele, viele köstliche Erinnerungen. Sie sah kein fremdes Bild in dem gezeichneten; ihr Herz stand noch nicht so hoch über jener Zeit, daß es nicht ein Nachleuchten aus derselben hätte empfinden können; auch scheute es nicht altjungferlich vor den Umrissen zurück, welche die Gräfin entworfen hatte, und ihr scharfer Verstand faßte schnell den Punkt auf, den sie erläutern sollten. „Ich verstehe Sie, Gräfin," sagte sie langsam. — „Ja, es giebt Zeiten, wo das Herz besonders erfüllt ist von einem Gedanken, von einem Gefühl! — Es muß sogar so sein," fuhr sie sinnend fort, „nur ein leichtsinniges Gemüth kann das umgehen! — und auch das nicht! — Nein, Gräfin, das ist nicht Heuchelei, aber ...."

„Liebe Mary," sagte Johanna warm, „Sie haben mich ganz verstanden: die Zeit vor der Confirmation ist die, da der HErr das Herz auf die Frage vorbereiten will, ob es Ihm, ganz Ihm angehören will. Und wenn es auch schon lange weiß, daß es Ja sagen will, so fühlt es doch, daß es erst noch würdiger werden muß, Dem eine Antwort zu geben, der der Allerhöchste ist. Das Herz das ein Ja auf ewig sagen soll, kann nur ernst und nachdenkend sein."

„Sie glauben also doch, daß es nicht immer so bleiben wird? Lilly wird künftig wieder für die Menschen zu brauchen sein?" sagte Mary.

„Jetzt wird sie erst recht zu brauchen sein," sagte die Gräfin mit ihrem eigenthümlichen, lebendig strahlenden

Lächeln, das in letzter Zeit wieder wie der Sonnenschein durch die Nebel des Schmerzes hindurchleuchtete mit all dem alten vollen Zauber einer begeisterungsfähigen Seele; „jetzt werden die Menschen viel mehr von ihr haben als früher und besonders Tante Mary wird ihr ganzes Herz dadurch erquickt fühlen.“

Mary lächelte, als sie ihren Liebling so entschuldigt sah und gab sich redlich Mühe, von den schönen Aussichten Ueberzeugung zu gewinnen, welche die Gräfin ihr eröffnete.

Die Baronin hatte während des letzten Theiles dieses Gesprächs mit niedergeschlagenen Augen dagesessen. „Aber, meine theure Baronin, warum sehen Sie denn so traurig aus?“ wandte sich jetzt Mary in ihrer zurückkehrenden heiteren Stimmung zu ihr, „Sie haben doch keine Ursache dazu, Ihre Hermine ist ja schon da, wo ich Lilly hin haben möchte. — Wenn alle Mädchen solche Enthusiastinnen wären wie Lilly, so würde es bald unerträglich sein für die Vernünftigen.“

„O ich wünschte, ich hätte etwas davon an ihr zu zu tragen!“ sagte die Baronin halblaut.

Mary lachte herzlich.

„Sie sind wirklich eine raisonablere Mutter, als ich es Ihnen zugetraut, meine liebe Baronin!“ fuhr sie fort. „Wenn ich Sie ansah dachte ich immer, Hermine würde zu solcher Zeit im Jahre wie ein Klosterfräulein umherwandeln; statt dessen springt und hüpft sie, ganz wie ihr Herz es thut — das ist eine allerliebste Toleren; von Ihnen, über die ich mich sehr freue.“

„Es ist nicht leicht dem Strom ein andres Bett zu

graben, wenn Der es nicht thun will, der die Herzen lenkt wie Wasserbäche!" sagte die Baronin sehr ernst und verließ das Zimmer, nachdem sie die Anwesenden gegrüßt hatte.

„Aber wer hat denn den Strom so frank und frei gebettet?" sagte Mary, indem sie ihr sinnend nachblickte; „ich hatte geglaubt, die Mutter leite ihn?"

„Nein, hier ist es des Vaters Hand, die seinen Lauf bestimmt," sagte Johanna; „die Mutter darf nur beten und leiden!"

Mary schwieg; worin das Leiden lag faßte sie aber noch nicht; nur das sah sie, daß das blasse Angesicht der Baronin deutlich davon redete.

Eine Viertelstunde später saß Johanna wieder allein unter ihren Blumen — oder auch nicht allein: es war ein andrer Gast und Hausfreund bei ihr.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

In dem Dortoir der ersten Klasse saßen am Abende des Tages, an welchem die abgehenden lutherischen Zöglinge confirmirt worden waren, diese beisammen; die Schrift lag aufgeschlagen neben ihnen.

„Du siehst den ganzen Tag so bleich aus, Ida," sagte Adelheid theilnehmend, „ich begreife nicht, warum du nicht froh bist? Du hast gewiß alle Ursache dazu, denn nun hast du ja volle Sicherheit, daß du auf dem Wege bist, denn du suchtest."

Ida lächelte, aber mit dem Ausdruck tiefen Ernstes. „O auf dem Wege bin ich wohl!" sagte sie und ihre Stimme bebte vor innerer Bewegung, „Grund habe ich unter meinen Füßen und bin an der Hand eines guten Führers gegangen; aber zur Freudigkeit bin ich noch nicht gekommen."

„Auch heute nicht, Ida?"

„Auch heute nicht!"

„Und ich bin so unaussprechlich glücklich!" rief Adelheid, „und Helene auch! Denke doch nur: zum ersten mal an dem Tisch des HErrn gesessen, zum ersten mal so ganz mit Ihm vereinigt! ....."

„Zum ersten mal so unbeschreiblich großer Gnade gewürdigt!" fuhr Helene fort.

„Das ist es eben, was ich nicht fasse!" rief Ida, „Ich solcher Gnade gewürdigt; und doch kann ich ihrer nicht würdig sein. Angst und Zweifel halten mich umklammert."

„Ida, glaubst du denn nicht, daß der Heiland dir alle deine Sünden vergeben hat, wie der Pastor es sagte; glaubst du das nicht?" fragte Adelheid erschrocken.

„O ich glaube es, ich will es glauben, meine ganze Seele hängt daran; aber mit Zweifeln und Bangen. Es ist als zögen diese mit ihrer Schwere die Gewißheit des Wortes in die Tiefe. Wie soll ich es denn glauben, wenn ich es gewiß fühle, daß ich wieder sündigen werde, wenn ich weiß, daß ich nicht die Kraft habe von mancher Sünde mich loszureißen? — Ich werde über kurz oder lang wieder auf dem Pfade des Hochmuths und des Trotzes und der Bitterkeit sein; soll ich dann hingehen mit keckem An-

gesicht und neue Gnade nehmen? Heißt das nicht dem Heiland ins Angesicht schlagen?" Ida's Gesicht war, während sie dies sagte, noch bleicher geworden; in ihren dunkeln Augen zitterte ein ungewisser Glanz wie Thränen, ohne daß sie indeß weinte.

„Ich glaube doch, dein Herz hängt mehr an dem HErrn als an der Sünde!" sagte Helene zuversichtlich, indem sie mitleidig sie ansah.

„Glaubst du das, Helene?" rief Ida, und einen Augenblick leuchtet es wie Sonnenlicht in ihren Zügen. — „Ach nein, ich weiß ja das Gegentheil!"

„Und glaubst du wirklich, daß dein Heiland — Er ist ja doch dein, du willst ja, daß Er dein HErr sein soll, nicht wahr?"

„O ja, gewiß! ich will nur Ihn, ich hänge mich an Ihn, ich will Seine Magd sein, — aber ach! ich kann nicht — ich diene immer wieder zweien Herren!" — Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

„Glaubst du denn, daß dein Heiland," fuhr Helene fort, „der auch dich will, dein Herz wird verbluten lassen? Er will ja nicht deinen Tod! Er wird deine Wunden verbinden. Glaubst du nicht, daß Er Heilmittel für sie hat?"

„Ach Helene, du hast es leicht zu glauben! Du warst ein gutes, sanftes Kind von Anfang, du hattest fromme Eltern, du weißt ja nicht was Sünde heißt, du kennst solche Gedanken nicht, die sich wider Gott auflehnen, du weißt nicht was bewußter Trotz, was Gewissensangst ist, du hast nicht mit dem gewaltigen Fürsten dieser Welt in dir zu kämpfen, du hast nichts woran er dich festhält —

wie soll ich denn deinen Trost annehmen, wenn er auch noch so schön klingt? Ich kann ihm nicht trauen. Du kennst die Grenze nicht, wie weit er anzuwenden ist."

„Nein, Ida, so ist es nicht!" rief Helene und ihre Wangen färbten sich leise. „Kampf mit der Sünde ist in uns Allen, und wenn ich von Jugend auf mehr richtigen und sorgfältigen Unterricht und somit vielleicht noch bessere Erkenntniß empfangen habe als du, so wird von mir gewiß auch einst um so schwerere Rechenschaft gefordert werden. Das Verhältniß bleibt immer gleich und jener Trost paßt überall, glaube doch der Schrift, sie lehrt ja keine Ausnahmen!"

„Ach das alles ist noch keine Antwort auf die Frage, die wie ein Widerhaken in meinem Herzen sitzt!" sagte Ida traurig. „Nein, nein, Helene, du kannst mir darauf auch nichts sagen; du kennst das nicht."

„Ja, Ida, wenn du deine Sünde erkannt hast, dann mußt du sie auch lassen, sonst treibst du ein Spiel!" sagte Adelheid eifrig.

Ein schmerzlicher Zug legte sich um Ida's Lippen. „Und wenn ich das nun nicht kann?" sagte sie mit halblauter Stimme.

„Ihr wißt nicht, was in einer wilden, leidenschaftlichen, unbeugsamen Natur vorgeht; ihr seid wie der See des Thales, der nichts ahnt von der Brandung im Ocean; ihr gehört zu den wenigen Auserwählten, die Christen sind durch Erziehung und durch Anlage. Wie die Menge da draußen ringt mit Unwissenheit, Aberglaube, Verkehrtheit und Unglaube, wie die Kräftigen zweifeln und die Schwa-

chen verloren gehen, davon habt ihr in eurer friedlichen Zelle nie etwas geahnt!"

„Und woher weißt du das?" fragte Adelheid.

„O ich habe in meiner Kindheit schon mitten in solchem Kampfe gestanden; und wenn das Kind auch die Bewegungen der Seele dabei nicht zu gewahren scheint, oder wenigstens sich nicht Rechenschaft von denselben geben kann, — unheimlich sind sie ihm doch, und wenn es einmal aus solcher geistigen Nacht ans Licht tritt, dann sieht es wie schwarz die Flecken an seiner Seele sind, und dann begreift es auch warum es ihm so unheimlich war."

„Du magst Recht haben, liebe Ida," sagte Helene sanft, „so viel Urtheil als du habe ich gewiß nicht; aber das Eine hat uns Pastor Schwanthal doch oft gesagt, und wenn ich es nicht glauben dürfte wäre ich sehr unglücklich: daß es genug ist, wenn wir redlich kämpfen und den HErrn Christus um seinen Beistand bitten. Wir können ja hier nicht rein von Sünde werden, wenn aber nur unser Wille rein ist ...."

„Aber auch der ist es bei mir nicht!" sagte Ida leise, „auch der nicht! Ich habe sonst einen festen Willen, aber der Sünde gegenüber bin ich wie Thon — sie formt und bricht mich, wie sie will."

„Ach, sei es doch dem HErrn gegenüber!" erwiederte Helene in dringend bittendem Tone: „laß dein Herz von Ihm formen und brechen! Weißt du, Ida, auch deinen Willen kann Er leiten und wenden, du mußt Ihn nur darum bitten!"

Ida lächelte trübe. „O ich wollte," sagte sie, ich

spräche nur einmal einen, nur einen einzigen Menschen, der so schwer mit seiner Härte, seinem Trotz, seinem Unglauben zu ringen gehabt hat, dessen ganzes Herz so mit Sünde angefüllt gewesen ist wie das meinige!" rief sie, „und der so recht zum Frieden gekommen ist; ich wollte hören, wie sein Eigenwille vor den HErrn geschmolzen, wie seine Lieblingssünden in ihm gestorben sind. O ich möchte ihn so Vieles fragen!"

„Aber du darfst ja nur den Pastor Schwanthal fragen," sagte Adelheid rasch, „ihm wirst du doch glauben? Du hast ihn bisher auch zu wenig gefragt; er wußte gar nicht, was in deiner Seele vorgeht."

„Eins hoffe ich gewiß," setzte Helene hinzu, indem sie voll inniger Wärme Ida's Hand faßte, „dich wird der HErr so nicht lassen! Er wird dir über alle diese Fragen hinweghelfen; du willst Ihm ja dienen und Er will dein HErr sein!"

„Nun da sitzen sie alle Drei beisammen — wie die sibyllinischen Bücher!" rief Therese, indem sie mit einer Freundin ins Zimmer trat, „drei wahre alte Jungfern! Ist's nicht so, Adele? Sieh' doch nur wie ehrbar!"

„Das kannst du ihnen heute schon verzeihen," sagte Adele; „heute dürfen sie wohl ernst sein! Könntest du nicht ihnen zu Gefallen etwas weniger lustig sein?"

„Weniger lustig?" rief Therese, „ich denke, heute gerade soll ich froh sein in meinem neuen Christenorden!"

„Therese," sagte Adelheid mit glühenden Wangen,

„ich bin auch sehr froh, aber ich muß doch noch viel mehr ernst sein!"

„Ach so, mein kleiner Nix: du denkst, mit der neuen Würde muß doch etwas an dir anders werden! Nun, du magst ehrlich sein, ich bin es aber auch, und ich halte es damit, immer dieselbe zu sein und mich immer zu zeigen wie ich bin. Ist das nicht recht?"

„Nein!" rief Adelheid eifrig, „das ist sehr unrecht, Therese; du sollst gewiß nicht so bleiben, wie du bist, du sollst ganz anders werden; du bist so furchtbar leichtsinnig!"

Therese lachte laut. „Hört doch den kleinen Adjunkten des Pastors!" rief sie, „treibt da innere Mission! Das ist wirklich lustig! Warte noch ein wenig, bis ich beim Onkel Möhren bin, — jetzt habe ich zu viel mit dem Examen zu thun!" und damit sprang sie wieder zur Thür hinaus. —

In der letzten Zeit hatte besonders Adelheid eine große Veränderung an Theresen bemerkt: es war als fiele ein Schleier nach dem andern von ihrem Gesicht, als sähe man erst jetzt ihr ganz in die Augen, aus denen es so oft wie ein Schalk hervorgeguckt hatte, welchen wenigstens Adelheid bisher für Theresens wahres Wesen gehalten, und welchen diese auch immer wieder vorgeschoben hatte, so oft es mit ihrer waren Gesinnung nicht hatte gehen wollen. Jetzt, meinte sie, könne die Larve fallen, jetzt brauche sie Adelheid nicht mehr. So stand denn jetzt der Leichtsinn Theresens in so grellem Lichte vor Adelheids Augen, daß dieselbe erschrak und nichts sehnlicher wünschte, als daß sie die Macht habe mit gewaltigen Worten zu dem Herzen ih-

rer Freundin zu reden, mit Worten, welche dieselbe vor dem Verderben bewahren könnten.

„O ich wünschte," sagte sie zu ihr, als sie an demselben Abende noch einmal allein mit einander sprachen, „ich wünschte ich wäre ein Pastor und könnte mit solcher Kraft zu dir reden, daß meine Worte nie wieder aus deinem Herzen wichen; — aber leider kann ich das nicht, und Pastor Schwanthal kann es wohl auch nicht. — O meine liebe Therese, wenn du doch nur heute einmal ernst sein könntest und über das große Wort nachdächtest, daß du den Leib und das Blut des HErrn genossen! Meine gute Therese," rief sie fast weinend, indem sie ihr um den Hals fiel, „o ich wäre so glücklich, wenn ich dich nur Einmal recht ernst wüßte! Die heiligen Dinge machen ja immer froh und ernst zugleich!" Aber Therese lächelte nur und meinte, sie hoffe einer so langweiligen Gewalt wie der des Ernstes nie anheimzufallen.

In dem stillen Zimmer nach Osten hin, wo die Blumen ihre Blätter sonnten und wo aller Friede des Hauses wie in einem Brennpunkt sich sammelte, saß die Baronin Möhren vor ihrer Physharmonika. Die Töne schwiegen schon lange, sie hatte das blasse Angesicht geneigt, als lauschte sie ihnen noch — doch es waren andere Töne, denen sie lauschte, Schmerzenslaute ihres Herzens waren es, die das Ohr eines barmherzigen Samariters suchten, eines Helfes, der immer am Wege stand, wenn sie zerschlagen und verwundet daherkam.

Die Baronin war nicht müde geworden ihr heiliges

Mutterrecht an dem Herzen eines Kindes geltend zu machen, das Ehrgeiz und Glaubenstrennung ihren Händen zu entwinden strebten. Sie war nicht müde geworden immer und immer wieder mit der Schrift in der Hand die Schwelle des Zimmers zu betreten, an dessen Wänden sich sonst nur der Wiederhall von Bällen und Lustbarkeiten brach, immer und immer wieder mit einem Wort der Liebe und der göttlichen Gnade dem Herzen eines Kindes nachzugehen, das die Eitelkeit des Vaters und die Oberflächlichkeit der Gesellschaft in ein seelenloses Dasein versinken ließen, dessen höchster Gedanke nicht einmal bis zu der Pforte sich verstieg, an welcher das irdische Leben aufhört. Sie war nicht müde geworden; aber die Strömungen der Welt schwemmten immer und immer wieder ihr Werk hinweg, trugen die treuen Worte des frommen, tiefbekümmerten Mütterherzens, die sich mit dem Druck des Vorwurfs auf das Gewissen des Kindes legten, immer bald davon. Nicht einmal eine Zeit der Confirmation konnte sie, deren Seele so unaussprechlich unter diesem geistlichen Geschiedensein litt, ihrem einzigen Kinde näher bringen — es hatte ja keine! Confession, Neigung, Stellung, Alles verband sich, das Theuerste was sie auf Erden besaß loszutrennen von ihrem Herzen und mit allen Rechten des Besitzes dem Manne zuzusprechen, dessen haltlose Anschauungen vom Leben wuchernd über seinem eignen Haupte zusammenschlugen und auch die Tochter begruben, — dem Manne, der über seine Ansprüche an das diesseitige Leben trotz einer besseren Ueberzeugung, die im tiefsten Grunde in ihm ruhte, nicht mehr Herr zu werden,

und so natürlich auch nicht diese Ueberzeugung in die Seele seines Kindes zu übertragen vermochte.

Wohl hatte die Baronin, als sie Lilly kennen gelernt, diese anzuziehen gesucht. Sie hatte gehofft, eine Freundschaft zwischen den beiden jungen Mädchen herbeizuführen, aber es war ihr das nur theilweise und ohne den ersehnten Einfluß gelungen. Tante Mary hatte zwar mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, eine liebenswürdige und angesehene Bekanntschaft zu machen; aber Lilly hatte für das zweite Prädikat gar kein Verständniß: ihr galt nur der Mensch mit seinem inneren Leben etwas, seine Stellung in der Welt konnte ihr weder imponiren, noch sie locken; das erste aber, in dem Sinne wie sie es verlangte, vermißte sie an Herminen, deren Leere sie ermüdete und deren Gesinnungslosigkeit sie abstieß, gänzlich. So wollte sie sich denn nicht durch Herminen die große, ernste Zeit der Vorbereitung beeinträchtigen lassen; sie meinte in ihrer Schwäche volle Berechtigung für die ungetheilte Sorge um ihre eigene Seele zu finden und zog sich leise von den häufigen Besuchen zurück, die Tante Mary im Möhren'schen Hause machte, weil sie nicht nur die Baronin, sondern auch den glänzenden Wiederschein des Sonnenbergschen Hauses, in den sie auf diese Weise ein wenig mit eingeschlossen wurde, liebte.

An der Gräfin Krankenbette hatte die Baronin die Bekanntschaft des Geistlichen gemacht, der so wunderbar mit dem Worte des Friedens in das Herz des Menschen zu dringen und doch den Stachel des Gewissens zu schärfen verstand. Seitdem war er es, der ihr schon oft Trost und

Muth gebracht hatte, und sie suchte so oft es möglich war Hermine an den Stunden theilnehmen zu lassen, die Pastor Schwanthal ihr widmen konnte. Doch war diese meist so beschäftigt mit den Vorbereitungen zu einer Soirée, oder so ermüdet von einem Ball oder von den musikalischen Unterhaltungen abgehalten, die in jenem Kreise häufig die Stunden des Tages ausfüllten, daß sie für Schwanthals Besuche weder Zeit noch Ruhe des Geistes hatte. So wurden allmählich alle Thüren verschlossen und die Mutter mit all ihren Hoffnungen für die Seele ihres einzigen Kindes ganz allein auf das Gebet und auf das Vertrauen zum HErrn verwiesen.

Heute, hatte sie still gehofft, heute werde sich eine kleine Pforte zum Herzen der Tochter öffnen. Leicht erregbares Gefühl war die faßbarste Seite an Herminen. Wirklich hatte auch der feierliche Augenblick der Confirmation einen Moment tiefer Bewegung in ihr erweckt; es war als zöge in einem Bilde ihre eigene innere Armuth in einer Lazarusgestalt vorüber, die sie erschreckte; es war als sähe sie plötzlich all die glänzenden Freuden entschleiert vor ihr stehen und mit hohläugigen Angesichtern von ihrer Vergänglichkeit und von ihrem Todesleben sprechen! Einen Augenblick fühlte sie fast einen Schmerz darüber, daß sie die Zeit der Vorbereitung, den Unterricht des Geistlichen, der heute so ergreifend den Herzen der jungen Confirmandinnen predigte, nicht hatte theilen dürfen und daß ihr eine solche Wohlthat ganz geraubt sei. Doch schon zwei Stunden darauf war der Eindruck wie ein Schatten zerflossen. Die Baronin war aus dem Zimmer ihr Tochter zurückge-

kehrt, — sie hatte ein Gespräch gehabt, das auf den Grund jener Anregung gebaut war und hatte denselben schon im Zerrinnen gefunden unter den lockenden Gedanken an eine Gesellschaft, welche die Sonnenbergs heute Herminen zu Ehren gaben, und welche daher diese mit ganz besonderer Sorgfalt für ihre Person erfüllte.

Da saß nun die Baronin in ihrem kleinen Heiligthum, die ganze Seele voll Weh, das ganze Herz blutend.

Und wieder in einem stillen Zimmer nach Osten hin, wo die Blumen ihre Blätter sonnten und Alles von dem tiefen Frieden des Hauses Zeugniß ablegte, lag eine Mutter in stillem Gebet. Aber auf ihrem Angesicht war Jubel und Freude und lauter seliger Dank! Sie wußte gewiß, daß ihre Kinder dem HErrn angehörten, sie durfte hoffen, daß sie ihr Leben hindurch den Schwur der Treue nicht brechen würden, den sie heute dem HErrn geschworen; sie konnte dem gnädigen und barmherzigen Gott Dank opfern aus einem vollen, überströmenden Herzen, das von der täglichen Gnade seines Heilands ganz und gar lebte. — Diese Mutter war Johanna von Seville.

Vierunddreißigstes Kapitel.

„So bleibe doch nicht da unten stehen; da fängt man dich gewiß am ersten!“

„„Meinst du? Ich habe es mir eben auch bedacht — ich gehe lieber wieder nach Hause.““

„So phlegmatisch habe ich dich im Leben nicht gesehen; oder bist du furchtsam?“

„„Nein; ich bin aber nicht dabei interessirt.““

„Du? — Schlaukopf! Bin ich es vielleicht?“

„„Ich vermuthe es.““

„Entweder bist Du eifersüchtig oder deine Hasennatur hat sich großartig herausgebildet!“

„„Vielleicht beides.““

„Nein, das ist zum Tollwerden! Du bist der allergrößeste Phlegmatiker auf der Erde! Und unendlich feige — du bist zu ......“

„„Du bist ein Zelot für deine Eroberung, Boris! Glück auf den Weg! Ich gönne sie dir von Herzen.““

„Du bist ein wahnsinniges Räthsel, Wladimir! — ein endloser Knoten von Unsinn ......“

„„Ereifere dich nicht so, kleiner Brausekopf, ich könnte mitleidig werden und das würdest du übel nehmen!““

„Aber so sage doch nur, wie du zu verstehen bist?“

„„O das ist sehr einfach gesagt: mir liegt nichts daran, sie zu sehen!““

„Ach so! — Nun so lebe wohl! Du sprichst zum Erbarmen! — Aber beeile dich so sehr du kannst — unten wirds immer bunter; im Gedränge kommst du am besten wieder hinaus! — Da fahren drei Wagen auf einmal vor, das ist eine herrliche Gelegenheit unbeachtet durch das Thor zu kommen; mache schnell!“

Wladimir ging lachend die halbe Treppe wieder hin-

unter und verlor sich unter den vielen Kutschen, die vor dem Hauptflügel des Gebäudes standen.

Feierlicher als je sah es heute in dem großen Empfangssaal des Stiftes aus. Die gewaltigen Lüstres brannten in ihrer vollen Würde; der Raum hinter der Balüstrade füllte sich mit einer glänzenden Gesellschaft; hinter allen Säulen, die ganze Länge des Saales hinunter, guckten unberufene oder entréefreie Gesichter hervor.

Der andere Theil des Saales war noch frei; still und stolz korrespondirten die Wachskerzen mit dem glänzenden Parquet, und weicharmige Polsterstühle mit rothen Sammetkissen rahmten die große Bühne der Erwartungen ein. Den Lehnstühlen gegenüber nahmen verschlossene Tonschätze, deren Eröffnung zu großartigen Hoffnungen berechtigte, die Mitte des Terrains ein — ein Halbkreis von sechszehn Flügeln.

Jetzt ging die große Mittelthür auf und in langsamem Zuge breiteten sich die schneeweißen Reihen der Entlassungsklasse um die Instrumente aus. Offenbar war hier nur auf die Schattirungen der Geister und Talente Rücksicht genommen, denn die jungen Damen der ersten Reihe nahmen paarweise vor den sich öffnenden Flügeln Platz; die zweite Reihe stand hoch aufgerichtet mit großen Singheften hinter ihnen; die dritte studirte an der Rolle der Statisten; ob damit ihrem Malergenie Zeit gegeben war Contouren zu Portraits und Scenen, ob ihrem Dichtertalent Muße Stoff zu neuen Schöpfungen zu sammeln, oder ihrem Witz

und Scharfsinn Gelegenheit sich in Bemerkungen, oder ihrer Untüchtigkeit Zeit sich in der Demuth zu üben, vielleicht auch noch längere Gelegenheit Vorbereitung und Sammlung zu finden? — kurz, diese lebendige Folie bestand jedenfalls aus Musik-Fremden. Hie und da aber ragte im tiefen Hintergrunde eine Klassendame in ihrer dunkelgrünen oder blauen Stiftstracht hervor und zählte die Häupter ihrer Schaar.

Noch eine Pause — der Strom der großen Verwandtschaft rauscht nicht mehr die breiten Stufen der Entrée herauf, aber doch läßt die Eröffnung noch auf sich warten. Endlich gehen wieder die großen Flügel der Mittelthür auf, und herein tritt wie eine Königin die Directrice und um sie her die Sterne des Stiftshimmels.

Die Armstühle waren gefüllt, die Thüren schlossen sich, ein fürstlicher Blick sprengte den Bann — und plötzlich riefen zweiunddreißig Stimmen den erwachenden Tönen der Metallsaiten ihren Morgengruß zu. Anfangs schien es freilich auf dem Tonmeere erst Zeit der Ebbe zu sein: leise spielten die heranrollenden Wellen in der Ferne, und darin lag etwas Begünstigendes, denn es wurde so hier und da ein halber Akkord verhüllt, der in unverhüllter Nähe vielleicht unangenehm fühlbar geworden wäre. Warnend hörte man durch die Flut der Töne die Muschelbläser ziehen und von Sirenengesang erzählen, der nie ein Menschenohr berühren dürfe — und die Vorsicht wußte denn auch vor so gefährlicher Nähe zu bewahren. Aber lauter und lauter rauschten nachher die Wogen der Töne. — Jetzt noch eine letzte coquette Cadence, der Schlußakkord,

und eine fragende Stille — ein piquanter Contrast nach so viel Bravour.

Die Pianistinnen erhoben sich — und drüben leuchtete der große Lüstre wie ein milder, lächelnder Mondschein. — Ein Nicken, ein huldvolles Augenwinken, eine gnädige Handbewegung wurden mit anmuthiger Herablassung dem ganzen Chor als Preis zuerkannt und schmückten die jungen Empfängerinnen mit einem wundervoll stolzen Selbstbewußtsein.

Wieder gingen die großen Thüren auf, zahllose Scharlachlivreen eilten herein und in drei Sekunden war das ganze Piano-Orchester verschwunden, bis auf zwei Flügel, die als Grundsteine zu einem neuen Gebäude des Ruhmes noch ferner einen Raum beanspruchen durften. Zwei der jungen Damen traten zu ihnen hin.

„Ach, Mama, ich würde unter die Erde sinken!"

„„Ja, mein Kind, so weit kommt man, wenn man nicht in einem solchen Institut erzogen ist!""

„Aber sieh doch nur! die Beiden sind ganz ruhig. Welch schöne Verbeugung! — Sie setzen sich schon ans Klavier — sie werden gewiß keine Note sehen!"

„„Du bist ein recht einfältiges Kind. Es ist ein Glück, daß man dich jenseits der Balüstrade nicht hört; aber nimm dich in Acht.""

„Nein, das ist unglaublich! Ich bin überzeugt der Lehrer, der ihnen das Blatt umschlägt, zittert mehr als sie! Diese Ruhe!"

„„Das ist eben die feine Elegance, die nirgends anders so vollständig anerzogen wird!""

„Aber es sind ja lauter junge Mädchen von sechzehn bis achtzehn Jahren, und doch gar nicht befangen, gar nicht schüchtern! Wie sicher und unbekümmert sehen sie die Gesellschaft an! — begreifst du das, Mama?"

„„Schwatze doch nicht so, Antonie, man hört es ja gleich daß wir nicht weit her sind. Wer ängstlich ist, der beweist nur daß er nicht Grund hat sich etwas zuzutrauen; aber Jene wissen was sie können. Das ist eine vornehme Erziehung.""

„Mir scheint es aber gar nicht gut zu kleiden."

„„Wir müssen uns doch glücklich schätzen, daß Cousine Adele solche Vortheile genossen hat — die kann nun Alles vorstellen!""

„„Das war ein à quatre mains, das wirklich sehr gut ausgeführt wurde! — Wie sie sich graciös verbeugen! Sie sind manchmal zum Küssen!"" —

„Ach sieh doch nur, Papa! ist das nicht Therese?"

„„Ja wohl, Hermine! Das ist ein Mädchen!""

„Und die wird ein Solo spielen?"

„„Wie eine Meisterin, das weiß ich schon im voraus! Schönes Mädchen! Ein prachtvolles Mädchen!""

„Nun, die weiß es auch schon; sieh nur, wie sie die Augen herumwirft!"

„„Herum? Sieh nur wie sie sie niederschlägt, wie sie sich vor der Directrice verneigt! Ganz excellent!""

„Das sind wohl die schönsten Augen, die ich gesehen habe!"

„„So schweige doch — sie spielt ja wie ein Apollo! Himmlisch!""

„Da ist wohl mehr Schein als Wahrheit dahinter!"

„„Traust du denn deinem eignen Gehör nicht mehr?""

„Dem traue ich eben, und das sehr viel."

„„Es ist doch eine Fertigkeit, ein Ausdruck, eine Gewandtheit ......""

„Aber doch nicht zu große Präcision."

„„Du bist eine ewige Krittlerin!"" —

„Nein, Papa, das ist brillant! Die Leute haben alle Lust zu klatschen!"

„„Sie werden doch nicht vergessen, daß sie keine Concertgeberinnen vor sich haben! Sei unbesorgt!""

Es traten noch einige Solospielerinnen mit geübtem Anstande auf, denen Blicke höchster Befriedigung und Anerkennung aus den Reihen des hohen Vorstandes zum Lohn wurden. Dann wurden in Eile auch die beiden letzten Flügel hinausgeschafft und alles sah mit Spannung dem, was nun kommen sollte, entgegen.

Unmerklich hatte sich der Hintergrund mit einem Orchester angefüllt, das wie eine Niete zu der ganzen Construction des Stiftsplanes zu gehören schien. Die Saiten wurden gestimmt und ein ehrbarer Lancier theilte die weiße Schaar in Gruppen, die sich über die ganze Bühne verbreiteten.

„Recht gut, recht gut!" hörte man verschiedene Stimmen im Publikum; „es war aber doch viel hübscher vor zehn Jahren: da wußte man, was man hatte, da sah man, daß sie etwas verstanden."

„„Das sind ja ganz unsolide Ansichten! Sollen unsere Töchter Ballet tanzen?""

„Nein dieser Rosentanz! das machte sich himmlisch! Jammerschade, daß man das gestrichen hat!“

„‚Ich bitte Sie, die Zeit schreitet nie rückwärts, sondern vorwärts!‘“

„Ich weiß nicht, ob das vorwärts oder rückwärts ist. Tanz ist Tanz, und wenn man uns etwas zeigen will, so muß es etwas Hübsches sein.“

„‚Aber, mein Lieber, sind Sie denn nur gekommen um Vorstellungen zu sehen?‘“

„Ja und nein. Ich will eine Vorstellung von der weltberühmten Erziehungskunst haben.“

„‚Da haben Sie Recht. Aber vergessen Sie nicht, daß es unsere Töchter sind, die man erzogen hat, und daß man von ihnen nur die feinen Kenntnisse einer geselligen Bildung verlangt.‘“

„Ach bah! solch ein Examen ist nichts fürs Haus! Ein Publikum will große Dinge sehen.“

„‚Sie sind ein Fremder, das hört man Ihren herzlosen Forderungen an. Wir Eltern wissen es den höchsten Verordnungen großen Dank, die den Schweif dieses Kometen der Pädagogik ein wenig verkürzt haben!‘“ —

Die Contredanses, Lanciers und Mazurkas waren beendigt, langsam und feierlich breiteten die Thüren ihre weiten Flügel aus, um all den Triumph, die glänzenden Siege, den öffentlichen Beifall weiter hineinzutragen in die innersten Säle des Gebäudes, auf daß die jahrelangen Bemühungen mit dem Weihrauch der Anerkennung gelohnt würden.

Schnell war die ganze schneeweiße Schaar, nachdem

die Sonnenblicke einer gütigen Fürstin auf ihr geruht, verschwunden. Die hohen Gestalten aus den Lehnsesseln hatten sich erhoben mit dem Ausdruck der vollsten Befriedigung in ihren Gesichtern. Eine kurze Correspondenz von verbindlichen Complimenten und artigen Dialogen begann; allmählich sah man die großen Annensterne und Wladimirkreuze in immer weiteren Distancen leuchten, und jetzt war der ganze Himmel verschwunden und das Publikum wogte durch die geöffneten Thüren in die lange Reihe der Säle, in denen die Arbeiten der jungen Examinandinnen ausgestellt waren.

Der erste Saal war mit Riesenkarten tapeziert, welche die Hände der zarten Jungfrauen gezeichnet hatten, Proben ihrer geographischen Kenntnisse in höchst klaren und großartigen Verhältnissen. Auf den Tischen darunter lagen schriftliche Arbeiten in allen Sprachen die in einer gebildeten Gesellschaft zu finden sind ausgebreitet, Uebersetzungen, Aufsätze, Gedichte in reicher Fülle. In dem folgenden waren die Wände und die langen Tische mit Bildern und Gemälden dekorirt, die den Eintretenden immer von neuem die verwunderte Frage: Ist das alles Schülerarbeit? entlockte. Hier war eine Reihe von Nachtstücken, von Landschaften bei unter- und aufgehender Sonne, bei Mondschein, bei Morgennebel aufgestellt, dort prangten Frucht- und Blumenstücke, dazwischen Portraits und Genrebilder aller Art — in Oel und Aquarell, in Tusche, in Pastell, in Crayon und Kreide.

„Wie findest du diese Gletscherzeichnung, Hermine?“ fragte Möhren seine Tochter.

„Sie ist vortrefflich, Papa; der Hofmaler Alberto wäre gewiß damit zufrieden.“

„„Meinst du? Hast du nicht dasselbe Stück in den letzten Stunden bei ihm gemalt?““

„Ja wohl; aber er behauptet, daß der Firn auf meinen Bergen wie eine Stülpe von Rosapapier aussähe.“

„„Ein Hofmaler sollte in allen seinen Bildern poetischer sein.““

„Indeß mochte er Recht haben, Papa. — Wer hat dies Bild gemalt? Kannst du den Namen lesen?“

„„O ja, warte .... The — rese — Warnfeld! Das ist ein Mädchen? Die wird die Welt mit Sturm erobern!““

„Sieh diesen Kopf daneben! — ein Kind mit einem Weihnachtslicht in der Hand.“

„„Hübsches Stück, aber Schülerarbeit, unverkennbar! Was sind diese Augen gegen Theresens Gletscherfirn!““

„Was steht darunter? — Se — Seville! Helene Seville! — Es ist aber doch gut gemalt!“

„„Ungelenk, Hermine, ungelenk! Der Schatten steckt die Nase überall zu tief ins Licht; und der Mund — der ist auf dem Uebergange vom Lachen zum Weinen stehen geblieben. — Und diese Finger sind ja viel zu lang für die Hand!““

„Ja, Papa, die Landschaft sieht mir auch gar zu geschickt für eine siebenzehnjährige Mädchenhand aus.“

„„Vorurtheil, mein Kind! Das Genie schreitet den Jahren voraus; nur kleine Geister sind an das Alter gebunden!““

In der Mitte des Saales stand ein langer Tisch, bedeckt mit den mannigfachsten Handarbeiten, von der ein-

fachsten bis zur komplicirtesten, von der nutzbarsten bis zur überflüssigsten. Die Auswahl war unbeschreiblich groß und wurde viel angestaunt.

„„Aber die Bestimmung ist doch das Beste dabei.““

„Wie können Sie das sagen, Admiralin! Ich finde die Ausführung im Einzeln wenigstens ebenso hübsch.“

„„Sie haben einen mehr praktischen als wohlthätigen Sinn, meine liebe Generalin, sonst würden Sie sich nicht auf so genaue Musterung einlassen.““

„Ich schlage nur das hoch an, was einen hohen Werth hat. Daß hundert reiche Mädchen für ihre zehn armen Kameradinnen eine Aussteuer nähen, nicht um sie auszusteuern, sondern um für sich eine Examenarbeit zu fertigen, das ist ja an sich nichts so Lobenswerthes; nur die gute Arbeit ist zu loben.“

„„Aber ich spreche von der Idee, meine Gute, gleichviel von woher sie kommt.““

„Das ist etwas Anderes. Ich spreche jetzt nur von der Erziehung.“

„„Diese ewige Erziehung! Das ist das ennuyanteste Wort das ich kenne!““

„Es ist doch schön, wenn man solche Zwinger für die unbequemen Worte hat.“

„„Ha ha! Das ist naiv! Zwinger für Erziehung! Erziehungszwinger! Sie sind wirklich eine reizend praktische kleine Generalin!““

Zu beiden Seiten in den Ecken des Saales standen die großen Magazinstöcke mit ihren schlanken Messingarmen, an denen die Schneiderarbeit der jungen Damen hing.

„Sehen Sie nur, meine theure Baronin, die unvergleichliche Bildung, die unsern Töchtern hier zu theil wird! Wohl dem Manne, dem eine solche Frau beschieden ist!“

„„Da stimme ich noch nicht bei; ich muß immer erst das ganze Mädchen sehen.““

„Pedanterie! ich nehme jede unbedingt ins Haus. Denken Sie, was sie erspart!“

„„Soll denn ein Mann allein an Ersparniß denken, liebe Staatsräthin? Und dann — hier haben viele Hände genäht — vielleicht ergänzten sie einander.““

„Sie sind eine Skeptikerin vom Scheitel bis zur Zehe, meine gute Baronin! Bedenken Sie doch, daß man nur glücklich ist, wenn man überall das Gute voraussetzt.“

„„Ich bin ganz Ihrer Ansicht, nur muß man nicht blind bei solchen Voraussetzungen stehen bleiben.““

„Und doch ist Täuschung und Poesie eine so schöne Mitgift auf dieser Erde.“

Die Schaar um die Kleidungsstücke mehrte sich.

„Was meinen Sie, Antoinette, kann das eine Laienhand genäht haben?“

„„Beste Emilie, hier ist Alles möglich.““ —

„Wie verschieden! Sehen Sie nur, Fräulein Baltner: dies ist so schön gemacht, ganz wie von einer Schneiderin — und dagegen die zwei Kleider an jenem Stock!“

„„Sind sie so schlecht genäht?““

„Nein — aber sie sehen doch ganz anders aus.“

„„Nicht Alle haben gleiches Talent, und es ist ein schöner Zug dieses Instituts, die Ehrlichkeit und Wahrheit mit der man zu Werke geht; man will nie mehr scheinen als

man in der That ist. Man verheimlicht es nicht, daß auch talentlose und faule Schülerinnen da sind.""

Die Gesellschaft vertheilte sich in den dritten Saal. Hier lagen die Teppiche aller Größe ausgebreitet, über deren Anfertigung zahllose Unterrichtsstunden versäumt worden. In stummer Ehrfurcht stand die bewundernde Schaar herum.

„Das geht an den Hof?"

„„Ja, mein Liebling, das ist ein Stammbuch, welches die Huldigungen und den Liebesdank der entlassenen Schülerinnen verewigt.""

„Verewigt? Die Farben vergehen ja, Papa!"

„„Aber des Herzens Gedanken, die unter den Blättern begraben liegen, nie!""

Hier war der Schlußstein der großen Ausstellung. Die Gesellschaft wandelte noch einmal in beschaulicher Muße durch die Säle, bis sie ihre Wagen erreichte und die lichterfüllten Räume dunkel zu werden begannen.

In dem stillen Zimmer der Gräfin Seville aber leuchtete noch ein lieblicher Stern. Johanna war mit dem HErrn allein. Ihr Herz war voll von jubelndem Dank, daß der Tag gekommen war, wo ihre Kinder nun wieder ganz ihr angehören sollten, voll strömender Liebe zu dem HErrn und voll Besorgniß, daß nur die Flecken, die ihr Theuerstes entstellten, rein abgewaschen würden von Seiner Hand. So umklammerte sie das wiedergewonnene Gut mit den Armen des Geistes und rief immer und im-

mer wieder: „O Jesu, Du Sohn Gottes, laß mich und meine Kinder nicht aus Deiner Gnadenhand!“ und flehete, Er solle alles Unrecht, das sie in der Erziehungswahl begangen, ihr vergeben, und alle schlimme Folgen für die jungen Seelen hinwegnehmen.

Einige Häuser weiter ließen die hell erleuchteten Fenster der Belétage eines stattlichen Hotels und die lange Wagenreihe vor demselben auf einen Ball oder ein großes Souper schließen, während wieder etwas weiter hinter einer Reihe dunkeler Fenster noch ein einsames Licht aus Spitzengardinen hervorleuchtete. Eine hohe, dunkle Gestalt trat hier an das Fenster, als eben der Mond glänzend über die Dächer heraufstieg, die Wolken zurückdrängend. Die großen, dunkeln Augen des Mannes schienen auf diesem Schauspiel zu ruhen, doch geschah das ohne Theilnahme der Seele, die offenbar von andern Gedanken wundersam bewegt war.

Und wieder etwas weiter in dem Künstler-Stübchen, in welches wir jüngst hineinblickten, brannte auch noch Licht. Der junge Bewohner neigte sich eben nieder zu dem Bilde, das wir von Epheuranken verhüllt sahen — heute war es reich bekränzt — faßte es und preßte es an seine Lippen; dann wandte er sein jubelstrahlendes Antlitz zum Fenster — und aus dem großen Künstlerauge flossen ein Paar Thränen über die blassen Wangen, und in seinem Herzen erklang es: „Alwine! Du mein! — O wie fasse ich diese Seligkeit!“

Fünfunddreißigstes Kapitel.

„Armer Junge! – Geschlagen? — Kannst keine Hülfstruppen mehr gebrauchen?"

„„Sie verhöhnen mich, Vater, — und ich — ich selbst möchte mich verhöhnen und bitterlich weinen!""

„Sei vernünftig, Louis! Glaube doch nicht daß, weil du kein Weib bekommen, du selbst eins sein müssest!"

„„Schicken Sie mich fort, Papa, noch Irkutzk, an den Amur, in den Kaukasus — wohin Sie wollen! Ich muß fort! hier kann ich nicht mehr leben!""

„Tollkopf! Du wirst schon wieder zur Besinnung kommen! — Aber erzähle mir doch, wie war es denn eigentlich? War der Boden nicht gut bearbeitet?"

Louis schielte nach der Thür des Kabinets hin, da sich in der Ferne Stimmen hören ließen. Der alte Doktor Pillnauer stand lächelnd auf und schob den Riegel vor.

„Nun, Louis, eine Meile vom Kreuzfeuer hat man Muth genug!"

„„Ach Papa, Sie wissen Alles — ich bin gänzlich zu Boden geschlagen.""

„Du bist noch ein gewaltig zarter Jüngling, Louis; ist wohl je ein Mann von einem Nein gestorben?"

„„So werde ich vielleicht der Erste sein!""

„Das ist die curiose Romantik unserer Tage — die erzieht solche Helden, weich wie die Wachspuppen! Nein, mein junger Freund, zu unsrer Zeit bauten wir mehr auf

unser eignes Selbst; wir liefen so lange Sturm, bis die Mauern fielen!"

Louis schüttelte traurig den Kopf. „„Sie wird mich nie lieben, sie hat es mir gesagt!""

„Der Tausend!" rief der Alte lachend, „du baust stark auf ein Mädchenwort! Wenns auch heut zu Tage verkehrte Welt ist, so rechte Helden von Schrot und Korn sind doch die Frauen nie!"

„„Glauben Sie, daß sie bis zum Mitleid kommt?"" fragte Louis niedergeschlagen.

„Mitleid!? Ein schönes Surrogat für einen Mann! — Bis zur Liebe, sage ich dir, wenn du sie nicht selbst aufgiebst."

„„Aber, Vater — das Fräulein von der Lindstaar,""

„— ist doch meine Frau geworden, Louis, nachdem sie mich dreimal wie ein Ceremonienmeister abgewiesen hatte! Das ist ja eben der Beweis."

Louis seufzte tief auf.

„Aber du hast noch nichts erzählt; ich dachte doch die schnalzende Musik und Amaranth, die hübsche, zahme Gesellschaft, der galante Schwiegerpapa ...." Hier schmunzelte der Alte, der die „kleine schwarzäugige Tochter" noch gar nicht aufgeben konnte, behaglich.

„„Die haben alle das Ihre gethan,"" sagte Louis schmerzlich; „„ich glaubte es auch, daß sie wirken müßten und wich nicht von ihrer Seite; aber sie wußte immer eine Grenzscheide zwischen uns zu ziehen. Ich setzte mich zu der Gräfin Orontow, ich mußte das Lob dieses ...""

„... reizenden Mädchens ..." half der Alte lachend ein.

„„....von ihren Lippen trinken — ich war nur Auge für sie, nur Ohr für sie, nur Mund für sie — ich lebe ja von diesem Einen Gedanken seit Monaten!““

Doktor Pillnauer wurde hier, wie immer bei jeder sentimentalen Phrase, etwas ungeduldig.

„„Die Musik war gut,““ fuhr Louis fast tonlos fort, — „„Beethoven ist mein Studium gewesen, seit ich in ihr das tiefe Verständniß klassischer Musik entdeckte; die Symphonie pastorale ....““

„Ho ho!“ lachte Pillnauer, „die machte wohl, daß die Kleine in dir ein großes Mißverständniß alles Klassischen entdeckte! Ja, du bist kein Genie, mein Sohn! Ich hätte nicht die Pastorale, sondern die Héroïque für sie gewählt: Mädchen mit Blitzgedanken, wie diese, lieben den Mann mehr in majestätischen Gewitterscenen als im sanft rieselnden Regen — glaube mir, mein Junge; ich bin alt.“

„„Die Gräfin Orontow war entzückt;““ fuhr Louis fort, „„sie mußte ich im dritten Zimmer suchen! —““

„Natürlich thatest du es,“ spottete Pillnauer, „und holtest dir eine hübsche Kritik?“

„„Sie sagte nur, die Pastorale sei ein Zeugniß, daß in dem stürmischen, leidenschaftlichen Beethoven kein Friede gewohnt: denn wer den Frieden mit einer Fülle von Tönen doch so marklos schildere, der habe die Seele des Friedens nicht erkannt.““

Der Alte lächelte vor sich hin. „Nun, und die Amaranth?“ fragte er.

„„Wir sangen viel,““ fuhr Louis fort. „„Mir kamen immer nur Walters Lieder in den Sinn. Als ich sang:

Ich möchte die Hand aufs Haupt dir legen — da zitterte mir die Stimme und ich glaubte meine Hand auf ihrem Haupte zu fühlen — sah zu ihr hinüber — sie war nicht da!"" —

Doktor Pillnauer rückte unruhig auf seinem Stuhl umher.

„„In der Weinlaube fand ich sie wieder; die Orontowschen Kinder und einige Freundinnen umgaben sie. Amaranth lag auf dem Tische; die übermüthige Laura hatte ihr alle Worte, die ich gesungen, eindrücklich vorgelesen und wiederholt, ich hörte aus der Ferne die letzten Zeilen. Als ich dazu trat, bat sie mich fortzufahren. Mir war das Herz zu voll, schweigen konnte ich nicht — so war es mir willkommen; ich las — sah aber bald, daß die Augen der Freundinnen lustig converſirten.""

„Du bist ein Narr!" fuhr der Alte auf.

„„Als alles aus war,"" fuhr Louis fort, „„als sie einsam am Fenster stand ....""

„Da gab sie dir einen Korb, und du nahmst ihn mit tiefen Bücklingen und stecktest einen Trauerflor darum!" unterbrach ihn Pillnauer — „du bist doch eine rechte Hasennatur!"

Louis seufzte; er wußte daß der Vater noch zu wenig das an ihm vermißte, was ihn zum Ziel geführt hätte.

„Höre, Louis," fuhr der Alte bedächtig fort, indem er die goldne Dose zwischen den Fingern umher drehte, „ein großer Preis will mit großen Mitteln errungen sein. Ein Mann der nur wenig interessant ist, ist den Frauen meistens schon furchtbar uninteressant" — hier lächelte

er selbstgefällig, wie Einer der da weiß, daß er seine Waare noch weit über ihren Werth herausgestrichen hat; „nun ist aber ein Mädchen immer eine Schwärmerin, zumal wenn es etwas voreilig in die Religiosität gegriffen hat: — du mußt etwas wagen! In acht Tagen reisest du nach Aegypten, nach Palästina, bringst einige Dornen und Splitter aus Jerusalem mit, wanderst mit Homer Hand in Hand durch Griechenland, küssest den päpstlichen Pantoffel in Rom, wohnst acht Tage in dem versunkenen Pompeji — und wenn du nicht nach einem Jahr der glücklichste Ritter allen Mädchenherzen gegenüber bist, so sollst du mich für thöricht halten! Abgemacht!"

„„Aber, Vater ....""

„Noch immer Jeremias der Zweite?"

„„Guter Vater .... sie wartet gewiß nicht darauf!""

„Ach — so! Ich soll den Engpaß vertheidigen? — Da hast du meine Hand: nur über meine ...."

„„Ach, Papa, das hilft mir nichts!""

„So willst du lieber hier bleiben und Korbflechterarbeit bei ihr studiren? Ist das ein Mann? — Geh nach Jerusalem, sage ich, bringe Rosenkränze von Reliquien nach Hause und fülle damit ihre Körbchen. In Rom kannst du dir auch ein Amulet geben lassen; du weißt, gegen den bösen Blick!"

Drei Tage später war Louis über die Grenze.

Druck von Leopold Schnauß in Leipzig.

In demselben Verlage sind erschienen:

Kurze Erklärung biblischer Schriften

für heilsbegierige, aufmerksame Bibelleser

von J. Diedrich, ev.-luth. Pastor.

8. geh. 1856 bis 1861.

Die bis jetzt fertigen Bände, von denen jeder besonders zu haben ist, sind:

Das Buch Hiob. 12 Ngr.
Der Prophet Jesaias. 15 Ngr.
Die Propheten Daniel, Hosea, Joel u. Amos. 15 Ngr.
Das Evangelium St. Johannis. 22½ Ngr.
Der Brief an die Römer. 15 Ngr.
Die Briefe an die Corinther. 15 Ngr.
Der Brief an die Galater. 4 Ngr.
Die Briefe an die Epheser, Philipper, Colosser und Thessalonicher. 12 Ngr.
Die Briefe an Timotheus, Titus, Philemon und die Hebräer. 13½ Ngr.
Die Briefe Petri, Johannis, Jacobi und Judä.

In dem Sächs. Kirchen- und Schulblatt von Prof. Dr. Luthardt 1859 Nr. 46 wird hierüber gesagt:

„Verstehest du auch was du liesest?" „Wie kann ich, so mich nicht je„mand anleitet!" Dieß wiederholt sich unzählige Male. Es ist nicht genug, „daß unser Volk die Schrift in Händen habe und sie lese; sie muß ihm auch „ausgelegt werden. Und es ist nicht genug, daß nur der Heilsweg verkün„digt wird; man soll auch den ganzen Heilsrath Gottes und seine Geschichte „auf Erden kennen, wie sie die Schrift uns berichtet. Dazu reicht die Pre„digt nicht aus. Zu Predigt und Schriftlection muß auch zusammenhängende „Schrifterklärung treten. Diese wird dazu beitragen, die Liebe zur Schrift „zu fördern. Erbauungsbücher werden mehr und lieber gelesen als die Schrift, „und oft welche bedenkliche, ungesunde, einseitige oder allzuplumpe! Aus „der Schrift holt man sich viel zu wenig Erbauung. Es fehlt an Schrift„verständniß und Schriftauslegung und sodann auch am Leben in der Schrift. „Es ist nicht genug, ihr bloß einige Minuten der Morgen- und Abendan„dacht zu widmen. Ganze Stunden, besonders des Sonntags, wollen der „Schriftlesung gewidmet sein. Aber dazu gehört Schriftauslegung. Wie „viel wunderlicher Mißverstand im Einzelnen kommt oft vor, auch bei from„men Christen! Und einen Einblick in den Zusammenhang etwa eines Ka„pitels, eines Abschnitts, oder vollends eines ganzen Buchs, haben die Aller„wenigsten! Aber die Schriftauslegungen überschütten das kurze Schrift„wort oft zu sehr mit Hinzugebrachtem und führen dadurch von der Schrift „ab zur eigenen erbaulichen Rede, so daß die stille Größe, verhaltene Kraft „und ernste Schönheit der heil. Schrift zu wenig zur reinen, vollen Wir„kung kommt. Das hiermit ausgesprochene Bedürfniß befriedigen die Died„richschen kurzen Schrifterklärungen in vorzüglicher Weise. In zusammen-